



Der Mann von Geburt

und

das Weib aus dem Volke.

Der Mann von Geburt

und

das Weib aus dem Volke.

Ein Bild aus der Wirklichkeit

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

August Kretzschmar.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1861.



Vorwort des Uebersetzers.

Schon seit längerer Zeit auf den Beifall aufmerksam gemacht, welcher den schöngeistigen Erzeugnissen der Frau Marie Sophie Schwartz in ihrem Vaterlande Schweden mit Recht gezollt wird, haben wir es unternommen, diese trefflichen Romane auch der deutschen Lesewelt zugänglich zu machen, und finden es angemessen, über diese bei uns noch fast ganz unbekannte Romandichterin — die aber, wie wir fest überzeugt sind, an Beliebtheit ihren Schwestern Emilie Flygare-Carlén und Frederike Bremer sehr bald gleichkommen wird — einige biographische und literarische Aufschlüsse vorauszuschicken.

Marie Sophie Birath — dies ist ihr Familienname — ist in der Stadt Boras in der Provinz Westgothland im Jahre 1819 geboren. Schon in ihrer frühesten Kindheit verlor sie ihre Aeltern und ward, kaum anderthalb Jahre alt, von ihrem Onkel, einem Oberinspector beim Zollwesen, an Kindesstatt angenommen. Bis zu ihrem zehnten Jahre, wo auch dieser

Pflegevater starb, genoß sie eine höchst sorgfältige Erziehung, deren Fortgang aber nun gänzlich unterbrochen ward, weil der verstorbene Pflegevater weiter nichts hinterließ als die aufrichtige Trauer seiner Freunde und eine Witwe in der äußersten Armuth.

Nachdem sie mit zurückgelegtem funfzehnten Lebensjahre confirmirt worden, übernahmen es einige Freunde ihres Pflegevaters, ihr Unterricht im Zeichnen und Malen ertheilen zu lassen, für welche Künste sie ein unleugbar großes Talent besaß. Dieser Unterricht war aber gleichwol im höchsten Grade einseitig, weil er nur geeignet war, ihre rein artistischen Anlagen auszubilden, während die humanistische Bildung, die bei einem zehnjährigen Mädchen nicht wohl schon weit gediehen sein konnte, fast ganz und gar vernachlässigt ward — ein Mangel in der Erziehung des Kindes, welchen es später dem Weibe vollständig gelang zu beseitigen.

Schon als Kind hatte sie sich durch die erstaunliche Leichtigkeit ausgezeichnet, womit sie ihre Gedanken in schönen und wohllautenden Versen auszudrücken wußte, aber auch dieses Talent ward vernachlässigt, was man nur beklagen kann, wenn man erwägt, welche reiche poetische Ader sich durch ihre schriftstellerische Thätigkeit hindurchzieht und welche unerschöpfliche Phantasie sich darin offenbart.

In ihrem siebzehnten Jahre zog sie sich durch Erkältung ein schweres Gehirnleiden zu, durch welches sie beinahe ein ganzes Jahr außer Stand gesetzt ward, die ihr vorgezeichnete Laufbahn weiter zu verfolgen, und wodurch auch ihre geistige Natur eine gewaltige Um-

wandelung erfuhr. Das zeither so lebhafte, muntere und muthwillige Mädchen war jetzt eine schwermüthige Träumerin geworden. Die Fähigkeit, ihre Gedanken in Versen auszudrücken, war gänzlich verschwunden und eine nimmer ruhende Phantasie ward jetzt die Herrscherin, welche alle andern Seelenkräfte unterjochte.

Allerdings setzte sie ihre künstlerischen Studien fort und zwar mit dem besten Erfolge, wovon einige auf dem königlichen Schloß in Stockholm befindliche Gemälde, die von dem damaligen Prinzen Oskar angekauft wurden, einen unzweifelhaften Beweis liefern; diese Beschäftigung genügte ihr jedoch jetzt nicht mehr. Der unruhige Geist trieb sie zu schriftstellerischen Arbeiten, aber sie war sich dieses Berufes nicht bewußt, sondern schrieb blos für sich selbst und baute Luftschlösser, die sofort wieder zertrümmert wurden, um Platz für andere zu machen.

Im Jahre 1839 vermählte sie sich mit dem Professor G. Schwartz zu Stockholm, einem vielseitig gebildeten Manne, der aber die schönen Künste mit der tiefsten Verachtung betrachtete, sodaß auch die künstlerische Laufbahn seiner jungen Gattin ihr Ende erreichte und sie ihre Zeit von nun an psychologischen Studien widmete.

Ungeachtet des Widerwillens ihres Gatten gegen Romanschriftstellerei erlaubte er ihr im Jahre 1851 doch, eine Novelle pseudonym als Frau M. S. S..... herauszugeben, worauf dann noch mehrere andere längere und kürzere Erzählungen folgten.

Im Jahre 1853 begann ihre Laufbahn als

Feuilletonistin für die „Schwedische Zeitung", welche rasch nacheinander mehrere Romane von ihr brachte, die sie in kurzer Zeit zum Liebling des Publikums machten. Auch für das „Aftonblad" schrieb sie unter dem Namen Zamor mehrere beliebt gewordene Erzählungen.

Der im Jahre 1858 erfolgte Tod ihres Gatten gestattete ihr in der von ihr mit soviel Talent und Glück betretenen Sphäre nun freiere Bewegung. Sie schrieb jetzt unter ihrem wahren Namen und ließ unter demselben auch ihre früher als Feuilleton gedruckten Romane in Buchform erscheinen, während sie in ununterbrochener Thätigkeit neue Geisteswerke daran reihte und sich die Gunst ihrer Leser nicht blos zu erhalten, sondern auch in immer höherm Grade zu erwerben wußte.

Diese letztern Romane — und der, mit welchem wir die Reihe unserer Uebertragungen beginnen, gehört zu dieser Zahl — sind von dem Publikum, wie eben erwähnt, mit großem Beifall aufgenommen worden, aber auch von einer gewissen Seite, wo man, gleich den Bourbonen, nichts gelernt und nichts vergessen hat, Gegenstand scharfen Tadels gewesen.

Einige dieser Erzählungen haben nämlich die stark ausgeprägte Tendenz, gegen den Adel und gegen die schreiende Ungerechtigkeit anzukämpfen, welche in Schweden gestattet, daß der verhältnißmäßig so wenig Mitglieder zählende Adelstand, ohne Wahl, aus eigener Machtvollkommenheit, den vierten Theil der Landesvertretung ausmacht, welcher vierte Theil, größtentheils

aus den höhern Hofbeamten, wie Kammerherren und Kammerjunkern und dergleichen, sowie Militärs bestehend, nur eine Maschine zur Bewilligung des Budgets und der Abgaben ausmacht, die nur das steuerpflichtige Volk treffen.

Gegen diesen Stand mit seinen Vorurtheilen hat die edle Verfasserin gewagt aufzutreten und ihm das Axiom: „Die Arbeit adelt", ins Gesicht zu schleudern, einen Ausspruch, der von vielen als paradox betrachtet wird. Ein Edelmann, in Gestalt eines Zeitungsrecensenten, hob kürzlich auch in der That den Handschuh auf. Die ungeheuchelte und tiefe Misbilligung des unparteiischen Publikums aber war der Lohn seiner Art und Weise, den bekannten Spruch: „Noblesse oblige", zu deuten.

Was den innern Mechanismus der Schwartz'schen Romane betrifft, so wird der Leser bald die Ueberzeugung gewinnen, daß derselbe ein ungemein fein und sorgfältig gearbeiteter ist und daß die Verfasserin, gerade wie Bulwer — mit dem sie überhaupt in ihrer Darstellungsweise viel Aehnliches hat — von dem Wunsche beseelt zu sein scheint, zweimal gelesen zu werden. Anstatt nämlich, wie so viele andere Romandichter, den Leser Gang und Ende der Handlung schon zu Anfang oder in der Mitte des Buches errathen zu lassen, weiß sie ihn auf so geschickte und doch vollkommen natürliche Weise zu überraschen, daß er, wenn er zu Ende ist, unwillkürlich, um den Genuß vollständig zu machen, nochmals von vorn anfangen wird.

Die Fortsetzung des vorliegenden Romans, welche den vorhin erwähnten Ausspruch: „Die Arbeit adelt", zum Titel hat, ist im schwedischen Original bereits erschienen und die Uebertragung derselben ins Deutsche von Endesgenanntem begonnen. Diesem Roman wird derselbe dann eine Auswahl der übrigen Werke der Verfasserin folgen lassen.

August Kretzschmar.

Prolog.

Es gibt Menschen, welche durch harte Entbehrungen, angestrengte Arbeit und niemals ruhende Thätigkeit sich mit Glück aus Armuth und einer niedrigen gesellschaftlichen Stellung zu Reichthum und Unabhängigkeit emporschwingen.

Andere dagegen, welche zu Rang und Reichthum geboren sind, verlieren durch Verschwendung, Ausschweifungen und Leichtsinn, was sie anfänglich besessen, und sinken auf diese Weise von ihrer frühern Selbständigkeit in die drückende Sklaverei des Mangels.

Mit Personen, die aus diesen beiden Extremen hervorgegangen sind, hat es eben unsere Erzählung zu thun.

Welche von diesen beiden Klassen die eigentlich achtungswerthe ausmacht, ist für jedes denkende Wesen leicht zu finden, gleichwol aber hat sich unsere aufgeklärte Zeit über die Vorurtheile der Geburt noch so wenig erhoben, daß wenn der Verschwender oder Wollüstling einen alten adelichen Namen besitzt, über dessen Zug er eine Grafenkrone trägt, man sich tief vor ihm beugt, und der reiche Kaufmann nicht zögert, ihm seine

einzige Tochter und sein ganzes Vermögen zu schenken, nur um mit den vornehmen Familien verwandt zu werden.

Derselbe Vater aber, der um einer verächtlichen Eitelkeit willen seine Tochter opfert, würde die Bewerbung des fleißigen und tüchtigen Mannes, der sich aus dem Nichts zur Selbständigkeit aufgeschwungen, abweisen.

Und warum?

Weil der Titel des Wollüstlings seinem Hochmuth schmeichelt und seinen Ehrgeiz befriedigt, während dagegen der anspruchslose Name des Emporkömmlings so einfach klingt, daß nicht einmal ein rechtschaffener Charakter, ein ehrbarer Wandel u. s. w. den plebejischen „Pehrson“, „Svenson“ oder dergleichen aufzuwiegen vermag.

Dieser Umstand hat viel geschadet, denn er hat gerade diese Sucht nach Verwandtschaft mit dem Adel hervorgerufen, und die reichern Bürgerklassen glauben nicht eher einen eigentlichen Werth zu besitzen, als bis sie ihren Reichthum mit einem hochklingenden Namen verschmolzen haben.

Diese so ganz verkehrte Eitelkeit hat zu so viel Misbräuchen geführt, daß es zu wünschen wäre, sie wiche endlich einmal einer vernünftigen Anerkennung dessen, was wirklich achtungswerth ist. Leider aber ist sie so tief eingewurzelt, daß sie sicherlich noch mehrere Menschenalter fortleben wird.



Erstes Kapitel.

Der Besitzer des großen und prächtigen Landgutes Ljungstafors theilte die in unserm Prolog beklagten, fast allgemein herrschenden Begriffe in Bezug auf einen von dem Namen anderer entlehnten Werthe des Menschen durchaus nicht, denn obschon Kapitän Martenson — so hieß er — der reichste Mann im ganzen Orte war, so hatte er doch in dieser Eigenschaft noch niemals Zutritt in irgendeiner der vornehmern Familien zu erlangen gesucht.

Noch nie war es ihm eingefallen, durch eine eheliche Verbindung mit einem der armen adelichen Geschlechter, an welchen die Provinz besonders so großen Ueberfluß hat, sein Ansehen erhöhen zu wollen.

Im Gegentheil, diese Menschen, welche weiter nichts mehr besaßen als ihre Ahnen, und ebendeshalb, weil sie jedes andern Werthes entbehrten, fortwährend mit den Thaten ihrer Vorväter prahlten, waren dem praktischen, tüchtigen und grundehrlichen Martenson im höchsten Grade zuwider.

Pehr Martenson war der einzige Sohn eines Hammerschmieds bei dem Grafen Romarhjerta, dem frühern Besitzer der Hüttenwerke Hillesta und Ljungstafors.

Schon von seiner Kindheit an verrieth Pehr einen so unwiderstehlichen Hang zum Seemannsleben, daß sein Vater ihn seinem Bruder anvertraute, welcher Schiffer war und eine sogenannte Schute für Rechnung des Hammerwerks führte.

Auf dieser Schute wuchs der Knabe heran, und als der Onkel starb, übernahm Pehr die Führung des Fahrzeugs. Kurz darauf starb auch der Vater und Pehr erbte nun von beiden, vom Vater und vom Onkel.

Viel war es nicht, denn Pehr hatte zwei Schwestern, und als das Erbe getheilt war, belief es sich nicht einmal ganz auf fünfhundert Reichsthaler für jede Person, sodaß Pehr sich dadurch veranlaßt sah, auf seinen Antheil zu Gunsten seiner Schwestern zu verzichten.

Zwei Jahre darauf, nachdem es ihm als Schiffer geglückt war, eine kleine Summe zu sparen, nahm er Abschied von der Hüttenwerksschute und ging nach Stockholm.

Unter tausend Entbehrungen und mit Beobachtung großer Sparsamkeit hielt er sich hier so lange auf, als nöthig war, um einen vollständigen Cursus auf der Navigationsschule zu machen, worauf er eine Anstellung als Steuermann auf einem Schiff erhielt, welches nach Brasilien ging.

In dieser Stellung zeichnete er sich durch Tüchtigkeit und Gewandtheit rühmlichst aus.

Mehrere Jahre vergingen. Er blieb auf seinem Posten als Steuermann und erwarb sich in dieser Zeit die Achtung und das Vertrauen der Schiffsrheder und des Kapitäns, ebenso wie die Liebe der Mannschaft.

Am Bord war er rasch, unerschrocken und kühn, ohne die Furcht auch nur dem Namen nach zu kennen, pünktlich in Erfüllung seiner Pflichten, streng in Beobachtung der Mannszucht und unbestechlich in allem, was in das Gebiet der Ehrlichkeit und des Ehrgefühls gehörte.

Auf dem Lande war er still, schweigsam und ordent-

lich, dabei sparsam bis zur Genauigkeit, sodaß die Rheder sich wunderten, wie wenig er von seinem Lohne wegnahm. Das Meiste ließ er stehen, damit es, wie er sich ausdrückte, der Grundstein des Vermögens sei, welches er zu sammeln beschlossen hatte.

„Ihr habt also die Absicht, mit der Zeit reich zu werden, Martenson?“ hatte der Kapitän gefragt.

„Ja, mit Gottes Hülfe und meiner Arbeit hoffe ich es“, antwortete Pehr.

Nachdem einige Jahre vergangen waren, erhielt er von den Rhedern Auftrag, als Kapitän ein neues Schiff zu führen, welches nach England und Amerika ging.

Während er auf seiner ersten Reise sich längere Zeit in England aufhielt, machte er die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, der Tochter eines englischen Matrosen.

Das Mädchen war schön und arm, dies aber hinderte unsern jungen Kapitän durchaus nicht, sich sofort in sie zu verlieben. Gleichwol machte Martenson Reisen von und wieder nach England, ohne ihr nur ein Wort von seiner Liebe zu sagen, obschon er jedesmal, wo er Mary wiedersah, noch mehr verliebt in sie wieder von ihr schied.

Erst als es ihm nach Verlauf mehrerer Jahre geglückt war, so viel zusammenzusparen, daß er sich ein eigenes Fahrzeug kaufen konnte, bewarb er sich um die arme vater= und mutterlose Mary und erhielt ihr Jawort.

Von dem Augenblicke an, wo Martenson verheirathet und Herr eines eigenen Schiffes war, schien es, als ob das Glück zum Lohn für seine unermüdliche Thätigkeit, Ordnungsliebe und Redlichkeit ihn ganz und gar in seine Arme schlösse. Alle seine Reisen waren glücklich und brachten ihm einen Gewinn, den er stets auf glückliche Speculationen verwendete, sodaß das Kapital dadurch vermehrt ward.

Mary begleitete ihn während der ersten Jahre auf

seinen Reisen; als sie ihm aber nach fünfjähriger Ehe endlich eine Tochter schenkte, mußte sie zu Hause bleiben.

Gleichwol war Mary viel zu thätig und es lag auch ihr zu viel daran, zu Vermögen zu kommen und ihre Träume in dieser Beziehung verwirklicht zu sehen, als daß sie ruhig hätte zu Hause sitzen und sich von ihrem Manne ernähren lassen sollen.

Sie etablirte daher einen Modewaarenhandel und es dauerte nicht lange, so kam Frau Martenson's Modemagazin in Ruf, hauptsächlich deshalb, weil die Besitzerin keine Schwedin, sondern eine Engländerin war.

Die moderne Welt mit ihren aufgeklärten Ideen findet alles vortrefflich, was vom Auslande verfertigt wird, dagegen aber alles schlecht, was einheimisch ist.

Genug, während der Mann glückliche Reisen machte und viel Geld verdiente, während er zugleich durch Betheiligung an Handelsunternehmungen seinen Erwerb unaufhörlich verdoppelte, trug Mary mit dem sehr bedeutenden Gewinn, den ihr Handel jährlich einbrachte, zur Vermehrung des Kapitals bei.

So vergingen zehn Jahre, als Mary plötzlich krank ward und starb. Martenson, der erst kürzlich von einer längern Reise heimgekehrt war, verkaufte das Modewaarengeschäft und brachte seine einzige, jetzt zehnjährige Tochter in ein großes Erziehungsinstitut in der Hauptstadt. Dann reiste er wieder ab und blieb etwas über ein Jahr aus.

Als er wiederkam, kaufte er das große Hammerwerk Ljungstafors von seinem und seines Vaters frühern Arbeitsherrn, dem Grafen Romarhjerta.

Der Graf, der ursprünglich die beiden unmittelbar nebeneinander liegenden Hüttenwerke und außerdem noch ein großes Familiengut im südlichen Schweden besaß, war durch eine thörichte Lebensweise in eine so bedrängte Lage gerathen, daß er sich genöthigt sah, Ljungstafors zu verkaufen.

Nachdem Martenson das Hüttenwerk gekauft hatte, machte er selbst keine weitern Seereisen mehr. Sein Schiff ward von einem tüchtigen Kapitän geführt und fuhr, zugleich mit zwei andern, die er ebenfalls besaß, fort, für seine Rechnung Reisen zu machen.

Nachdem er sich in Ljungstafors niedergelassen, nahm er seine Tochter nach Hause, hielt ihr eine Gouvernante, einen Musiklehrer u. s. w. und that alles, was in seinen Kräften stand, um dem Mädchen eine gute Ausbildung und Erziehung zu geben — nicht aus Eitelkeit, sondern damit sie, wie er sich ausdrückte, eine so gut getakelte Schute würde, daß sie für die reiche Fracht taugte, die sie künftig führen sollte.

Drei Jahre lang ging alles gut. Die ganze Liebe des Kapitäns Martenson concentrirte sich auf seine Tochter Elin. Dabei aber lag in seiner Zärtlichkeit durchaus nichts Weiches, Schwaches oder Weibisches; im Gegentheil, sie war etwas Strenges und Ernstes, welches einer kalten Hülle glich, unter welcher man die warmen Gefühle, die unter der rauhen und gebieterischen Außenseite sich bargen, mehr ahnte als erkannte.

Streng in seinen Ansichten über Ehre und Gewissenssachen schärfte er diese Ansichten auch seiner Tochter ein. Selbst von unbeugsamer Charakterfestigkeit, gewohnt zu befehlen, forderte er von ihr blinden Gehorsam. Im höchsten Grade rechtschaffen, aber nur wenig gefühlvoll oder schwach, schätzte der Kapitän das Rechtsgefühl am höchsten, achtete aber die Gutmüthigkeit gering.

Dies war der Grund, daß Elin ihren Vater bewunderte und liebte, aber auch gleichzeitig eine Ehrerbietung gegen ihn hegte, die beinahe an Furcht streifte. Er stand vor ihrer kindlichen Phantasie wie ein vollkommenes und unerreichbares Wesen, zu welchem sie mit einer Liebe aufblickte, die sich niemals in Worten kund zu geben wagte.

Oft geschah es, daß Elin den Kopf auf die Hand

gestützt, in einem Winkel saß, die stattliche kräftige Gestalt und das strenge Antlitz ihres Vaters betrachtete und in ihrem Herzen wünschte, sich ihm zu nähern und ihre Lippen auf seine Stirn zu drücken. Niemals aber wagte sie, diesen Wunsch ins Werk zu setzen, weil sie ganz sicher geglaubt hätte, dadurch den ihrem Vater schuldigen Respect zu verletzen.

Als Elin vierzehn Jahre alt war, ereignete sich etwas, was auf die ganze Zukunft des jungen Mädchens einen großen Einfluß ausüben sollte.

Der Graf Romarhjerta hatte einen Sohn und eine Tochter, welche letztere vier Jahre jünger war als Elin. Der Sohn, schon ein junger Mann und sieben Jahre älter als Elin, war blos dann und wann auf einige Wochen zum Besuch zu Hause.

Bei diesen Gelegenheiten hatte Elin den jungen Grafen gesehen und unvergleichlich schön, stolz und männlich in seinem ganzen Wesen gefunden.

Gerade so wie der junge Graf Hermann aussah, mußte Gustav Wasa, Gustav Adolf oder Karl der Zwölfte ausgesehen haben, dachte die kleine Elin, während sie mit kindlicher Dreistigkeit den jungen Edelmann betrachtete, wenn er in Begleitung seines Vaters zuweilen Ljungstafors besuchte, oder wenn Elin nach Hillesta eingeladen war, um mit Fräulein Helfrid zu spielen.

So hatte Elin von ihrem zwölften bis zu ihrem vierzehnten Jahre durch ihre Phantasie den Grafen Hermann mit allen Tugenden schmücken lassen, welche die Sage oder die Geschichte ihr vorführte, und der junge Graf ward auf diese Weise, ohne es zu ahnen, ein Ideal für die kleine, blasse Gespielin seiner Schwester.

Als Elin ihr vierzehntes Jahr zurückgelegt hatte, verheirathete sich die Gouvernante, welche Fräulein Helfrid einige Jahre lang gehabt, und es kam nun eine neue in Hillesta an.

Diese neue Gouvernante war ein junges Mädchen von

zweiundzwanzig Jahren, lang, schlank und blendend schön. Mit der größten Anmuth in allen ihren Bewegungen, der hinreißendsten Naivetät in ihrem ganzen Wesen war sie ganz geschaffen, den Männern die Köpfe zu verdrehen, wie sich auch bald in Bezug auf den jungen Grafen ergab, der gerade bei ihrer Ankunft auf Besuch daheim war.

Er ward von der liebenswürdigen Gouvernante so eingenommen, daß der alte Graf, ein Mann mit hohen Begriffen von der Achtung, die ein Mann von Ehre einem jeden beweisen müsse, der unter seinem Schutz stünde, zu fürchten begann, daß der schöne Sohn möglicherweise auf das reizende Mädchen einen so tiefen Eindruck machen könnte, daß dies Gott weiß wozu führte.

Genug, der Graf Hermann — der letzte Sprößling der alten Familie, deren Ahnen so weit zurückgingen, daß es ungewiß war, ob Odin nicht selbst Namen, Ehre und Würdigkeit erst von dem Stammvater dieser Familie geerbt hätte — ward fortgeschickt, um, wie alle andern jungen Männer von guter Familie, eine Reise auf dem Continent zu machen. Erst in einem Jahre sollte er wiederkommen.

Der Ort war arm an jungen Männern und die gräfliche Familie lebte gerade damals aus Rücksicht auf die Kränklichkeit der Gräfin sehr eingezogen, sodaß die schöne Selma Fries sich damit hätte begnügen müssen, ein Gegenstand für die glühenden Blicke des Hüttenwerksverwalters und Buchhalters, wenn sie auf ihren Spaziergängen mit diesem zusammentraf, zu sein, dafern nicht Kapitän Martenson noch dagewesen wäre.

Ein halbes Jahr nach ihrer Ankunft in Hillesta und zwei Tage nach der Abreise des jungen Grafen Hermann sagte der alte Graf, der mit der Entfernung seines [illegible] sehr zufrieden war, zu Selma:

[illegible]aben Sie schon unsern nächsten Nachbar, den Ka=
[illegible] Martenson gesehen, Mamsell Fries?“

„Nein, Herr Graf", war die Antwort.

„Um so besser, dann kann ich Ihnen denselben heute Abend vorstellen. — Er ist der reichste Eigenthümer hier im Orte, obschon blos ein Emporkömmling. Aber so ist es, das Geld gibt Werth und verschafft uns Achtung. Bejammernswerthe Zeiten, wo Leute von Ehre den Geldleuten nachstehen müssen!"

Der Graf ging im Zimmer auf und ab. Die Gräfin, welche auf dem Sofa zurückgelehnt saß, bemerkte in vornehm geziertem, schleppendem Tone:

„Ja, es sind mehr als bejammernswerthe Zeiten, lieber Romarhjerta, wenn einer der ersten Edelleute Schwedens die Achtung vor sich selbst so weit vergißt, daß er mit solchen Menschen wie dieser Martenson umgeht."

Diese Worte schienen die Kräfte der Gräfin erschöpft zu haben, denn sie griff nach ihrem Riechfläschchen und führte es mit der Geberde der Ermattung zur Nase.

„Liebe Freundin, über solche Dinge haben die Damen kein Urtheil", antwortete der Graf kalt. „Uebrigens ist Martenson ein in jeder Beziehung so rechtschaffener und ehrlicher Mann, daß man, auch abgesehen von seinem Reichthum, ihn achten muß, und dabei ist er so stolz, daß er sich niemals von dem hier wohnenden Adel einladen läßt, oder denselben einladet. Hierher kommt er blos, wenn die Geschäfte ihn dazu nöthigen; das weißt du recht wohl, meine süße Freundin."

Hierauf wendete der Graf sich mit herablassendem Lächeln zu Selma und setzte hinzu:

„Er ist ein Mann in seinen besten Jahren und Witwer."

Selma erröthete ein wenig, beantwortete aber das Lächeln des Grafen mit einem, welches unbeschreiblich einnehmend war.

In demselben Augenblicke meldete der Diener:

„Kapitän Martenson."

Nach wenigen Secunden trat der Angemeldete ein.

Der Kapitän war jetzt ein Mann von zweiundfunfzig Jahren, mit einem Aeußern, welches vollkommen eines jeden Anstriches von Alter entbehrte. Seine Haltung war gerade und kräftig, sein Haar dunkel, ebenso wie sein Backenbart, und ohne daß ein einziges graues Haar sich darin zeigte.

Die etwas starken Lippen ließen, wenn er sie öffnete, so frische und weiße Zähne sehen, wie mancher zwanzigjährige Jüngling sie nicht aufzuweisen hat.

Das sonnverbrannte Gesicht war allerdings von den Jahren gefurcht, aber ohne daß diese Furchen ihm etwas Gealtertes gaben. Die tiefliegenden dunkelblauen Augen waren lebhaft und doch ernst.

So war Pehr Martenson's äußere Erscheinung mit zweiundfunfzig Jahren. Mühe, Anstrengungen und ununterbrochene Thätigkeit hatten ihm nur ein erhöhtes Gepräge männlicher Kraft gegeben und man konnte von dem Kapitän sagen, er sehe noch ganz wohl aus.

So kam es auch Selma vor, als er eintrat und grüßte — achtungsvoll den Grafen, kalt die Gräfin, welche mit einer fast unbemerkbaren Neigung des Hauptes seinen Gruß erwiderte.

Als der Graf Selma präsentirte, heftete der Kapitän einen Blick der Ueberraschung auf die schöne junge Dame und sein Gruß war beinahe ehrerbietig.

Während der Stunde, welche er mit dem Grafen sprach, verwendete er kein Auge von Selma, welche recht wohl den Eindruck bemerkte, den sie gemacht hatte.

Es ging Martenson, wie es schon mehreren klugen Leuten vor ihm gegangen ist, die unter Arbeit und Thätigkeit ihre ganze Jugend zurücklegen, ohne in irgendeine Thorheit zu verfallen, dagegen im reifern Alter dafür büßen müssen.

Martenson, der noch niemals der Sklave einer Leidenschaft gewesen und der selbst in seiner Liebe zu Mary

und seinem Kinde sich von der Vernunft und seinem Willen hatte leiten lassen, ward jetzt mit funfzig und einigen Jahren von einer so gewaltigen Neigung für Selma ergriffen, daß sein Wohlgefallen an ihr binnen wenigen Monaten in eine alles absorbirende Leidenschaft überging.

Es ist möglich, daß Selma die Kunst verstand, einen Funken zur Flamme anzufachen. Dies wissen wir weiter nicht — wol aber wissen wir, daß, als kaum vier Monate um waren, der sonst so besonnene Mann mit einem Heirathsantrag angestürmt kam und das Jawort erhielt.

Sechs Wochen später war Selma Fries nicht mehr Gouvernante bei dem Grafen, sondern Hausfrau in Ljungstafors, und nach fernerweiten drei Monaten sah Elin, dem Wunsche ihrer Stiefmutter gemäß, sich wieder in eine Pension in Stockholm versetzt, deren Vorsteherin eine Verwandte von Selma war.

Zweites Kapitel.

Der Kapitän war, wie dies mit ältern Männern sehr oft der Fall ist, in seine junge Gattin so verliebt, daß in seiner Liebe etwas lag, was dieselbe für Selma ermüdend machte.

Das leidenschaftliche Element paßte mit seinem Alter und übrigen Charakter nicht recht zusammen und erhielt dadurch ein unnatürliches Gepräge, welches, anstatt das Herz der jungen Frau zu erwärmen, es kalt und scheu gegen einen Mann machte, der mit Gewalt in ihrer Brust dieselbe Leidenschaft hervorrufen wollte, von welcher er selbst beherrscht ward, während er dabei gänzlich vergaß, daß man dem Herzen nicht befehlen kann, den Wünschen so leicht zu gehorchen wie ein Schiff.

Selma war, als sie ihr Schicksal an das des Kapitäns knüpfte, weder dem Herzen, noch den Gefühlen, noch dem Charakter nach verdorben. Sie war arm und abhängig, sie war zugleich schön und suchte durch ihre Anmuth und die Neigung, welche sie erweckte, Gefühle hervorzurufen, welche zur Folge haben konnten, daß sie des reichen Mannes Gattin ward.

Der Kapitän misfiel ihr nicht, aber sie hätte niemals für ihn eine tiefere Neigung fassen können, als er sie

heimführte und dann mit Sturm Beweise der glühendsten Liebe erzwingen wollte.

Da dieses thörichte Bemühen nicht glückte, so entstanden heftige Auftritte und er schleuderte in seinem Zorne empörende Vorwürfe gegen die junge Frau, die sich noch keines andern Versehens schuldig gemacht als dessen, daß sie ohne Liebe geheirathet hatte.

Hätte der Kapitän sich nur einen einzigen Augenblick von seiner Vernunft beherrschen lassen, so hätte selbst er einsehen müssen, daß das beste Mittel, sich die Zuneigung seiner Gattin zu erwerben, gewesen wäre, ihr mit herzlicher Freundlichkeit zu begegnen, ohne zu fordern, was sie nicht geben konnte, und ohne eine Leidenschaft erzwingen zu wollen, welche aus dem Herzen kommen muß.

Jetzt dagegen verscheuchte er ihre keimende Zuneigung, ehe sie noch Wurzel schlagen gekonnt hatte, und auf diese Weise entstand schon von Anfang an eine unnatürliche Spannung zwischen den beiden Ehegatten.

Der fortwährenden Auftritte müde, wollte Selma den Kapitän durch Güte und Nachgiebigkeit mit dem etwas Kalten, was in ihren Gefühlen lag, auszusöhnen suchen. Dies glückte aber nicht, und anstatt ihre Stellung dadurch zu verbessern, verschlimmerte sie dieselbe, denn nun ward er eifersüchtig und argwöhnisch und betrachtete ihre Bemühungen als eine Maske, hinter welcher sie Gefühle von verbrecherischer Art zu verbergen suche.

Das erste Jahr war auf diese Weise ein stürmisches für die Neuvermählten, aber auch ein lehrreiches für Selma. Sie bekam dadurch Zeit, die Launen, Eigenheiten und Schwachheiten ihres Gatten zu studiren, denn welcher Mann besäße dergleichen nicht?

Dieses Studium gab ihr Waffen in die Hände, womit sie den Sturm beschwören konnte, und Selma fing nun an die Verliebte zu spielen, um den Wunsch ihres Mannes zu befriedigen.

Sie sah ein, daß es nicht blos sein Herz war,

welches bei dem Gedanken litt, daß sie ihm nur eine laue Zuneigung schenkte, sondern daß auch die verletzte Eitelkeit einen großen Antheil daran hatte.

Diese falsche Münze ward für eine echte genommen und der Kapitän glaubte der Rolle, welche Selma spielte.

Sie schmeichelte seiner Eitelkeit, billigte seine stolze Verachtung des Adels, bewunderte seine Selbständigkeit und versicherte, sie fühle sich jetzt glücklich, gerade so geliebt zu werden, wie er sie liebe.

Von der Zeit an, wo Selma auf diese Weise anfing zu Werke zu gehen, ward das äußere Verhältniß zwischen den Ehegatten besser, das innere aber war nun rettungslos zerrissen. Bei Selma war alle Anhänglichkeit und Achtung verschwunden. Sie sah nur die Schwächen ihres Gatten, welche sie verletzten und verwundeten, während sie das wirklich Achtbare und Rechtschaffene in seinem Charakter übersah.

Sie betrachtete seine Heftigkeit als Roheit, seine Gefühle für sie als grobe Sinnlichkeit, seine Festigkeit als Herrschsucht, seinen Stolz als tyrannischen Uebermuth, seine Ehrlichkeit als eine Folge von Hochmuth, seine Verachtung gegen den Adel als Geldstolz und seine freien liberalen Ansichten als pöbelhafte Halsstarrigkeit.

Die Erbitterung über erlittenes Unrecht, die Furcht vor der strengen heftigen Gemüthsart ihres Gatten, der Wunsch, Gewalt über ihn zu gewinnen — alles dies nährte und förderte eine systematische Heuchelei, eine ununterbrochene Verstellung, welche allerdings den Kapitän bethörte und in den Wahn einlullte, daß Selma nun wirklich angefangen habe, ihn so zu lieben, wie er sie liebte, die ihn aber gleichwol nicht so zu überzeugen vermochte, daß das in ihm wohnende Mistrauen verschwunden wäre. Dieses wohnte zu tief in seinem Herzen und machte ihn eifersüchtig.

So verging wieder ein Jahr.

Der junge Graf Romarhjerta kam, nachdem er zwei Jahre im Auslande verweilt, wieder nach Hillesta zurück.

Er sah Selma als Frau wieder; sie war noch so schön und einnehmend wie früher.

Seine Zuneigung erwachte daher mit erneueter Kraft, sodaß er, ungeachtet seines Stolzes und der Verachtung, die er innerhalb seiner Familie stets gegen den Emporkömmling auf Ljungstafors zu erkennen gegeben, jetzt dieses Haus oft besuchte.

Der Winter verging, Selma war gegen ihren Gatten die verkörperte Liebenswürdigkeit, und der junge Graf hatte tausenderlei Geschäfte in Ljungstafors abzumachen.

Zu Anfange des Frühlings nahm Graf Romarhjerta mit seiner Familie seinen Aufenthalt auf seinem alten Stammschlosse im südlichen Schweden.

Nach dem Weggange des Grafen ging mit Selma's Gemüthsstimmung eine große Veränderung vor. Sie versank in einen stillen Kummer, welcher ganz unverkennbar ihre Gesundheit untergrub, denn die früher blühenden Wangen wurden bleich, der sonst so strahlende Blick matt, und der Kapitän bemerkte bald zu seiner Bestürzung, daß seine schöne Gattin einer Blume glich, welche nahe daran ist zu verwelken.

Sofort beschloß er, nach der Hauptstadt zu reisen, um die geschicktesten Aerzte zu Rathe zu ziehen und dabei zugleich Elin's Confirmation beizuwohnen, welche während der Pfingstfeiertage stattfinden sollte.

In der Hauptstadt trafen der Kapitän und seine Gattin mit dem Grafen Hermann zusammen, der sich sehr artig und zuvorkommend gegen sie bewies.

Elin sah das Ideal ihrer Kindheit wieder, von welchem sie während ihrer Pensionszeit geträumt, aber ohne daß der junge Mann die geringste Aufmerksamkeit auf das jetzt sechzehnjährige Mädchen richtete, welche freilich auch

in ihrem Aeußern nicht das mindeste Anziehende hatte und neben ihrer Stiefmutter im höchsten Grade unbedeutend erschien.

Elin gehörte zur Anzahl derjenigen jungen Mädchen, welche bei einem Alter von sechzehn Jahren die Kinderschuhe immer noch nicht ausgezogen haben. Sie war lang und schmächtig, ohne alle Körperhaltung und ohne alle Harmonie in ihren Bewegungen. Die Gesichtszüge wären unentwickelt, die Hautfarbe unrein, die des Haares unbestimmt und der Ausdruck des Blickes verworren.

Es war rein unmöglich zu sagen, ob sie später noch einmal hübsch, oder ob sie beim Uebergang zur erwachsenen Jungfrau absolut häßlich werden würde.

Die Züge, obschon an und für sich nicht unschön, standen an der Grenze des Aeußersten, sodaß sie, wenn sie dieselbe überschritten, das Antlitz in eine Caricatur verwandeln mußten. Die Augen waren groß, dunkel, offen und von entschiedener Farbe, aber dennoch durchaus nicht schön, denn es fehlte ihnen der Ausdruck, und der Mangel an Augenbrauen machte einen unbehaglichen Eindruck. Die Nase mußte, obschon sie gerade und gut geformt war, doch, sobald sie nur ein wenig größer ward, sich in einen Schnabel verwandeln, und der Mund, obschon klein und mit schönen Zähnen ausgestattet, hatte beinahe zu dicke Lippen. Die Stirne war zu hoch, die Schläfe zu kahl und das Haar von einer unbestimmten, ins Aschgraue spielenden Farbe, welche noch keine Ahnung davon gab, wie sie mit der Zeit werden würde.

Hierzu nehme man noch einen bleichgelben Teint, eine vollkommene Unfähigkeit, die Bewegungen zu beherrschen, sodaß es aussah als ob die langen hagern Arme gar nicht recht zu dem übrigen Körper gehörten, und man wird finden, daß Elin Martenson in ihrem sechzehnten Jahre mehr Aehnlichkeit mit einer ungefiederten jungen Elster als mit einem blühenden einnehmenden Mädchen hatte.

Die Aerzte in Stockholm verordneten eine Reise nach einem Badeort, sowol für Selma als auch für Elin. Diese Reise ward auch unternommen, aber ohne daß der Kapitän seine Gattin begleiten konnte, denn er hatte dringende Geschäfte zu besorgen, welche seine persönliche Anwesenheit erheischten.

In den ersten Tagen des Juli reisten daher Selma und Elin nach Strömstad und wurden hier bei ihrer Ankunft zu Elin's großem Erstaunen von dem jungen Grafen Hermann empfangen.

Sechs Wochen entschwanden in das unermeßliche Meer der Zeit, wie ein freudiger Traum für Selma, wie ein peinliches Erwachen zum Kampf und Leiden für Elin, welche von Strömstad noch bleicher zurückkam, als sie hingegangen war.

In der Hauptstadt trennte sich Elin von ihrer Stiefmutter, die hier von ihrem Gatten empfangen ward. Als das Dampfboot am Ritterholm ans Land stieß und Selma ihren Gatten am Strand stehen sah, hatte sie zu Elin gesagt:

„Wir brauchen nicht davon zu sprechen, daß wir in Strömstad mit dem Grafen zusammengetroffen sind.“

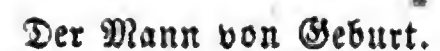
Am Tage darauf reisten der Kapitän und Selma nach Ljungstafors zurück. Elin sollte noch ein Jahr in der Pension bleiben.

Der Kapitän nahm einen alten Kameraden, den Seekapitän Troberg, mit nach Hause. Sie hatten beide ihre Laufbahn als Matrosen auf einer und derselben Hüttenwerksschute begonnen, jedoch mit dem Unterschied, daß Troberg wol ebenso wie Martenson zum Kapitän avancirt war und viele Jahre lang ein und dasselbe Schiff geführt hatte, aber ohne, wie sein thätiger und kluger Kamerad, etwas vor sich gebracht zu haben.

Jetzt war er kränklich und unfähig geworden, noch fernere Reisen zu machen, und Martenson bot ihm da=

her aus aufrichtigem, treuem Herzen ein Obdach in seinem Hause an, denn er stand ganz allein und hatte keine Familie.

Troberg nahm ohne Umstände das Anerbieten seines Freundes an und sollte nun ein Mitglied der Familie von Ljungstafors werden.



Drittes Kapitel.

Wieder war es Frühling.

In dem großen Zimmer des Erdgeschosses stand Kapitän Martenson an dem einen Fenster und sah hinaus in den Garten.

Kapitän Troberg saß, mit einer Zeitung in der Hand, in einem Lehnstuhl, aber seine Blicke ruhten nicht auf der Zeitung, sondern auf dem am Fenster stehenden Freund.

„Wonach schaust du denn so eifrig?" fragte Troberg. „Du stehst nun schon seit einer Stunde dort und stierst ins Freie hinaus."

„Sahst du nicht, welchen Weg sie nahm?" fragte Martenson, ohne die an ihn gestellte Frage zu beantworten.

„Welche sie? Hier im Hause gibt es viele sie."

„Meine Frau, meine ich."

„Sie ging hinunter in den Garten. Willst du mit ihr sprechen, so rufe. Das ist weit besser, als die Zeit mit dem Betrachten der Gartenwege zu versäumen."

„Höre, Troberg, antworte mir einmal aufrichtig auf eine Frage, die ich an dich thun will."

Martenson drehte sich nach dem Freunde herum und heftete seine durchdringenden Augen auf ihn.

„Ich antworte stets aufrichtig, das weißt du.“

„Wohlan — findest du nicht das Benehmen meiner Frau veränderlich und erkünstelt?“

„Nein, ich finde im Gegentheil das deinige gegen sie im höchsten Grade thöricht und so, daß es die Geduld eines Engels erschöpfen könnte. Du bist ja eifersüchtig wie ein Narr.“

„Und ich habe auch Grund dazu.“

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich das finden kann, dafern du nicht etwa mich für gefährlich ansiehst. Es läßt sich ja kein fremder Mann hier blicken und ebenso wenig besucht ihr euere Nachbarn, sondern lebt wie Eremiten — eine Lebensweise, die wol zwei alten Seeleuten gefallen kann, für eine junge schöne Frau aber ganz gewiß sehr langweilig sein muß.“

„So! Du wünschest wol, daß ich ein großes Haus führe, mit dem ganzen Adelspack hier herum Bekanntschaft pflege und Selma von diesen Krautjunkern den Kopf verdrehen lasse? Nein, daraus wird nichts! Ich habe nicht geheirathet, um mich von der Person, die ich liebe, betrogen zu sehen.“

„Du bist ein verwünscht alberner Steuermann auf dem Ocean der Ehe und gerade ein solcher, welcher Schiffbruch leiden wird. Siehst du denn nicht ein, alter Freund, daß, als du die große Dummheit begingst, dir in deinen Jahren eine junge Frau zu nehmen, du dir deswegen doch keine Sklavin kauftest, welche du einsperren und aller Freiheit berauben kannst, sondern daß es vielmehr deine Pflicht ist, ihr das Leben angenehm zu machen und das junge Gemüth die Freuden genießen zu lassen, welche die Welt bietet. Du willst sie dir bewahren. Gut, dagegen habe ich nichts; aber welche Mittel wendest du an?“

„Ich habe sie mit Wahnsinn geliebt, ich bin mit meiner Zärtlichkeit verschwenderisch gewesen, ich habe zu ihren Füßen gelegen — hat es mir wol etwas genützt?

Nein! Die kurze Zeit innerhalb des zweiten Jahres unserer Ehe, als ich anfing zu glauben, daß sie mich liebe, kommt mir vor wie ein trügerischer Traum, und jetzt wird mir die ganze Wirklichkeit klar, denn es liegt in ihren Schmeicheleien weder Natur noch Wahrheit. Und diese Thränen, wenn sie allein ist, oder es zu sein glaubt, dieser stille und heimliche Kummer — alles, alles sagt mir, daß ich betrogen bin."

„Und was du noch nicht bist, das wirst du ganz gewiß werden, wenn du so fortfährst, wie du angefangen hast. Laß uns die Sache überlegen. Wie alt warst du, als du dich mit deiner jetzigen Frau verheiratheteſt?"

„Zweiundfunfzig Jahre."

„Zweiundfunfzig und zweiundzwanzig — also nicht mehr als dreißig Jahre Unterschied. Du könntest ganz bequem ihr Vater sein und du, alter Knabe, beginnst mit Fußfällen, Liebeserklärungen und Bitten um Gegenliebe. — Der Teufel soll mich holen, wenn du nicht auch Ständchen gebracht und Verse geschrieben hast, denn dann wärest du doch ein ganzer Narr gewesen! Wenn du nur noch ein Körnchen von der Fracht, welche man gesunden Menschenverstand nennt, an Bord gehabt hättest, so würdest du dich nicht so durch und durch unsinnig benommen haben. Du hättest dann eingesehen, daß man in deinem Alter nicht durch leidenschaftliche Worte, welche lächerlich klingen, sondern durch Freundlichkeit und wahre väterliche Zuneigung eine junge Frau an sich fesselt. Das Erste, was du hättest thun sollen, wäre gewesen, ihr Achtung und Vertrauen einzuflößen, sodaß sie in dir ihren besten Freund gesehen hätte. Statt dessen hast du durch eine anfangs ungerechte Eifersucht sie verletzt und Gedanken erweckt, welche sie vielleicht früher oder später aus einem unglücklichen in ein verbrecherisches Weib verwandeln. Du hast das Vertrauen verscheucht, weil du alle ihre Bewegungen streng überwacht und alle ihre Worte und Handlungen mistrauisch beobachtet hast. Die

Ungerechtigkeit hat die Achtung vernichtet und anstatt der beste Freund deiner Frau zu sein, bist du weiter nichts als ein wahrhafter Kerkermeister, dem sie schmeicheln muß, damit er ihre Fesseln nicht allzu scharf zusammenziehe. Du hast euer beider Glück zerstört und dich zu einer Bürde für die Gefährtin gemacht, welche du stützen und beschützen solltest."

Der Kapitän stand mit verschränkten Armen vor dem Freund. Troberg's Worte schienen ihn versteinert zu haben. Es war der Spiegel der Wahrheit, welchen dieser ihm vorhielt, und noch nie hat ein Sterblicher mit kaltem Blut einen Blick dareinzuwerfen vermocht.

Endlich rief der Kapitän:

„Wäre es vielleicht besser gewesen, wenn ich ihr den Zügel hätte schießen lassen, damit sie ungehindert mein Herz und meine Ehre hätte mit Füßen treten können?"

„Vertrauen und Zärtlichkeit erzeugen nicht nothwendig Heuchelei", antwortete Troberg „wol aber geschieht dies durch Mistrauen und Zwang. Und übrigens, welchen Werth hat wol die Treue, die nur eine Frucht des Mangels an Gelegenheit ist, oder welche bewacht werden muß? Hättest du ein wenig über das Leben nachgedacht, so würdest du so gefolgert haben: Liebt Selma mich nicht, so werde ich ihre Liebe dadurch, daß ich sie mir zu erzwingen suche, auch nicht gewinnen. Will ich geliebt sein, so muß ich ihr das Leben angenehm machen. Sollte sie zum Lohn dafür mich hintergehen und vergessen, was sie ihrem Gewissen und meiner Ehre schuldig ist, so gereicht dies nur ihr zur Schande, aber niemals werde ich mich so weit erniedrigen, ein elender Spion zu sein, der alle ihre Schritte überwacht."

Hier ward das Gespräch durch Selma's Eintritt unterbrochen.

Sie war während des letztverflossenen Jahres blaß und auch bedeutend magerer geworden. In dem ganzen

Aeußern der jungen Frau stand deutlich zu lesen, daß in ihrem Herzen ein Wurm saß, der an ihrem Leben nagte.

Ungeachtet dieser Veränderung war sie aber immer noch unbeschreiblich reizend und alle ihre Bewegungen hatten etwas so Angenehmes, daß sie gleichsam das Auge fesselten.

Selma ging auf ihren Gatten zu und überreichte ihm einen Brief mit den Worten:

„Von Elin."

Dann setzte sie sich in einen Armstuhl und lehnte mit einer eigenthümlichen, Ermüdung verrathenden Bewegung den Kopf zurück.

„Ah so, du hast Briefe bekommen!" sagte der Kapitän und heftete einen mistrauischen Blick auf seine Gattin. „Wer gab sie dir? Ich habe doch gesagt, daß alle Briefe an mich abgegeben werden sollen."

„Der Inspector gab mir den Brief!"

Selma betonte die zwei letzten Worte, aber ohne ihre Stellung zu verändern.

„Weißt du auch ganz gewiß, daß du nicht mehr als diesen Brief bekommen hast?" sagte der Kapitän, welcher unverkennbar unter dem Einfluß seines Argwohns stand.

„Du kannst ja den Inspector fragen. — Ganz gewiß glaubst du seinen Worten mehr als den meinigen."

„O durchaus nicht, denn er ist viel zu artig, um nicht alles zu sagen, was du wünschest."

„Wirklich! Dies beweist, daß er sich nicht dich zum Vorbilde genommen hat", antwortete Selma bitter und erhob sich, um das Zimmer zu verlassen.

„Wo gehst du hin?"

„Pehr!" rief Selma, indem sie den Kopf zurückwarf und ihren Gatten mit einem eigenthümlichen Blick des beleidigten Stolzes ansah. „Du vergissest, daß wir nicht allein sind. Die Beleidigungen, welche man erträgt, wenn sie unter vier Augen gesagt werden, können

tödlich und unheilbar verwunden, wenn ein dritter sie mit anhört."

Mit diesen Worten verließ sie rasch das Zimmer.

„Aber, Martenson, bist du denn ganz und gar toll, daß du deine Frau auf diese Weise behandelst? Bei meiner armen Seele, wenn ich an ihrer Stelle gewesen wäre, so hätte ich dir deine Worte zurückgegeben, aber um die Ohren herum! Ist denn der leibhafte Teufel in dich gefahren, oder willst du deine Frau zwingen, dir untreu zu werden? Wenn dies der Fall ist, so hast du allerdings den rechten Weg eingeschlagen."

„Troberg, laß mich in Frieden, denn ich bin überzeugt, daß sie Briefe bekommen hat, welche sie fürchtet mich sehen zu lassen. Ha, der Schurke, mein Inspector, dem ich doch verboten hatte, Briefe an jemand anders abzugeben als an mich!"

„Von wem soll sie denn Briefe bekommen?"

„Das weiß der Teufel — von irgendeinem ihrer Liebhaber. Wie diese heißen, wird sie mir freilich nicht sagen."

„Martenson, höre, was ich, dein alter Freund, dir sage, und folge einem guten Rath. Wende das Ruder, denn so wahr mir Gott helfe, bleibst du bei dem Curs, den du bisjetzt eingehalten, so rennst du auf den Strand und wirst es bitter bereuen, wenn es zu spät ist."

„Bereuen? — Nein, das werde ich nicht. Ein rechtschaffener Mann bin ich stets gewesen, aber rächen werde ich mich, bei Gott! wenn sie mich hintergeht!"

„Willst du denn, daß sie es thue?"

„Nein."

„Wohlan, dann ändere dein Benehmen und verschließe dein niedriges Mistrauen in dich selbst, dafern du nicht beide ins Verderben stürzen willst."

Der Kapitän ging einigemal in dem Zimmer auf und ab und beruhigte auf diese Weise allmählich sein aufgeregtes Gemüth. Endlich blieb er vor Troberg stehen und sagte:

„Du hast recht, alter Freund; ich bin thöricht und es ist die höchste Zeit, daß ich klug werde."

„Nun gut, dann lies vor allen Dingen den Brief von deiner Tochter und hernach siehe zu, daß du dich mit deiner Frau aussöhnst, und überlege, wie du ihr eine Zerstreuung machen kannst. Es ist wirklich mitleiderregend, wie sie jetzt aussieht."

„Selma hat sich also wol sehr verändert?"

„Ja wohl, sehr, und ich sage wie Figaro: Die Langeweile mästet blos Dummköpfe. Deine Frau führt ein elendes, erbärmliches, unerträgliches Leben, und dennoch willst du, daß sie blühe wie eine Rose und fröhlich sei wie eine Lerche."

Der Kapitän öffnete schweigend den Brief seiner Tochter. Derselbe enthielt eine freundliche Mahnung an die Stiefmutter, ihr Versprechen zu halten und sie zu Johannis abzuholen, wo sie der Bestimmung ihres Vaters gemäß die Pension verlassen und wieder nach Hause zurückkehren sollte.

Dieser einfache Inhalt versetzte den Kapitän in einen neuen Kampf mit sich selbst. Endlich sagte er laut, wie zur Antwort auf seine eigenen Gedanken:

„Sie mag reisen und das Mädchen holen."

Viertes Kapitel.

Acht Tage nach dem im vorigen Kapitel wiedergegebenen Gespräch fuhr ein eleganter Reisewagen in den Hof von Ljungstafors ein.

Es war an einem sonnenhellen schönen Juniabend.

Aus dem Wagen stiegen zwei Damen, nämlich Selma und Elin.

Mit umwölkter Stirn, obschon die Lippen sich bemühten zu lächeln, empfing der Kapitän seine Gattin und seine Tochter.

Kaum waren die ersten Begrüßungen vorüber, als ein zweiter Reisewagen vorfuhr, aus welchem zwei Herren ausstiegen.

„Die Grafen Romarhjerta", sagte Selma, die sie zuerst sah, und einen Augenblick darauf traten beide Grafen in den Salon, wo der Kapitän sie höflich, aber ohne alle Complimente empfing.

„Wir kommen, um mit oder gegen Ihren Willen, Kapitän, auf einige Tage Ihre Gäste in Ljungstafors zu sein, nämlich bis wir uns beide über den Kauf von Hillesta geeinigt haben", sagte der alte Graf in seiner gleichzeitig offenen und wirklich edel angenehmen Weise.

Dann wendete er sich zu Selma und setzte hinzu:

„Ich muß die liebenswürdige Wirthin bitten, mich

und meinen Sohn zu entschuldigen, daß wir hier so ohne Umstände beschwerlich zu fallen wagen. Der Kapitän weiß aber, daß die Angelegenheit, welche gleich zu Anfang der Gerichtstage abgemacht werden soll, unser beider Anwesenheit nothwendig macht."

Selma war bei dem Eintritt der Grafen feuerroth, gleich darauf aber beinahe todtenbleich geworden, und als sie mit einigen verbindlichen Worten dem alten Grafen antwortete, zitterte ihre Stimme hörbar.

Nachdem der Vater ganz ritterlich Selma die Hand geküßt hatte, trat Hermann vor, um ebenfalls zu grüßen.

Elin hatte sich bei dem Eintritt der Grafen hinter Selma bis an eins der Fenster zurückgezogen und ward beinahe vollständig von den schweren, tief herabhängenden Damastgardinen verborgen.

Als der alte Graf sich von der jungen Frau wieder zu dem Kapitän wendete, stand Hermann vor ihr, und Elin konnte von ihrem Platze auf diese Weise den Ausdruck und die Bewegungen der Mienen sehen.

Als Hermann Selma's Hand ergriff, sah Elin, daß das Antlitz ihrer Stiefmutter von einer lebhaften Freude übergossen ward und daß ihr Auge vor Freude strahlte.

Hermann's Auge hatte einen solchen Ausdruck, daß es Elin schien, als müßten seine Blicke die Personen, welche er betrachtete, geradezu versengen.

„Geehrte Frau, ich hoffe, Sie werden entschuldigen, daß Geschäfte uns zwingen, so ohne weitere Umstände Ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen", sagte der junge Graf. Seine Augen aber sagten so ungeheuer viel, daß es Elin vorkam, als ob sich alles mit ihr im Kreise herumbewegte.

„Die Grafen Romarhjerta sind bei uns stets willkommene Gäste", antwortete Selma.

„Ich danke", entgegnete Hermann; indem er einen raschen verstohlenen Blick auf den Kapitän warf, und

setzte, als er ihn in einem eifrigen Gespräch mit seinem Vater begriffen sah, in leisem Tone hinzu: „Sie sehen, daß ich Wort halte und allem trotze, wenn Sie fortfahren mich zu fliehen.“

„Wer da weiß, daß er nicht siegen kann, muß fliehen“, antwortete Selma ebenfalls in leisem Tone.

„Bis er eingeholt wird“, entgegnete Hermann.

In diesem Augenblick trat Kapitän Troberg ein und ward vorgestellt. Nun erst dachte Selma daran, daß Elin da war.

Ohne dem hagern bleichen Mädchen irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken, begrüßte Hermann sie flüchtig und nahm dann Platz neben Selma, welche auf dem Sofa saß.

Troberg ließ sich am Fenster neben Elin nieder.

Der Kapitän und der alte Graf hatten das Zimmer verlassen.

Nur mit halbem Ohre hörte Elin, was Troberg sagte, denn mit jeder Faser ihres Herzens horchte sie auf die Worte des jungen Grafen und ihrer Stiefmutter.

Der Graf hatte ein Buch aufgeschlagen, welches auf dem kleinen Tische neben Selma lag.

„Das verlorene Paradies“, las der Graf auf dem Titel. „Lesen Sie, geehrte Frau, dieses Meisterwerk Milton's?“ fragte er Selma mit denselben glühenden Blicken wie bei der Begrüßung.

„Ich habe es gelesen“, antwortete Selma und blickte zu ihm auf.

„Wirklich? — Dann können Sie auch beurtheilen, wie unglücklich der ist, der aus dem Paradiese verbannt worden, nicht wahr?“

„Nein, das kann ich nicht, denn ich bin niemals darin gewesen und kann daher den Verlust nicht aus eigener Erfahrung würdigen.“

„Mit dem Worte Paradies bezeichnen wir auch die glückseligen Augenblicke, die uns hier im Leben beschieden

gewesen sind, und einen dergleichen Augenblick hat wol jeder Mensch erlebt."

„Möglich, daß dem so ist — ich will es nicht bestreiten — aber eine so überschwengliche Seligkeit können, glaube ich, nur wenige erfahren."

„Und Sie haben sie niemals erfahren?"

Diese Frage ward mit gesenkter Stimme gethan.

„Niemals."

„Dann haben Sie also niemals geliebt?"

In der Stimme des Grafen lag etwas Ergreifendes.

„Nicht jede Liebe führt zum Paradies."

„Und wenn dem so ist, wo haben wir den Fehler zu suchen?"

„In der Liebe nicht, sondern in unserer eigenen Einbildung, in unserer Unfähigkeit, glücklich zu sein, oder richtiger gesagt, es sein zu wollen."

„Es sein zu können, es sein zu dürfen."

„Der Mensch kann und darf alles, was er will, dafern er nur den festen Vorsatz hat. Wenn ich heute aus dem Paradiese vertrieben würde, so würde ich sicherlich morgen schon an dessen Pforten zurückkehren und so hartnäckig an der verschlossenen Thür warten, daß sie sich endlich öffnen müßte. — Glauben Sie, geehrte Frau, daß ich niemals hineinschlüpfen werde?"

Der Graf beugte sich nieder und setzte mit gesenkter Stimme hinzu:

„Werden Sie mich ewig daraus verbannen? Ich würde mein Haupt an diesen Pforten zerschmettern, wenn Sie dieselben niemals öffneten."

„Sie werden schon geöffnet werden", sagte Selma mit unsicherer Stimme. „Aber nicht von mir", setzte sie flüsternd hinzu.

„Das heißt, ich soll fort, ohne auch nur die Hoffnung mitnehmen zu dürfen, nicht wahr?"

„Ja."

Elin ahnte dieses Ja mehr als sie es hörte.

Der Graf wechselte die Farbe und erhob sich.

„Die Vergangenheit war also ein Spiel?“ sagte er ganz leise.

Selma schwieg.

„Dann soll ich also schon heute Abend fort?“

Auch jetzt noch schwieg Selma.

Der Graf ergriff seinen Hut und sagte laut:

„Ich möchte wissen, wo der Kapitän und Papa hingegangen sind.“

„Sie sind hinunter aufs Comptoir gegangen, wo der Districtsrichter D. sie erwartete“, antwortete Troberg, welcher die Augen auf das gerichtet hatte, was vor dem Fenster vorging. „Sie würden sogleich wieder heraufkommen, hörte ich Martenson sagen.“

„Es thut mir wirklich leid, daß wir uns hier als ungebetene Gäste bewegen müssen“, hob der Graf wieder an, „und ich möchte daher den Kapitän fragen, ob meine Gegenwart wegen der Geschäftsangelegenheiten nothwendig ist, da ich, wenn dies nicht der Fall wäre, schon heute Abend nach N—köping reisen würde.“

„Haben Sie denn so eilig, Herr Graf?“ fragte Troberg.

„Ich fürchte lästig zu fallen, denn wir kennen Kapitän Martenson's Antipathie gegen den Adel zu gut, um nicht zu wissen, daß er nur ungern Edelleute in seinem Hause sieht. Es ist dies ein Vorurtheil, welches seine Familie sicherlich theilt.“

„Das glaube ich nicht“, sagte Troberg und sah Selma mit verlegener Miene an, während er erwartete, daß sie etwas sagen würde. „So junge und liebenswürdige Damen wie Martenson's Gattin und Tochter“, setzte er hinzu, „können nicht von dergleichen albernen Vorurtheilen beherrscht werden.“

„Kapitän Troberg hat recht“, sagte Selma und bemühte sich zu lächeln.

„Dann wünschen Sie also, daß ich bleibe?“ fragte

der Graf sich zu Selma wendend und sah sie mit einem Blick an, in welchem eine innigere Bitte lag als in seinen Worten.

„Ja, ich hoffe, Herr Graf, Sie werden weder mich noch meinen Gatten so tief verletzen, daß Sie unsere Gastfreundschaft bezweifeln."

Kapitän Troberg that eine Frage an Elin und während sie dieselbe beantwortete, sagte der Graf leise:

„Soll ich gehen? Ihre Antwort entscheidet für mich über Tod und Leben!"

„Bleiben Sie!" flüsterte Selma, erhob sich und verließ das Zimmer.

„Sie liebt ihn", dachte Elin. „O mein Vater! mein guter Vater!"

„Ich muß Frau Martenson bitten, sich gegen den Grafen etwas artiger zu zeigen", dachte Troberg und ging unter einem Vorwand auch hinaus.

Der Graf und Elin waren nun allein, der Graf aber schien nicht darauf zu achten. Er zog sein Notizbuch heraus und schrieb auf eins der Blätter einige Worte mit einem Bleistift, worauf er das Blatt herausriß und in seine Westentasche steckte.

Elin war mittlerweile hinaus auf die Veranda gegangen.

Einen Augenblick später traten der Kapitän und der alte Graf ein und fanden Elin auf der Veranda stehend und Hermann auf dem Sofa sitzend.

Fünftes Kapitel.

Am nächstfolgenden Morgen öffnete Selma die zu Elin's Zimmer führende Thür und fragte:

„Willst du einen Spaziergang in den Park mit mir machen?"

„Sehr gern", antwortete Elin und ergriff ihren Hut.

Sie gingen hinunter in den Park.

Selma schien ungewöhnlich heiter und aufgeräumt zu sein. Sie scherzte mit Elin, welche still und nachdenklich an der Seite ihrer Mutter einherschritt und mit einem Ausdruck von Schmerz und Bewunderung Selma's schönes, reizendes Antlitz betrachtete.

Mitten im Hochsommer des Lebens stehend, glich Selma einer in ihrer üppigsten Schönheit prunkenden Rose. Niemals glaubte Elin sie schöner gesehen zu haben, und gleichwol fühlte sie etwas wie Groll in ihrem Herzen, als sie des Auftritts zwischen ihr und dem Grafen gedachte.

Vielleicht war es dieses Gefühl, was Elin bewog, Selma's munteres Geplauder mit der Frage zu unterbrechen:

„Hast du heute schon Papa gesprochen, Mama?"

„Nein, aber ich werde ihn beim Frühstück sehen", antwortete Selma gleichgültig.

In diesem Augenblick kam der junge Graf Hermann

auf sie zu und nachdem man auf beiden Seiten einige erkünstelte Ausrufungen der Verwunderung über die frühe Morgenpromenade gewechselt und der Graf gefragt hatte, wohin die Damen wollten, sagte Selma:

„Elin, geh' doch einmal schnell hinüber zu dem Parkwärter und bitte Stina, heute Vormittag zu mir zu kommen. Ich brauche dann nicht weiter zu gehen, sondern kann mich hierher setzen und ein wenig ausruhen, während du hinspringst.“

Elin sah Selma mit zögernder Miene an, aber viel zu jung und zu schüchtern, um sich dem Befehle der Stiefmutter auf andere Weise zu widersetzen, gehorchte sie.

Was zwischen dem Grafen und Selma gesprochen ward, wissen wir nicht. Das Einzige, was wir wissen, ist, daß, als Elin wiederkam, es ihr schien, als ob der Graf sehr aufgeregt aussähe, und Selma's Mienen hatten etwas Bekümmertes und Ernstes.

Schweigend machte man sich auf den Rückweg. Es wurden nur wenige einsilbige Worte gewechselt, und als man den Hof erreichte, sah man den Kapitän auf der Veranda stehen.

Der alte Graf trat aus dem Seitenflügel, worin sich die Gastzimmer befanden, und begrüßte die Damen.

Das Frühstück war ungewöhnlich steif. Der Kapitän sah verdrießlich aus, der alte Graf nachdenklich und Hermann's Augen hingen unverwandt an Selma, die ihnen mit Fleiß auszuweichen schien. Elin war still und von allen vergessen. Kapitän Troberg unterhielt das Gespräch so gut er konnte, während er nach Selma und Hermann schielte.

Endlich war man mit dem Frühstück fertig. Der alte Graf und der Kapitän machten sich unverweilt mit dem Districtsrichter D. und einem Schreiber auf den Weg nach Hillesta. Dem Kapitän sah man deutlich an, daß er unter dem Einfluß von Gefühlen stand, welche keineswegs angenehm waren.

Als der Wagen mit den Herren fortgerasselt war, brachte Selma eine Bootfahrt in Vorschlag. Dieser Vorschlag ward von Elin und Hermann angenommen, aber von Troberg abgelehnt, der für seine Person zu Hause zu bleiben wünschte, was ihm auch bewilligt ward.

Man ruderte hinüber nach ein paar Inseln und Selma sparte keine Mühe, um Elin alle die kleinen Anlagen zu zeigen, welche sie gemacht hatte. Sie sprach so ausschließlich mit ihrer Stieftochter, daß man hätte glauben können, sie habe die Nähe des jungen Grafen ganz vergessen, wenn nicht dann und wann ein Blick von ihr sich zu ihm hinübergestohlen hätte.

Als sie zurückkamen, war der Kapitän schon wieder nach Hause, und als er seine Gattin zum zweiten mal von Hermann begleitet sah, ward die umwölkte Stirn noch finsterer.

Am Nachmittag, als der Kaffee getrunken war und während die Herren im Zimmer des Kapitäns ihre Cigarren rauchten, kam Hermann zu Selma und Elin heraus, welche auf dem Hofe unter den Linden saßen, und fragte sie, ob sie nicht Lust hätten, eine kleine Promenade nach der Eremitage zu machen, welche Hermann als Knabe selbst angelegt, während sein Vater noch Besitzer von Ljungstafors war.

Selma war damit einverstanden.

Zum dritten male begegnete ihnen der Kapitän. Zum dritten male sah er den jungen, schönen, allgemein beliebten und bewunderten Grafen Hermann an der Seite seiner Gattin, und es war nicht zu verwundern, wenn das Blut des eifersüchtigen Ehemanns heißer durch die Adern wallte als gewöhnlich.

Am folgenden Morgen stand er am Fenster. Troberg saß auf dem Sofa. Welcher Anblick begegnete seinen Augen, als er in den Park hinausschaute?

Hermann lustwandelte mit Selma und Elin.

„Kannst du mir sagen, Troberg, welcher er den Hof macht?“

„Von wem sprichst du?“

„Von dem Grafen Hermann. Ist es Elin oder Selma, welcher seine Schmeicheleien gelten?“

„Keiner, glaube ich, oder auch beiden.“

„Beiden! Dann macht er also meiner Frau den Hof.“

„Lieber Martenson, sei doch nicht schon wieder thöricht, sondern begreife endlich einmal, daß ein junger Edelmann nicht wohl mit zwei jungen Damen zusammen sein kann, ohne ihnen eine Menge schöne Worte zu sagen, die aber gleichwol durchaus nichts zu bedeuten haben.“

„So! Sie haben nichts zu bedeuten? Warum werden sie denn dann gesprochen?“

„Um auf angenehme Weise die Zeit zu verkürzen.“

„Und du willst mir weismachen, daß ein rechtschaffenes und treues Weib dergleichen Worte anhöre?“

„Nun was liegt darin wol Unrechtes? Wenigstens ganz gewiß nichts Schimpfliches, besonders wenn sie, wie der Fall mit deiner Frau ist, einen alten eifersüchtigen Bären zum Manne hat.“

Der Kapitän ging schweigend einigemal im Zimmer auf und ab und blieb wieder vor dem Fenster stehen.

„Komm einmal her, Troberg“, rief er plötzlich, legte, als der Freund dem Rufe folgte, ihm die Hand auf den Arm und sagte:

„Betrachte einmal das Gesicht des Grafen und sage mir, was es ausdrückt.“

Troberg sah den jungen Mann an, der an Selma's Seite einherschritt, dann antwortete er:

„Der Graf sieht ganz entzückt aus.“

„Ja, ja, sag' nur die Wahrheit — er sieht aus wie ein Mensch, der von einer, alles andere ausschließenden Leidenschaft beherrscht wird. Für welche von beiden hegt er sie?“

„Wahrscheinlich ist er selbst der einzige Mensch, der

dir eine zuverlässige Antwort auf diese Frage geben kann. Ich sollte meinen, es sei deine Tochter mit ihrer reichen Mitgift, die ihm in die Augen sticht."

„Ha, da fiel ein Taschentuch", unterbrach ihn der Kapitän. „Der Graf hebt es auf. Er behält es ziemlich lange. Aber welcher von beiden gehört es — sahst du es?"

„Nein, mein Bruder; wenn ich die Leute von hinten sehe, kann ich unmöglich wissen, was sie mit den Händen machen."

„Er hat es noch nicht wieder zurückgegeben", fuhr der Kapitän fort. „Jetzt biegen sie in einen Seitengang ein."

„Das ist sehr ärgerlich, denn dadurch wirst du außer Stand gesetzt, deine Frau noch länger zu belauern. Keine üble Beschäftigung! Weißt du was, Martenson, ich finde, daß du eine verteufelt erbärmliche Rolle spielst."

Mit diesen Worten ergriff Troberg ein Zeitungsblatt und setzte sich.

Der Kapitän trommelte einen Marsch auf der Fensterscheibe.

Sechstes Kapitel.

Elin war soeben von ihrer Promenade zurückgekehrt und beschäftigt, sich zum Mittagsmahl anzukleiden, als der Kapitän in das Zimmer seiner Tochter trat.

Er machte sorgfältig die Thür zu, setzte sich auf das Sofa und sagte:

„Elin, ich habe etwas sehr Ernstes mit dir zu sprechen; komm daher und setz' dich zu mir."

Die Züge des Kapitäns hatten einen gleichzeitig strengen und bekümmerten Ausdruck.

Elin setzte sich schweigend neben ihren Vater. An dem leichten Zucken ihrer Wimpern hätte er sehen können, daß es ihr ängstlich zu Muthe war.

„Als Kind liebtest du mich mehr als alles andere auf der Welt. Ich war deine höchste Freude und dein höchstes Glück. Du bist vom Kind zur Jungfrau herangewachsen, was fühlt dein Herz jetzt für deinen Vater?"

„Dasselbe, was es stets gefühlt hat", antwortete Elin mit einer Stimme, welche vor Bewegung zitterte. „Du, Papa, bist der einzige, den mein Herz liebt, und dieses Herz liebt dich so innig, so grenzenlos, daß es nichts gibt, was ich nicht gern und freudig opfern würde, wenn es dir Freude bereiten oder Kummer ersparen könnte."

Der Kapitän legte seine Hand auf das Haupt der Tochter und sagte in leisem, gedämpftem Tone:

„Und gleichwol gibst du dich zur Helfershelferin der Person her, welche mich betrügt.“

„Papa!“ rief Elin mit erröthenden Wangen.

„Schweig und höre mich an. Ich liebe deine Stiefmutter mehr als mein Leben, sie aber hat mich niemals geliebt. Wohlan, dies ist ein Unglück, welches niemand ändern kann; sollte sie aber einen andern lieben, so wäre dies ein Verbrechen, welches ich dadurch rächen würde, daß ich mir eine Kugel durch den Kopf jagte, nachdem ich vorher ihren Liebhaber erschossen hätte. Hast du mich verstanden?“

„Ja.“

„Und du weißt, daß dein Vater nicht leere Drohungen ausspricht, sondern daß seine Worte ernst gemeint sind. Wenn ich daher sage, daß ich etwas thun will, so thue ich es auch. Das weißt du, nicht wahr?“

„Ja.“

„Deshalb sieh zu, daß du dich nicht hergibst, etwas zu befördern, was ein Verbrechen an der Treue deiner Stiefmutter gegen mich in sich schließen könnte. Du würdest dadurch nur eine That herbeiführen, welche dich vaterlos machen würde. Siehst du, daß sie einen verbotenen Weg einschlägt, so verlange ich von dir nicht, daß du verrathen sollst, was du weißt, denn ich verabscheue alle Verrätherei, sondern ich wünsche blos, daß du sie vor den Folgen warnest und dich niemals nur im mindesten zu einem Mittel gebrauchen lässest, durch welches dieses Unrecht gefördert werden kann. Das muß wol meine Tochter ihrem Vater versprechen können.“

„Ich verspreche es“, antwortete Elin und ergriff ihres Vaters Hand, welche sie mit Wärme an ihre Lippen drückte, indem sie hinzusetzte: „Ich will und werde alles thun, was zu deinem Glück und deiner Ruhe beitragen kann, lieber Papa.“

„Mein Glück, liebes Kind, hat seine besten Tage gesehen, und so geht es allemal, wenn ein Mann in meinem Alter sein Herz an ein junges Weib hängt.“

Mit diesen Worten erhob sich der Kapitän und drückte einen Kuß auf die bleiche Stirn des jungen Mädchens.

Zu Mittag fanden sich einige Fremde und das ganze Gerichtspersonal ein.

Die Gesellschaft schien sehr lebhaft zu sein. Die einzige, welche sich still verhielt und bekümmert aussah, war Elin, aber niemand achtete auf das bleiche, unansehnliche Mädchen, welches eigentlich blos Einen Vorzug besaß, nämlich den, das einzige Kind des reichen Martenson zu sein.

Nach Mittag, während der Kaffee getrunken ward, hörte Elin ihre Mutter im Vorbeigehen dem Grafen Hermann zuflüstern:

„Beschäftigen Sie sich mit Elin, sonst erwecken Sie die Eifersucht meines Mannes.“

Elin erröthete vor Unwillen, während sie, über ihre Arbeit gebeugt, am Fenster saß. Im nächsten Augenblick hatte Hermann ihr gerade gegenüber Platz genommen und fing an, von all jenem Firlefanz zu sprechen, welcher das gewöhnliche Thema der Salonconversation ausmacht.

Wie viel Mühe er sich aber auch gab, das junge Mädchen zu interessiren und selbst interessant zu scheinen, so konnte er ihr doch weiter nichts ablocken als einsilbige Antworten, während sie sich noch tiefer über ihre Arbeit beugte.

Der Kapitän, welcher alle Bewegungen Hermann's beobachtete, glaubte aus Elin's zurückhaltendem Benehmen schließen zu können, daß der junge Graf ihr eine Menge Zärtlichkeiten sage, und im Verlaufe einiger Stunden war es Hermann wirklich geglückt, das Mistrauen des Kapitäns vollständig irre zu leiten.

Martenson gehörte nicht zu jenen Emporkömmlingen, die es als ein ersehntes Glück betrachten, sich durch ihr Geld einen ruinirten Edelmann zum Schwiegersohn zu kaufen und auf diese Weise in eine vornehme Familie zu kommen.

Im Gegentheil besaß er gegen alles, was Adel hieß, einen so eingewurzelten Haß und eine so tiefe Verachtung, daß er es als einen wirklichen Schimpf betrachtet haben würde, wenn seine Tochter sich an einen solchen Mann vermählt hätte. Er sah nur zu wohl ein, daß eine solche Bewerbung ihren Grund einzig und allein im Eigennutz hatte.

Der alte Seemann ärgerte sich daher, als er Hermann so eifrig mit seiner Tochter beschäftigt sah, und murmelte bei sich selbst:

„Es müßte der Teufel darinsitzen, wenn ich nicht morgen mit Hülfe des Districtsrichters den Kauf zum Abschluß brächte und dann die gräflichen Schmarotzer los würde. Meine Tochter bekommt dieser hochadeliche Taugenichts nimmermehr, darauf kann er sich verlassen.“

Gegen Abend machte die ganze Gesellschaft eine Spazierfahrt auf dem See, und als der junge Graf den Damen in das Boot half, glaubte Elin zu bemerken, daß er Selma ein Papier in die Hand drückte, während er ihr zugleich einige Worte zuflüsterte.

Verstimmt und nur mit den Gedanken an die Worte ihres Vaters beschäftigt, saß Elin schweigend und überlegte bei sich selbst, wie sie handeln sollte, während der junge Graf alle seine Bemerkungen an sie richtete. Die schönen Worte gingen aber an dem Ohr des jungen Mädchens vorüber, ohne von ihr beachtet zu werden.

„Ich muß noch heute Abend einige Worte mit Mama sprechen und ihr sagen, welches gefährliche Spiel sie treibt“, dachte Elin.

Während man soupirte, hörte Elin ihre Stiefmutter leise zu dem jungen Grafen sagen:

„In einer Stunde im Pavillon.“

Wenige Augenblicke darauf trennte man sich — Elin mit dem festen Vorsatze, ihre Stiefmutter abzuhalten, hinunter in den Pavillon zu gehen.

Nach einigen Minuten trat das junge Mädchen in Selma's Zimmer. Als diese sie erblickte, runzelte sie mislaunig die Stirn und fragte in ungeduldigem Tone:

„Was gibt es denn schon wieder? Was willst du?“

„Ich wünsche mit dir zu sprechen, Mama“, antwortete Elin in festem Tone.

„Zu dieser Stunde? In der That, liebe Elin, du wählst keine sehr passende Zeit und du mußt mich entschuldigen, wenn ich sie so ungelegen finde, daß ich dich bitte, mit dem, was du mir zu sagen hast, zu warten bis morgen.“

„Das kann ich nicht und will ich nicht.“

„Wirklich? Und ich muß mich also vor deinem Willen beugen? Das ist ein wenig zu stark. Es ist aber durchaus nicht meine Absicht es zu thun, sondern ich erkläre bestimmt, daß ich dich heute Abend nicht anhören will.“

„Und selbst wenn du mich von hier fortweisen wolltest, Mama, würde ich dennoch bleiben. Du mußt mich hören, Mama, und ich muß dich hindern, hinunter in den Pavillon zu gehen, um dort den Grafen Hermann zu treffen, und sollte ich sonst was für Mittel anwenden.“

Selma zuckte zusammen, als ob Elin sie mit einem glühenden Eisen berührt hätte.

„Was sagst du da, Elin?“

„Die Wahrheit, das weißt du, Mama. Ich hörte, wie du dich mit dem Grafen verabredetest und —“

„Du spionirst also“, rief Selma. „Dein Vater hat dir befohlen, alle meine Worte und Handlungen zu belauern und sie ihm zu hinterbringen, das glaube ich recht gern. O, o, es ist entsetzlich, sich von Spionen umringt und jedes Wort misgedeutet und verdreht zu sehen.“

Selma fand eine Erleichterung darin, ihrem Zorn und ihrer Demüthigung durch Vorwürfe Luft zu machen.

„Mama, höre mich ruhig an, wenn du nicht willst, daß ein Unglück geschehe. Bedenke, daß Papa's Zimmer an dieses hier stößt. Wenn ich spioniren wollte, oder Auftrag erhalten hätte, es zu thun, so wäre ich jetzt nicht gekommen, um dich abzuhalten, zu dem verabredeten Stelldichein zu gehen. Ich würde mich dann darauf beschränkt haben, meinem Papa zu erzählen, was ich gehört habe. Sei aber überzeugt, daß ich lieber mein Leben zum Opfer bringen, als ihm den grenzenlosen Kummer bereiten würde, in welchen die Gewißheit, daß du, Mama, einen andern liebst, ihn versenken müßte."

Elin faßte Selma's Hände, während sie mit beinahe leidenschaftlichem Ausdruck hinzusetzte:

„Du weißt nicht, Mama, was eine solche Gewißheit ihn kosten würde, denn dann würdest du nicht so grausam mit seinem Herzen spielen — diesem treuen und redlichen Herzen, welchem Schwäche und Treulosigkeit unbekannte Dinge sind. O, wenn ich daran denke, dann möchte ich blutige Thränen über das weinen, was ich gehört und gesehen habe. Bei jedem Blick, welchen du dem Grafen Hermann schenktest, überrieselte mich ein Schauder, denn ich gedachte der Worte meines Vaters: «Ich werde mir das Leben nehmen, nachdem ich zuvor ihren Buhlen umgebracht, und dann sie, die mich betrog, ihr Leben in Gewissensbissen hinschleppen lassen.»"

Elin hatte mit einem solchen Ausdruck gesprochen, daß Selma schauderte.

„Und nun, da du weißt, daß er die Ueberzeugung von deiner Untreue niemals überleben würde, hast du nun noch Lust, diesen verbrecherischen Liebeshandel mit dem Grafen fortzusetzen? Nein, das kannst du nicht. Du kannst nicht so grausam sein, zum Lohn für all die Liebe, welche mein Vater für dich hegt, ihm nichts anderes übrig zu lassen, als mit Rache und Selbstmord

sein Leben zu beschließen. Du kannst nicht so viel Elend um dich her verbreiten wollen. Du, die du mir meines Vaters Herz geraubt hast, raube mir nicht auch sein Leben! Ach, gern will ich verborgen und vergessen leben, dafern nur er glücklich ist; aber ich müßte dich hassen und dir fluchen, wenn du ihn zur Verzweiflung triebest."

Selma verhüllte das Gesicht mit dem Tuche. Sie weinte. Elin betrachtete sie einige Augenblicke schweigend, dann ging sie auf sie zu und ergriff ihre Hand. Selma aber stieß Elin zurück, sprang auf und rief:

„Glaube nicht, daß es dir gelungen ist, mich durch dein freches Geschwätz zu rühren! Nein, ich weine vor Zorn und Wuth, daß ich an einen Mann gefesselt bin, den ich nicht liebe, und der alles gethan hat, um mir das Leben zur Hölle zu machen. Ich weine, daß du dich unterstehen kannst, so mit mir zu sprechen, und ich hasse dich beinahe wegen des Gefühls der Demüthigung, das ich nun empfinde. Geh' daher, verlaß mich, verrathe mich, wenn du willst, aber verschone mich mit deinem Anblick!"

„Ich gehe nicht eher, als bis du geschworen hast, das Verhältniß zu dem jungen Grafen nicht weiter fortzusetzen", antwortete Elin mit Festigkeit.

„Dann kannst du hier stehen bis zum Jüngsten Tage, denn ich schwöre nicht."

„Nimm dich in Acht", sagte Elin mit dumpfer Stimme und trat einen Schritt näher. Plötzlich aber veränderte sich ihre Miene und mit einem Ausdruck von Schmerz und Verzweiflung warf sie sich Selma zu Füßen und streckte ihr die Hände entgegen, indem sie rief:

„Aus Barmherzigkeit, aus Mitleiden mit dir selbst schwöre, denn ich empfinde in mir ein solches Gefühl von Haß gegen dich, daß ich, obschon noch ein Kind, lieber meinen Vater dich als todt beweinen lassen, als zugeben will, daß du ihn noch ferner hintergehst. Jedes weiche Gefühl meiner Brust ist dem Abscheu gewichen,

den deine Handlungsweise in mir erweckt hat. O, treibe nicht die bösen Gefühle in mir zum Ausbruch, sondern kehre zu Gott, zum Recht und zu deinen Pflichten zurück."

„Spare deine Worte", rief Selma, „und glaube nie, daß du mir ein Versprechen ablocken kannst, welches das Zugeständniß in sich schließen würde, daß deine Anklagen wahr seien."

„Wohlan, auch dann weiß ich, wie ich zu handeln habe", rief Elin und sprang auf. „Nicht alle Herzen sind so hart wie das deinige. Wenn du dieses Zimmer verläßt, so verrathe ich dem ganzen Hause, daß du zu einer Zusammenkunft mit deinem Liebhaber gegangen bist. Ja, ja — wenn du mir Trotz bietest, so verkünde ich deine Schmach der ganzen Welt!"

Siebentes Kapitel.

Im Pavillon stand Hermann und schaute mit ungeduldigen Blicken durch die geöffnete Glasthür hinaus und lauschte in der stillen Nacht, ob sich nicht Tritte vernehmen ließen.

Plötzlich hörte er deren. Sie waren rasch und leicht.

Am Ende der Allee ward eine Frauengestalt sichtbar, welche eher lief als ging.

Als sie näher kam, rief Hermann ihr entgegen:

„Geliebte Selma, du hast mich sehr lange warten lassen! Ich —“

Hermann schwieg, denn die Angeredete hatte den Shawl, in welchen sie sich gehüllt, zurückgeworfen und Elin stand vor dem Grafen.

„Sie haben nicht erwartet, mich zu sehen“, sagte das junge Mädchen in hastigem, unsicherm Tone, „aber die Person, die Sie zu treffen hofften, kommt nicht. Haben Sie daher die Güte, mir einen Augenblick zu schenken.“

Elin war, während sie dies sagte, in den Pavillon getreten. Sie keuchte nach Athem und sank in einen Sessel. Man sah ihr an, daß sie aufgeregt war.

Hermann war ihrem Beispiel gefolgt und hatte sich ebenfalls gesetzt.

„Der Schritt, den ich jetzt gethan habe“, hob Elin

nach einer Pause wieder an, „kann unrichtig und unziemlich erscheinen, aber ich bin der Stimme meines Herzens gefolgt, und der Instinct sagt mir, daß ich nicht vergebens an Ihre Ehre appelliren werde."

Elin schwieg. Sie war in Verlegenheit, wie sie ihre Gedanken in Worte kleiden sollte.

Der Graf wartete einige Minuten, und als Elin immer noch schwieg, sagte er:

„Ich bitte Sie, vollkommen überzeugt zu sein, daß noch nie jemand vergebens an mein Ehrgefühl appellirt hat."

„Ich freue mich dies zu hören, und werde mich dann darauf beschränken, Sie zu bitten, schon heute Abend von hier abzureisen."

„Aber aus welchem Grunde? — Gestatten Sie, daß ich wenigstens diesen erfahre."

„Und das fragen Sie mich, die Tochter des Mannes, den Sie hintergehen, während Sie seine Gastfreundschaft genießen! Oder könnten Sie auch nur einen Augenblick lang glauben, daß ich im Einverständniß mit der Person wäre, welche meinen Vater betrügt?"

„Sie sind etwas scharf in Ihren Ausdrücken."

„Scharf? Ach, was ist das gegen das Unglück, welches Sie im Begriff stehen über unsere Häupter heraufzubeschwören? Was kommt darauf an, wie ich mich ausdrücke, dafern es mir nur gelingt, Ihnen zu beweisen, daß Sie fort müssen, daß Sie handeln, wie ein Mann ohne Herz und Ehre, wenn Sie noch länger hier bleiben, oder ein Verhältniß fortsetzen, welches Sie selbst erniedrigt und eine ganze Familie in Kummer und Elend stürzt. Wäre Ihnen vollkommen klar, ein wie großes Unrecht Sie im Begriff stehen zu begehen, so würden Sie darüber schaudern."

„Ich weiß durchaus nicht, was Sie mit diesen Hindeutungen sagen wollen."

„Graf Romarhjerta, mein Vater liebt meine Stief-

mutter, er vergöttert sie, er betet sie an. Er ist eifersüchtig und würde unversöhnlich sein, wenn er wüßte, was ich weiß. Ich meinerseits habe auf Erden niemals mehr als einen Menschen geliebt, und dieser ist mein Vater. Für ihn und für sein Glück bin ich bereit, Leben und Blut zu opfern. Wohlan, er selbst hat mir gesagt, daß er an dem Tage, wo er finden würde, daß man ihn hinterginge, sowol sich als den, welcher die Ursache davon wäre, ums Leben bringen würde. Werden Sie auch nun noch bleiben und um ihrer Leidenschaft willen zwei Menschenleben aufs Spiel setzen?"

„Nein, ich werde noch in dieser Nacht abreisen."

„Ich danke Ihnen! Aber Sie müssen mir auch schwören, sich meiner Stiefmutter niemals wieder zu nähern, sondern zu thun als ob sie gestorben wäre."

„Begnügen Sie sich damit, daß ich mich entferne, und begehren Sie nicht mehr."

„Nein, Sie dürfen nicht fortfahren, meinen Vater um die Zärtlichkeit seiner Gattin zu bestehlen, Sie dürfen nicht durch einen Briefwechsel ihre Liebe zu Ihnen nähren, denn dann wäre mein Vater für immer unglücklich. Bedenken Sie, wie übel Sie schon gehandelt haben, wie unrecht es ist, das Herz einer verheiratheten Frau zu bethören, und handeln Sie ein einziges mal als Mann von Ehre. Die Zukunft und die Ruhe meines Vaters ist es, wofür ich bitte; ach, Sie werden meiner Bitte nicht Ihr Ohr verschließen."

In Elin's Ton und Worten lag etwas gleichzeitig Einfaches und doch zum Herzen Gehendes, was Hermann rührte.

Er ergriff ihre Hand und sagte:

„Sie sollen mich nicht vergebens gebeten haben. Ich werde mich Ihrer Stiefmutter niemals wieder nähern, sondern zu vergessen suchen, daß sie existirt. Sind Sie nun zufrieden?"

„Ja. Und nicht wahr, das, was geschehen, ist auch

todt und wird niemals über Ihre Lippen kommen? Sie werden niemals aus Leichtsinn oder aus irgendeinem andern Beweggrunde ihre Schwächen verrathen?"

„Nein, bei Gott und bei meiner Ehre, das werde ich niemals!"

Der Graf führte, indem er dies sagte, Elin's Hand an seine Lippen.

„Entschuldigen Sie, Herr Graf", sagte eine barsche Stimme hinter Hermann, während zugleich eine schwere Hand sich auf seine Schulter legte, „entschuldigen Sie, wenn ich das zärtliche Zwiegespräch störe. Wir Seeleute sehen es aber nicht gern, daß unsere Frauen Ehre und Sittlichkeit an solche Gecken wie Sie verschwenden, und wir haben auch unsere Begriffe von Ehre, so gut wie Sie. Sagen Sie mir daher, wie zum Teufel haben Sie es wagen können, mich auf diese Weise zu beleidigen?"

Bei den ersten Worten des Kapitäns waren sowol der Graf als auch Elin unwillkürlich aufgestanden. Beide waren todtenbleich.

„Herr Kapitän, ich versichere Ihnen, daß mein Zusammentreffen mit Fräulein Elin hier ein rein zufälliges ist."

„Wirklich? An wen ist dann dieser Brief gerichtet? Wenn er es nicht an Elin ist, so müßte er unbedingt für meine Frau bestimmt sein, und dann wäre der Schimpf noch größer. Vielleicht erkennen Sie bei der Dunkelheit nicht, wer diese schändlichen Zeilen geschrieben hat. Wenn dem so ist, so will ich Ihnen Licht verschaffen."

Der Kapitän zündete sofort einen der Armleuchter an und zeigte dann dem Grafen ein auf rosenfarbenes Papier geschriebenes Billet.

„Können Sie mir vielleicht nun sagen, wer der Verfasser dieses schändlichen Geschreibsels ist? Sie kennen ihn wol nicht? Und Sie wissen auch wol nicht, an wen es gerichtet ist, da keine Adresse daraufsteht. Ich aber

kenne die Hand und auch den Namen, der daruntersteht. Hier im Hause gibt es nicht mehr als zwei Damen, meine Frau und meine Tochter, folglich muß der Brief einer von ihnen gelten. Wohlan, welche von beiden ist es?"

Hermann warf einen flüchtigen Blick auf den Brief.

„Die Schrift ist die meinige und der Brief ist von meiner Hand", sagte er in beinahe nachlässigem Tone.

„So! also das gestehen Sie?"

„Meine Namensunterschrift verleugne ich niemals", antwortete Hermann stolz und kalt.

„Und daran thun Sie vollkommen recht. Aber an wen haben Sie alle diese zärtlichen Worte geschrieben? Wer in meinem Hause ist dadurch beschimpft worden?"

„Wer den Brief empfangen hat, ist auch die rechte Person, um die Frage zu beantworten. Ich thue es nicht."

„Nicht!" rief der Kapitän und trat einen Schritt näher.

„Nein, denn es ist nicht meine Ehre, sondern die einer andern Person, welche ich dadurch bloßstelle, und als ehrlicher Mann werde ich niemals so erbärmlich handeln."

„Aber ein so ehrlicher Mann Sie auch zu sein glauben, so lassen Sie sich dadurch doch nicht abhalten, die gemeine Rolle eines Verführers zu spielen. Sie scheinen zu vergessen, daß Sie mich auf jeden Fall beleidigt haben, entweder als Vater oder als Gatte. Antworten Sie mir daher: Wen haben Sie beschimpft?"

Es folgte eine Todtenstille, welche mehrere Secunden dauerte. In der Brust des Grafen tobte unverkennbar ein harter Kampf. Endlich antwortete er:

„Herr Kapitän, verlangen Sie nicht, daß ich, der eigentlich Schuldige, mein Vergehen noch dadurch erschwere, daß ich auch den Angeber spiele. Es wäre dies ja eine jeden Mannes unwürdige That. Ich bin bereit,

Ihnen jede Genugthuung zu geben, die Sie wünschen — dies ist aber alles, was ich thun kann."

„Und worin soll diese Genugthuung bestehen? — Nachdem Sie meine Frau oder Tochter verführt, würden Sie Ihr Verbrechen wol dadurch gut machen wollen, daß Sie entweder mich ums Leben brächten, oder mich zu Ihrem Mörder machten, und das nennen Sie eine Genugthuung, die eines Mannes von Ehre würdig ist?"

Der Kapitän schlug ein höhnisches Gelächter auf.

„Ich für meinen Theil", fuhr er dann fort, „verlange, daß die Unschuldige freigesprochen, die Schuldige dagegen entlarvt werde."

„Mein Vater, ich bin die Schuldige!" stammelte Elin, um diesem peinlichen Auftritt, dessen Lösung sie fürchtete, ein Ende zu machen.

„Also sie ist es?" sagte der Kapitän zu dem Grafen gewendet, während er die geballte Faust auf den neben ihm stehenden Tisch legte.

„Bedarf es wol meines Zeugnisses, da Fräulein Elin es selbst zugesteht?" fragte der Graf, welcher klarer als Elin einsah. was nun folgen würde.

„Ja, es ist nöthig, daß Sie gestehen, daß Sie der Verführer dieses Mädchens sind, damit Sie ihr sodann die einzige Genugthuung gewähren, die sie erhalten kann, nachdem sie eine heimliche nächtliche Zusammenkunft mit Ihnen gehabt hat."

„Worin soll diese Genugthuung bestehen?" fragte Hermann mit funkelnden Augen, denn er konnte kaum glauben, daß dieser Mann, der ehemalige Schutenführer für das Hüttenwerk seines Vaters, der Bruder der kaum eine Meile entfernt wohnenden Hammerschmiedsweiber, die Kühnheit haben könne zu verlangen, daß er, der einzige Sohn des Grafen Romarhjerta, seine Tochter heirathen solle.

„Mein lieber Hermann“, antwortete eine schöne wohlklingende Stimme hinter dem Kapitän, „wenn man sich herabläßt, die Tochter eines ehrlichen Mannes zu verführen, so hat man blos ein Mittel seinen Fehler wieder gut zu machen, nämlich das, ihr seinen Namen zu schenken. Dies ist ein Schritt, den die Ehre gebietet und welchem mein Sohn sich weder entziehen darf noch wird. Hast du mich verstanden?“ setzte der alte Graf — denn dieser war es — in befehlendem Tone hinzu.

„Ja, mein Vater“, antwortete Hermann, indem er seinem Stolze Schweigen gebot.

„Ich aber werde dieses Opfer, welches Graf Hermann bringen will, nicht annehmen und kann es nicht annehmen“, sagte Elin mit Würde. „Wir können kein Ehepaar werden.“

„Du weigerst dich also, die Frau des Grafen zu werden?“ fragte der Kapitän.

„Ja, ganz entschieden.“

„Du willst mit deiner Schande beladen fortleben?“

„Lieber so als in einer unglücklichen Ehe.“

Der Kapitän legte seine beiden Hände auf die Schultern seiner Tochter und sagte in dumpfem Tone:

„Wenn du dich ferner noch weigerst, die einzige Genugthuung anzunehmen, welche es für dich gibt, dann weiß ich auch, daß du gelogen hast, Unglückliche, und daß du nicht die Schuldige bist! Verschmähst du das elende Geschenk, deine Schande hinter dem gräflichen Namen zu verbergen, so muß ich für meine und deine gekränkte Ehre eine andere Genugthuung suchen.“

„Vater, ich bin erst siebzehn Jahre alt und du verurtheilst mich zu lebenslänglichem Unglück, um den Fehltritt eines Augenblicks zu büßen!“ rief Elin fast verzweiflungsvoll.

„Nennst du das den Fehltritt eines Augenblicks?“ rief der Vater und zeigte auf den Brief. „Nein, dies

ist eine so tiefe Erniedrigung, daß sie nicht versöhnt, sondern nur verschleiert werden kann. Siehst du nicht ein, daß es dein Vater ist, den du tödlich und unversöhnlich beleidigt hast?"

In Elin's ganzer Haltung lag der Ausdruck der Verzweiflung. Sie schwieg und athmete schwer.

„Nun, mein Herr", fuhr der Kapitän zu dem jungen Grafen gewendet fort, „sind Sie bereit, dieses Mädchen hier zu Ihrer Frau zu nehmen?"

Hermann schwieg, der alte Graf aber antwortete:

„Nun, Hermann, soll dein Vater auch zum zweiten mal an deiner Statt antworten, daß bisjetzt noch kein Graf Romarhjerta unterlassen hat, als Mann von Ehre zu handeln?"

„Mein Vater braucht mich nicht an meine Pflicht zu erinnern. Ich bin bereit, mich in jeder Beziehung in die Forderungen des Kapitäns zu fügen."

„Gut, dann soll nächsten Sonntag das Aufgebot geschehen und drei Wochen später ist die Trauung", sagte der Kapitän und wendete sich dann zu seiner Tochter mit den Worten: „Du kannst in meinem Hause bleiben, bis du zu deinem Manne ziehst; mein Kind aber hast du aufgehört von dem Augenblick an zu sein, wo du vergaßest, was Sittlichkeit und Ehre von einem Mädchen verlangen. Sie, mein Herr, sollen das mütterliche Vermögen Ihrer Frau ehrlich herausbekommen, aber rechnen Sie niemals darauf, nach meinem Tode noch etwas zu erhalten. Ihr väterliches Erbtheil hat sie verwirkt, als sie Schande über ihren Vater brachte, deshalb verstoße ich sie!"

Nachdem der Kapitän dies gesagt, verließ er den Pavillon.

Elin stand unbeweglich in der Mitte. Der helle Schein des Armleuchters fiel auf ihr marmorweißes Antlitz, welches vor Schmerz erstarrt zu sein schien, und

man würde sie für eine Bildsäule gehalten haben, wenn nicht das unruhige Arbeiten der Brust verrathen hätte, daß sie lebte.

Der alte Graf ging auf sie zu, indem er mit herablassender Freundlichkeit sagte:

„Betrüben Sie sich nicht, mein Kind. Ich werde Ihren Vater freundlicher gegen Sie zu stimmen suchen, und alles wird wieder gut werden."

„Gut!" wiederholte Elin und schaute den Grafen an. „Nein, es wird niemals, niemals wieder gut."

Dann verhüllte sie das Gesicht mit den Händen und murmelte:

„O, mein Vater, mein Vater, welch ein entsetzliches Schicksal ist das deiner Tochter!"

„Dieses Schicksal haben Sie sich selbst geschaffen", sagte Hermann bitter.

Bei dem Ton seiner Stimme schaute Elin empor und heftete auf ihn einen Blick, der ihn zwang, die Augen niederzuschlagen.

„Wir müssen Elin allein lassen, damit sie sich beruhige. Morgen, mein Kind, wollen wir weiter miteinander sprechen."

Mit diesen Worten faßte der alte Graf seinen Sohn beim Arme und sie verließen den Pavillon.

Als Elin sich allein sah, ließ sie ihren Blick rings um sich herumschweifen, wie um ein einziges Wesen zu suchen, welches ihren Schmerz theilen könnte; ihre Augen stießen aber nur auf den Brief, der noch auf dem Tische lag — den Brief, der eine so verhängnißvolle Einwirkung auf ihr Leben geäußert hatte.

Mit einer beinahe krampfhaften Bewegung ergriff sie ihn und, ohne einen Blick auf den Inhalt zu werfen, hob sie ihn bis über das Licht.

Erst als die Flamme ihn gänzlich verzehrt hatte, machte sich Elin's beklommene Brust durch einen tiefen Seufzer Luft.

Sie sank auf die Knie nieder um zu beten. Sie betete aus der Tiefe ihres schwerbeladenen Herzens.

Wir verlassen sie, um die Unterredung zu belauschen, welche der alte Graf Romarhjerta mit seinem Sohn hatte, als sie hinauf auf ihre Zimmer kamen.

Schweigend hatten Vater und Sohn den Weg vom Pavillon nach dem Theile des Hauses, in welchen sie einlogirt waren, zurückgelegt, als aber Hermann die Thür hinter ihnen verschlossen hatte, rief er:

„Aber, Papa, was soll das alles heißen? Soll ich wirklich die Tochter des Schiffers Martenson heirathen? Kannst du das wirklich wollen, Papa?"

„Weißt du ein anderes Mittel, um mit Ehren aus der Sache zu kommen?" fragte der Graf ruhig und warf sich auf das Sofa.

„Ich habe dieses Mädchen niemals geliebt; ich habe ihr niemals ein einziges Wort von Liebe gesagt. Sie ist mir eine ganz gleichgültige Person und an dem, was man ihr zur Last legt, vollkommen unschuldig."

„Sie hat sich selbst schuldig erklärt, nicht wahr?" fragte der alte Graf, indem er seinen Sohn mit einem eigenthümlichen scharfen Blick betrachtete.

„Allerdings hat sie das, aber blos aus Großmuth, um —"

Hermann stockte.

„Um ihre Stiefmutter zu retten", ergänzte der alte Graf. „Ja, ich dachte mir es wol."

„Ich habe Frau Martenson nicht genannt, Papa."

„O nein, das hast du allerdings nicht, aber sie hat dich genannt. Doch davon ist jetzt nicht die Rede, sondern wie du, ein Edelmann, ein Mann von Ehre, dich aus einer Sache ziehen willst, in welcher dein Leichtsinn einer Unschuldigen ihre Ehre gekostet hat. Nenne mir einen Weg außer dem, den ich vorgeschlagen habe."

Hermann schwieg.

Der Graf hob wieder an:

„Du hast doch keinen Augenblick lang den niedrigen Gedanken hegen können, das edelmüthige junge Mädchen für das, was du und eine andere verbrochen, allein leiden und sie mit einem unverdienten und unvertilgbaren Flecken auf ihrem guten Rufe im Stiche zu lassen?"

Der Graf sprach ruhig aber streng.

Hermann schwieg immer noch.

„Nimm einmal den Fall an, daß nicht das junge Mädchen, sondern ihre Stiefmutter sich in dem Pavillon eingefunden hätte und hier von ihrem Manne überrascht worden wäre. Was wäre wol die Folge gewesen? Jedenfalls ein gemeiner Skandal, ja vielleicht etwas noch Schlimmeres, wobei Graf Hermann Romarhjerta eine nicht eben ehrenvolle Rolle gespielt haben würde. — Was hat aber Elin gethan? — Sie hat dich und noch eine zweite Person gerettet und sich selbst geopfert. Deine Pflicht verlangt daher, durch ein eheliches Bündniß sie für den Edelmuth zu belohnen zu suchen, den sie bewiesen hat."

„Du vergissest den Abstand zwischen uns, Papa."

„Hermann, bist du so wenig mit deiner Zeit fortgeschritten, oder vielmehr, hast du sie so vollkommen misverstanden, daß du glaubst, ein Edelmann bedeute mehr als ein anderer Mensch? Die Zeit ist vorbei, wo seine angeborenen Vorzüge ihn berechtigten, gegen den Bürgerstand jede beliebige Thorheit oder Schlechtigkeit zu begehen. Jetzt, mein lieber Hermann, gibt es blos einen Abstand zwischen den Menschen, und dieser ist der höhere oder niedrigere moralische Standpunkt, den sie einnehmen. Dies ist der Geist, den die Freiheit und Civilisation in die menschliche Gesellschaft eingeführt hat. Du wirst vielleicht einwenden, daß diese Ansichten nicht die meinigen sind, oder daß sie nicht mit den Lehren übereinstimmen, welche du von mir gehört hast, als ich dir einen klaren Begriff von dem zu geben suchte, was die Ehre einem Edelmann vor jedem andern Menschen zur Pflicht macht.

Ich hege auch jetzt noch, wie stets, einen hohen Begriff von dem Adel als einer durch Bildung veredelten Klasse, und ich werde stets mit Stolz eingedenk sein, daß ich einer der ältesten Familien in Schweden angehöre. Andererseits aber habe ich auch eine hohe Achtung vor den Pflichten, welche der Adelstand seinen Vertretern auflegt, und in meinem Herzen trage ich von jeher den Wahlspruch des französischen Adels: Noblesse oblige. Demzufolge habe ich es als ein unabweisbares Gesetz betrachtet, daß jedes Mitglied in meiner Familie sich zum Sklaven aller Forderungen der Ehre mache. Mädchen zu verlassen, den Familienfrieden zu stören, die Heiligkeit der Ehe zu verletzen sind Handlungen, von welchen ich niemals gewünscht hätte, daß man sie einem Romarhjerta zum Vorwurf machen könnte. Du hast, von deiner Leidenschaft verleitet, eine dergleichen ehrlose That begangen. Nur dem Edelmuth eines Mädchens hast du es zu danken, daß du ungestraft davongekommen bist, und doch zögerst du, diesem Mädchen den Namen zu schenken, dem du gleichwol auf keine Weise Ehre machst. Fürwahr mein Sohn, du verleugnest das alte Blut der Romarhjerta ganz und gar."

Der alte Graf erhob sich und setzte, indem er seine Hand auf die Schulter des Sohns legte, hinzu:

„Auch ich bin schwach gewesen, auch ich habe Thorheiten begangen. Ich habe den Luxus und eine kostspielige Lebensweise geliebt und einen großen Theil von meinem Vermögen verschwendet. Niemals aber habe ich mich in meinem Leichtsinne einer Schwäche schuldig gemacht, welche einen Schatten auf meine Ehre und mein Gewissen hätte werfen können, und ich hoffe, daß mein Sohn seinen Vater nicht zwingen wird, über ihn zu erröthen."

„Es ist also dein bestimmter Wille, Papa, daß ich Elin Martenson heirathe?"

„Mein Wille?" entgegnete der alte Graf und sah

seinen Sohn mit einem stolzen Blicke an. „Du bist mündig und stehst sonach außerhalb meines Willens, aber ich hätte geglaubt, daß Graf Hermann Romarhjerta's eigene Ehre ihm gebieten würde, dies zu thun. Bedarf es erst meines Willens, um dich zu bewegen, als ehrlicher Mann zu handeln, so müßte ich erklären, daß du nicht mein Sohn bist. Ich stelle nun dein weiteres Thun und Lassen deiner eigenen Ehre anheim."

Nachdem der alte Graf dies gesagt, ging er in sein Schlafzimmer und klingelte seinem Diener.

Hermann ging einigemal im Zimmer auf und ab und murmelte unzusammenhängende Worte.

Als der alte Graf am nächstfolgenden Morgen erwachte, überreichte ihm der Diener ein Billet von seinem Sohn.

Es enthielt folgende Worte:

„Mein Vater! Ich gehe um uns alle Unannehmlichkeiten eines Zusammentreffens zu ersparen. Ich bitte Dich, gemeinschaftlich mit dem Kapitän das Aufgebot für mich und Elin zu bestellen. Ich selbst werde mich in Ljungstafors wieder an dem Tage einfinden, wo der Priester den Sprößling der Familie Romarhjerta mit der Tochter des Schiffers Martenson vermählt. Da ich ihr einen so edeln Namen schenke, so glaube ich in jeder Beziehung einen Schimpf gut gemacht zu haben, den sie sich beigelegt, aber niemals erlitten. Dies ist aber auch alles, was ich ihr geben kann.

„Ich reise jetzt nach der Hauptstadt und erwarte dort Deine Ankunft, um mit Dir dann gemeinschaftlich weiter nach Kungsborg zu reisen und meiner Mutter und Schwester die Wahl zu erzählen, welche ich getroffen habe.

Dein

gehorsamer Sohn
Hermann."



Der Graf knitterte den Brief nachdenklich zusammen und murmelte:

„Stolzer Wahnwitziger, der du grollest, einmal ein wirklicher edler und ehrlicher Mann sein zu müssen."

Drei Wochen später sollten Hermann und Elin vermählt werden.

Nur einige wenige Gäste waren eingeladen und unter diesen die beiden Schwestern des Kapitäns mit ihren Ehemännern, ebenso wie einige weitläufige Verwandte der Grafen Romarhjerta, welche Nachbarn des Kapitäns waren.

Es war, als ob der Kapitän durch seine Angehörigen die adelichen Verwandten des Bräutigams hätte demüthigen wollen.

Während des Vormittags langte der alte Graf an, die Gräfin aber kam nicht mit.

„Mein Sohn kommt um halb sechs Uhr", sagte der Graf, „und die Trauung soll ja um sechs vollzogen werden. Meine Frau ist durch Unpäßlichkeit verhindert, der feierlichen Handlung beizuwohnen."

Punkt halb sechs Uhr fuhr ein leichter Reisewagen vor und aus demselben stieg Graf Hermann mit hochemporgerichtetem Haupte und einem kalten stolzen Ausdruck in seinem Antlitz.

Nachdem er die Reisekleider gegen schwarze vertauscht, ward er in den Salon eingeführt. Eine Viertelstunde später hatte der Priester ihn und Elin für das ganze Leben vereinigt.

Elin war während des Trauungsactes sehr aufgeregt und als der Priester den Segen sprach, stahl sich aus den thränenfeuchten Augen ein schüchterner Blick auf den Mann, der nun im Leben ihr alles sein sollte.

Er aber stand kalt und gefühllos neben ihr, das schöne Haupt stolz emporrichtend und ohne einen Blick auf sie zu werfen, welche zitternd in seinem Antlitz eine einzige Spur von Theilnahme oder Rührung suchte.

Der erste, welcher vortrat, um den Neuvermählten Glück zu wünschen, war der alte Graf. Seine Umarmung war väterlich herzlich und in gerührtem Tone sagte er:

„Gott segne dich, meine Tochter!"

Zu dem Sohne sagte er nichts, sondern drückte ihm beinahe kalt die Hand.

Der Kapitän dagegen umarmte seine Tochter, weil es der Gebrauch verlangte, ohne daß ein einziges Wort der Liebe oder des Wohlwollens über die strengen Lippen kam, obschon Elin's Augen beinahe mit dem Ausdruck der Verzweiflung darum baten.

Selma war so bleich, daß sie dem bösen Gewissen glich, als sie die Stieftochter und den Schwiegersohn umarmte, der mit bitterm, stolzem Ausdruck sie betrachtete.

Hierauf trank man die Gesundheit der Neuvermählten. Wenige Augenblicke danach verließ Hermann das Zimmer.

Elin sprach mit der Oberstin D—, einer Verwandten Hermann's, während ihr Blick wie angewurzelt auf einem leichten Reisewagen haftete, der unten in der Allee hielt.

Einige Minuten nachdem Hermann verschwunden war, sah sie ihn mit eiligen Schritten sich dem Wagen nähern, dessen Thür der Diener öffnete. Im nächsten Augenblick knallte die Peitsche und der Wagen, in welchen Hermann gestiegen war, rollte fort.

Elin war unwillkürlich vom Sofa aufgesprungen und an das Fenster geeilt, um sich von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was sie sah. Als der Wagen

auf die Landstraße hinüberlenkte und der Schimpf, den Hermann durch seine Abreise ihr zufügte, ihr klar ward, sank sie besinnungslos am Fenster nieder, gerade als wie ein Brausen die Worte an ihr Ohr schlugen:

„Was soll das heißen? Ich glaube gar, der Bräutigam verläßt seine Braut!"

Dieser Ausruf kam von der Oberstin, welche ebenfalls die Augen auf den Wagen gerichtet hatte.

Achtes Kapitel.

Es sind zehn Jahre verflossen.

In den sogenannten Scheeren des südlichen Schweden hatten die Grafen Romarhjerta seit undenklichen Zeiten ein ungeheuer großes Fideicommiß, Kungsborg genannt, besessen, welches vom Vater auf den Sohn erbte und dessen Einkünfte ein beinahe fürstliches Vermögen ausmachten.

Der Vater des alten Grafen hatte das Fideicommiß aufgehoben und dann durch eine üppige Lebensweise sowol Kungsborg als auch die übrigen Besitzungen bedeutend verschuldet, sodaß, als Hermann's Vater sie erbte, das Vermögen nicht halb so groß mehr war, als da dessen Vater den Besitz angetreten hatte.

Gleichwol war dies ein Umstand, wovon die Welt nicht die mindeste Kenntniß hatte.

Beherrscht von dem uralten Stolz der Familie Romarhjerta, suchte Hermann's Vater durch eine reiche und vornehme Heirath seinen Finanzen wieder aufzuhelfen und die auf den Besitzungen haftenden Pfandschulden abzustoßen.

Dies war seine Absicht, als er sich vermählte, die angeborene Liebe zu Luxus und einer fürstlichen Lebens-

weise drängte aber alle von der Klugheit eingegebenen Vorsätze wieder in den Hintergrund.

Die natürliche Folge hiervon war, daß das Vermögen, welches die Gräfin mitbrachte und welches hinreichend gewesen war, um die Besitzungen von den schwersten Hypotheken zu befreien, daraufging, und überdies mußte der Graf Ljungstafors und Hillesta verkaufen, welche, wie der Leser weiß, vom Kapitän Martenson erworben wurden.

Kurz nach Hermann's Vermählung mit Elin starb der alte Graf und hinterließ seiner Witwe und seinem Sohne weiter kein Erbe als das verschuldete Kungsborg sowie ein kleines Besitzthum unmittelbar daneben, ohne irgendwelche dazu gehörenden Grundstücke. Es war in frühern Zeiten blos ein Jagdschloß gewesen.

Acht Jahre lang suchte Hermann dadurch, daß er sich selbst mit der Landwirthschaft befaßte, seine Umstände zu verbessern, durch vermehrten Ertrag das Besitzthum von den schwersten Schulden zu befreien und sich auf diese Weise zu finanzieller Unabhängigkeit emporzuarbeiten.

Als er aber endlich das Ohnmächtige seiner Bemühungen einsah und die Gläubiger ihn überdies hart drängten, beschloß er, das Familienschloß der Romarhjerta, welches diesem gräflichen Geschlecht jahrhundertelang gehört, zu verkaufen.

Mit tiefem Schmerze that er diesen Schritt, und der gräfliche Stolz litt dabei nicht wenig. Seine Ehre erlaubte ihm nicht, das Besitzthum noch ferner zu behalten, als er klar einsah, daß er sich dadurch nur in noch mehr Schulden verwickeln und zuletzt ganz darin umkommen würde.

Einen Käufer zu dem großen verschuldeten Besitzthum zu finden, welches durch langjährige Vernachlässigung in bedeutenden Verfall gerathen, war nicht leicht, und zuletzt drangen die Gläubiger auf Verkauf im Wege der Versteigerung.

Gerade in diesem kritischen Augenblick trat der Bevollmächtigte eines Käufers auf und meldete sich bei dem Grafen. Nachdem ein paar Wochen hindurch Briefe gewechselt worden, ward Kungsborg mit Mobiliar, Gemälden und Inventarium für achthunderttausend Reichsbancothaler an eine Mistreß Stephensen aus Nordamerika verkauft.

Der Kaufschilling, welchen Graf Hermann empfing, war allerdings bedeutend, aber die auf dem Besitzthum haftenden Schulden waren dies ebenfalls, und als sämmtliche Gläubiger bezahlt waren, beschränkte sich Hermann's ganzes Vermögen auf das kleine Jagdschloß Furuhof und ein Kapital von zwanzigtausend Reichsthalern, welches letztere er für Rechnung seiner Mutter und seiner Schwester bei einem wohlbekannten Handelshaus niederlegte.

Ein Jahr, nachdem diese Veränderungen stattgefunden, und gerade als der Sommer in seiner ganzen Blumenpracht stand, erhielt der Inspector auf Kungsborg Briefe, worin ihm gemeldet ward, daß die neue Herrin des Besitzthums nächstens eintreffen würde.

Von dem alten Dienstpersonal hatten so viele, als gewollt hatten, dableiben dürfen, bis Mistreß Stephensen selbst ankommen würde.

Unter der Zahl derer, die am längsten auf Kungsborg waren, befand sich der Hofmeister Eklund. Er hatte der Familie Romarhjerta seit vierzig Jahren gedient und von seinem Vater das Hofmeisteramt geerbt, welches so in der Familie Eklund in mehreren Gliedern vom Vater auf den Sohn übergegangen war.

Es war deshalb nicht zu verwundern, wenn der jetztlebende alte Eklund mit großer Treue an der gräflichen Familie hing und mit einer gewissen religiösen Ehrfurcht zu ihr emporschauete.

Er hatte sich daher auch seine wenigen Haare fast vollends ausgerauft und war in wirklicher Verzweiflung gewesen, als das Besitzthum verkauft ward.

Er wollte sofort sein Amt niederlegen und seinem Herrn nach Furuhof folgen, durch die Vorstellungen des Grafen Hermann aber ließ er sich bewegen zu bleiben, wie sauer es ihm auch ward, der gar nicht einmal adelichen Nachfolgerin dienen zu müssen.

„Es ist deine Pflicht zu bleiben, bis die neue Eigenthümerin dich verabschiedet, und du wirst ihr dann alles übergeben, was du in deiner Obhut gehabt hast“, hatte Hermann gesagt.

Er kannte das Bestreben des Alten, stets gewissenhaft zu thun, was die Pflicht verlangte.

„Ueberdies“, setzte der Graf hinzu, „kannst du mir möglicherweise auf dem Posten, den du hier einnimmst, weit nützlicher sein, als wenn du mir nach Furuhof folgtest. Deine neue Herrin ist unermeßlich reich, denn sie hat alle Hypotheken gelöscht und besitzt nun Kungsborg als völlig freies Eigenthum. Sie kann demzufolge etwas für dein Alter thun, während ich dagegen nichts vermag.“

„O gnädiger Herr Graf, habe ich meinem Herrn so schlecht gedient, daß er glaubt, der Eigennutz bestimme mich?“ stammelte Eklund.

„Nein, mein wackerer Eklund, das hast du durchaus nicht. Ich wünsche aber, daß du bis auf weiteres in Kungsborg bleibst, und du hast dich ja noch niemals geweigert zu gehorchen.“

„Das werde ich auch jetzt nicht.“

„Gut! Gefällt es dir bei deiner neuen Herrin nicht, so können wir ja weiter über die Sache sprechen und dann ist Furuhof deine Heimat“, hatte der Graf gesagt, und mit dem tröstenden Gedanken, daß er blos dem Willen seines Herrn gehorchte, wenn er auf Kungsborg bliebe, behielt Eklund sein Amt.

Während des ersten Jahres konnte der alte Diener sich fast gar nicht denken, daß er einen andern Herrn hätte als den Grafen Hermann. Fiel etwas, was er

misbilligte, oder irgendetwas anderes vor, wovon er glaubte, es sei nothwendig, daß der Graf es wisse, so begab er sich sofort nach Furuhof, um Rechenschaft abzulegen, gerade als ob Hermann noch etwas mit Kungsborg zu thun hätte.

Der Graf hörte ihn dann wehmüthig lächelnd an und sagte allemal, wenn der Alte fertig war:

„Du vergissest, mein Freund, daß ich nicht mehr Herr von Kungsborg bin."

Dann seufzte der Alte und ging mit beklommenem Herzen nach Hause, um in einigen Wochen wieder die Wirklichkeit zu vergessen und von Hermann daran erinnert zu werden.

Die Meldung des Inspectors, daß die neue Besitzerin in einer Woche zu erwarten sei, erweckte Eklund vollkommen zum Bewußtsein, daß er nicht mehr dem Grafen Romarhjerta diente, und mit betrübtem Herzen begann der Greis seine Anordnungen zum Empfang seiner neuen Herrin.

Mit einem eigenthümlichen Gefühl gab er Befehl zum Säubern der Zimmer und trug große Sorge, daß die Gemälde- und Porträtgalerie sowie die Rüstkammer und dergleichen alles richtig in Ordnung sei.

Die großen Prachtzimmer mit ihrem antiken und kostbaren Geräth durchwanderte Eklund, und da er sie so fand, wie sie sein sollten, blieb er in dem großen Saale stehen, wo so mancher glänzende Ball gegeben worden, und betrachtete das über dem großen Kamin in weißem Marmor ausgehauene Wappen der Romarhjerta.

Ein tiefer Seufzer hob die Brust des Greises und er entblößte sein mit einer Mütze bedecktes Haupt, während seine Augen sich mit Thränen füllten und er murmelte:

„Und auch das soll also in die Hände dieses bürgerlichen Weibes fallen! Mein armer gnädiger Herr Graf, der eine solche Demüthigung erfahren muß!"

Während der alte Mann sich seinem Schmerze hingibt, wollen wir dir, lieber Leser, in aller Kürze eine nähere Beschreibung von Kungsborg mittheilen.

Die Natur, welche es umgab, war mehr wild und großartig als lächelnd und anmuthig. Die dunkeln Wälder, die hohen Berge und das weite Meer erweckten ein Gefühl der Bewunderung und des Erstaunens, aber auch eine eigenthümliche Beklommenheit. Ein wenig mehr lächelnde Wiesen und von der Sonne beleuchtete Blumengefilde hätten das Herz zu Ruhe und Frieden gestimmt. Jetzt dagegen glich sowol die Besitzung selbst als auch die sie umgebende Gegend einem Helden der Vorzeit, der sich hier zur Ruhe niedergelassen.

Das Wohngebäude mit seinen vier Thürmen und festen Mauern trug noch dasselbe Gepräge einer Herrenburg wie seit Jahrhunderten. Der Park war so dicht mit hundertjährigen Eichen und Birken bewachsen, daß nur selten ein Sonnenstrahl sich durch das Laub Bahn zu brechen vermochte.

Der Garten war in altmodischem Stil angelegt, mit Pyramiden von verschnittenen Tannen und rundköpfigen Linden, und hatte etwas drückend Steifes, was dadurch, daß er zu viel Schatten hatte, beinahe düster ward.

Links lag ein mit vielen Kosten angelegter sogenannter Florapark, eine Schöpfung späterer Zeiten, lächelnd und schön, wie ein kleines Paradies mit seiner prachtvollen Orangerie, seinem marmornen Springbrunnen und seinen herrlichen Laubgängen.

Das Gebäude oder — wie es gewöhnlich genannt ward — das Schloß lag so, daß die Fronte dem Garten zugewendet war. Flora's kleines Reich lag links und der Park rechts. Die Hinterseite lag dem mit Pyramidenpappeln bepflanzten Hofe zugekehrt, der am Ende der beiden Flügel des Schlosses von einem hohen eisernen Staket mit einem großen Gitterthor eingeschlossen ward, von welchem eine Brücke über einen jetzt trockenen Wall-

graben in eine breite, in die Landstraße ausmündende Allee führte.

Das Haus bestand aus zwei Etagen. Die untere war von jeher die eigentliche Wohnung gewesen und ihre Ausstattung in Bezug auf Mobiliar und Tapeten mit der Zeit fortgegangen. Hier herrschte der moderne Luxus und die lange Reihe von Speisesaal, Salon, Vorzimmer, Bibliothek, Musikzimmer, Billardzimmer, Rauchzimmer, Cabinet und Schlafzimmer waren mit einer bis auf den höchsten Gipfel getriebenen wahrhaft thörichten Prachtliebe eingerichtet.

In dem obern Stockwerk oder der Staatsetage dagegen war die uralte Pracht beibehalten worden und man hatte mit dem ganzen Stolz eines alten gräflichen Geschlechts alles in seiner ursprünglichen Gestalt zu erhalten gesucht; das heißt, wenn ein vom Alter oder von Würmern zerstörtes Möbel sich in einem solchen Zustande befand, daß es keinen Dienst mehr thun konnte, so hatte man ein neues machen lassen, aber ganz nach demselben Modell wie das cassirte, und auf diese Weise war das antike Meublement niemals in Verfall gerathen, sondern hatte seine Jahrhunderte alte Eleganz mit einer gewissen Frische beibehalten.

Die Räume bestanden aus einer großen Gemälde- und Porträtgalerie, einem Wappensaal, einer Rüstkammer, einem Archiv und dann aus dem ungeheuer großen Festsaale mit dem gräflichen Wappen über dem Kamin. Hieran stießen zwei weniger umfangreiche Säle und dann kam eine Reihe kleinerer Zimmer.

Rechts von den größern hatte man das sogenannte Spiegelcabinet, in welchem alle Wände vom Fußboden bis zur Decke von Spiegelglas waren. Von hier kam man in ein Thurmzimmer, welches im siebzehnten Jahrhundert der Gattin des damaligen Grafen Romarhjerta, von welcher man eine traurige Geschichte erzählte, zum Schlafzimmer gedient hatte.

Sie war in diesem Zimmer gestorben und man behauptete allgemein, sie ginge noch jetzt darin um. Die Möbel waren noch dieselben wie damals, denn es hatte seit dieser Zeit niemand wieder hier gewohnt. Merkwürdigerweise hatte man die Möbel nicht mit derselben Sorgfalt wie anderwärts in Stand zu halten gesucht. Es war unverkennbar, daß man sie der Vergessenheit anheimgegeben hatte.

Selbst der alte Eklund hatte seine Umsicht nicht bis hierher erstreckt, sondern bei dem allgemeinen Säubern und Aufputzen das Schlafzimmer der Gräfin Gunilla, wie man es nannte, rund und rein vergessen.

Nach dieser kurzen Abschweifung nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Neuntes Kapitel.

Der bedeutungsvolle Tag, wo Mistreß Stephensen eintreffen sollte, brach endlich an.

Der alte Eklund hatte, wie zur Zeit der Grafen Romarhjerta, die Diener ihre Festtagskleider anlegen lassen und sie in zwei Reihen in der von hohen Säulen getragenen Vorhalle aufgestellt, welche jetzt mit Blumengewinden und Eichenlaub schön geschmückt war.

Er selbst stand schwarz gekleidet in Schuhen und seidenen Strümpfen an der Spitze der zahlreichen Dienerschaft, welche in der Livree der Grafen Romarhjerta prangte.

Der Inspector hatte gegen Eklund's Anordnungen mancherlei Bemerkungen und Einwendungen gemacht, der alte Hofmeister aber war eigensinnig und behauptete, daß mit dem, was das Schloß und die innere Bedienung beträfe, der Inspector nichts zu schaffen habe, weil dies alles unter seiner Aufsicht stünde.

Der Inspector, ein junger Mann, der sich erst in Kyngsborg befand, seitdem es verkauft war, lachte den alten Hofmeister aus und versicherte ihm, er habe sich so aufgestellt, daß die neue Herrin ihn bei ihrer Ankunft über den Haufen fahren würde.

Dies half aber alles nichts, denn Eklund glaubte die

Sache besser zu verstehen als sonst jemand. Er hatte ja schon seit vierzig Jahren die Grafen Romarhjerta empfangen und schon als Knabe jedesmal, wenn sie nach Kungsborg heimkehrten, seinen Vater den Empfang arrangiren sehen.

Kurz nach Mittag kam ein eleganter und leichter Reisewagen an. Ein Diener sprang vom Bock, um den Schlag zu öffnen, aber Eklund war ihm schon zuvorgekommen und stand, sich tief verneigend, an der geöffneten Wagenthür.

Aus dem Wagen sprang zuerst ein junger Mann, welcher einer langen, schlanken, ganz schwarz gekleideten Dame die Hand bot, deren Körperhaltung etwas Stolzes und Befehlendes hatte. Ihr Gesicht war von einem leichten Flor bedeckt, den sie übergeworfen, um sich gegen den Staub zu schützen, und den sie auch nicht zurückschlug, während sie mit schnellen Schritten und emporgerichtetem Haupte an dem alten Eklund und den aufgestellten Dienern vorbeiging, ohne rechts oder links zu schauen.

Der junge Mann hatte mittlerweile auch einer in mittlern Jahren stehenden Frau aus dem Wagen geholfen, worauf sie der schwarzgekleideten Dame folgten, nur mit dem Unterschiede, daß beide die aufgestellten Diener mit freundlichem Lächeln begrüßten. Der junge Mann drückte sogar dem alten Eklund im Vorbeigehen die Hand.

Nach dem Reisewagen kam ein Packwagen, in welchem auch zwei weibliche Domestiken ihre Plätze hatten. Die aufgestellten Bedienten, welche mit einem gewissen Misvergnügen die erste Dame, in welcher sie ganz richtig ihre nunmehrige Herrin vermutheten, hatten vorübergehen sehen, ohne von ihr auch nur eines Blickes gewürdigt zu werden — ein Benehmen, welches dem, woran die Grafen Romarhjerta sie gewöhnt hatten, ganz entgegengesetzt war — bekamen bei der Ankunft des andern Wagens mit dem Abpacken desselben nun alle Hände voll zu thun.

Wir verlassen sie, um der neuen Herrscherin von Kungsborg zu folgen.

Der alte Eklund hatte es schon gemacht wie wir.

Einer der Diener hatte die Doppelthüren des großen Speisesaals geöffnet, welcher das erste Zimmer war, in welches man kam und wo ein gedeckter Tisch stand.

Der alte Eklund näherte sich seiner Gebieterin, um ihr den Reisemantel abzunehmen. Sie machte aber eine abweisende Geberde mit der Hand und sprach in gebrochenem Schwedisch:

„Sie sind wol der Hofmeister hier?"

„Ja, gnädige Frau."

„Ich bin keine gnädige Frau, sondern schlechtweg Frau Stephensen", sagte sie mit einer Aussprache, welche große Ungeübtheit verrieth.

Darauf nahm sie ihren Hut ab und setzte hinzu:

„Ich werde Sie in einer Weile rufen lassen."

Der alte Eklund verneigte sich und ging hinaus, tief seufzend, daß er nun ganz einfach eine Frau Stephensen, die nicht einmal eine „gnädige" war, zur Gebieterin hatte.

Als die drei angekommenen Personen allein waren, nahm der junge Mann der jungen Dame den Reisemantel ab und sagte auf englisch:

„Der Anblick deiner neuen Heimat scheint dich verstimmt zu haben, Stephana, und gleichwol hatte ich geglaubt, daß du dich hier glücklicher und zufriedener fühlen würdest als in Amerika."

„Glücklicher, zufriedener, sagst du!" entgegnete Stephana, indem sie ihr bleiches, beinahe wunderschönes Antlitz nach ihm wendete. „Ach, Jacobo, mein unglückliches Schicksal begleitet mich überall hin."

„Ein Schicksal, mit welchem Stephana sich nun ausgesöhnt haben sollte", bemerkte Jacobo, indem er auch der ältern Dame ihren Reisemantel abnahm.

Stephana antwortete nichts, sondern ging quer über

den Saal nach der rechten Seite, wo der schöne prachtvolle blaue Salon sich befand.

Jacobo ging ihr nach, die ältere Dame aber ging links, um, wie sie sagte, die Lokalität in nähern Augenschein zu nehmen, bis es Stephana gefallen würde, eine Erfrischung einzunehmen.

Wir folgen Jacobo, wollen aber zuvörderst die äußere Erscheinung des jungen Mannes zeichnen.

Sein Name war Jacobo Lange. Sein Gesicht, ein regelmäßiges Oval, zeichnete sich durch ein Gepräge ungewöhnlicher Intelligenz und Redlichkeit aus. Die Stirn war breit, hoch und gewölbt. Die Augen von mittelmäßiger Größe lagen tief und waren von unbestimmter Farbe, der Blick aber, infolge des gleichzeitig Denkenden und Strahlenden, was darin lag, unwiderstehlich schön. Es lag eine ganze geistige Welt darin. Die Nase war vielleicht etwas zu fein, um dem Gesicht einen entschiedenen männlichen Ausdruck zu geben. Der Mund war gut geformt mit zwei Reihen blendender Zähne und einem mehr herzlichen als frohsinnigen Lächeln.

Diese Züge wurden von schwarzbraunem, glattem, glänzendem Haar, welches von der schönen Stirn zurückgestrichen war, und von einem dunkeln, vollen Backenbart umrahmt.

Der junge Mann war hoch gewachsen und schlank, mit einer ungezwungenen Anmuth in allen seinen Bewegungen und einem beinahe musikalischen, schönen, klangvollen Organ, wenn er sprach.

Nimmt man hierzu eine vielseitige Bildung, große Belesenheit und durch Reisen erweiterte Erfahrung sowie ein Alter von neunundzwanzig Jahren, so wird man finden, daß er für das Frauenherz, welches sich meistens von dem, was blendet, am leichtesten einnehmen läßt, gefährlich sein mußte.

Mit Jacobo verhielt es sich außerdem so, daß sein innerer Mensch in vollkommenem Einklang mit dem

äußern stand. Er war ein Charakter, den noch keine niedrige oder unedle Leidenschaft befleckt hatte, und sein Herz war ebenso rein und unverdorben wie seine Stirn frei und offen.

Als er in den blauen Salon trat, sah er Stephana auf einem kleinen Sofa sitzen. Ihr Kopf ruhte an der Rückenlehne und ihr Blick war auf eine marmorne Statue geheftet, welche die Ceres vorstellte, die ihre Tochter Proserpina sucht. Es lag etwas Abwesendes in dem Blick der jungen Dame und in den Zügen des Antlitzes ein Ausdruck bittern Schmerzes.

Mistreß Stephana Stephensen's äußere Erscheinung mußte nothwendig das Auge fesseln.

Auf den ersten Anblick war man versucht sie schön zu nennen, obschon man bei näherer Betrachtung zugeben mußte, daß sie dies nicht war, denn es mangelte ihren Zügen an der dazu erforderlichen Regelmäßigkeit. Es lag aber etwas Bezauberndes und Unwiderstehliches in diesem bleichen, schönen Antlitz mit seiner etwas dunkeln Farbe, seinen wunderbaren großen Augen, seiner hohen Stirn und seinem kleinen, ernst geschlossenen Munde, welcher, wenn er sich öffnete, den Lippen ein eigenthümliches, leidenschaftliches Zittern mittheilte und machte, daß die blauweißen Zähne bei der mindesten Bewegung sichtbar wurden. Das Haar war dunkel, kastanienbraun und glänzend, der Wuchs schlank, aber dabei Kraft und Gesundheit verrathend, obschon der vollkommene Mangel an Röthe der Wangen auf *schwache* Gesundheit zu deuten schien.

Man sah aber bald, daß kein physisches Leiden die Rosen der Wangen gebleicht, sondern daß es die Seele war, welche diesen Schmuck der Jugend und Schönheit zerstört hatte.

Stephana konnte gleichwol für schön gelten, obschon der Hauptcharakter in ihrer Erscheinung Stolz, Strenge und Ernst war. Wie kam das? — Man wußte es

selbst nicht recht, aber es war, als sähe man hinter diesem Stolze, dieser Strenge und diesem Ernste das Herz von allen jenen zärtlichen, milden und edeln Gefühlen erglühen, welche ein hochherziges Weib machen.

Jacobo näherte sich Stephana und setzte sich neben sie, indem er eine ihrer Hände ergriff, welche schlaff auf das Sofa herabhingen.

„Stephana", sagte er, „nicht diese düstere Träumerei, welche mir unerklärlich vorkommt, wenn ich mich des Wunsches erinnere, der dich bewog, dich gerade hier niederlassen zu wollen. Jetzt, nachdem du diesen Boden betreten, wirst du von einer an Verzweiflung grenzenden Muthlosigkeit überwältigt."

Zwischen Jacobo und Stephana ward stets englisch gesprochen.

„Weil ich meine Kräfte überschätzt und geglaubt habe, etwas ganz anderes zu sein, als ich wirklich bin. Ach, Jacobo, ich bin ein schwaches Weib und nichts weiter, obschon du glaubst, daß ein so hoher Grad von männlicher Kraft in meiner Seele liege."

„Nicht männlicher Kraft, aber wol weiblicher — der Kraft des gebildeten, intelligenten Weibes. Von dieser habe ich geglaubt, daß du sie besitzest, und ich weiß auch, daß du sie besitzest. Warum gibst du dich einer Gemüthsstimmung hin, welche die Seele lähmt? Ich forsche nicht nach dem Grunde, den du hattest, dich hierher zu begeben, aber ich kenne deinen Charakter und deshalb erstaune ich über deinen Seelenzustand. Du bist nicht mehr dieselbe Stephana wie früher, welche mit christlichem Sinn ihr Schicksal trug und durch ein thätiges und nützliches Leben den schweren Kummer zu zerstreuen und zu lindern suchte."

„O ja, ich bin noch die Stephana, zu welcher du mich gebildet hast", rief sie, „oder weshalb glaubst du, daß ich sonst hier bin? Aber siehst du, Jacobo, während der Reise und Unthätigkeit sind meine Gedanken an so

bittere Erinnerungen gefesselt gewesen, daß sie wie Blei auf meiner Seele gelegen haben. Und dann — dann — gleiche ich dieser dort" — Stephana zeigte auf die Ceres — „sie sucht ihre Tochter; ich suche ein Ziel für mein Leben, aber wo, wo soll ich es finden?"

„In der Erfüllung deiner Pflichten als Weib und Christin", sagte Jacobo. „Ach, Stephana, du bist reich, du bist selbständig. Wohlan, verträume nicht deine Zeit mit düstern Phantasien und verbittere dir nicht dein Dasein durch die Erinnerung an einen Kummer, den du nicht mildern kannst, sondern strecke deine Arme allen entgegen, welche leiden und Hülfe bedürfen. Die Zeit, welche du dann noch übrig behältst, wird der Hoffnungslosigkeit nichts mehr übrig lassen."

„Du hast recht. Fort mit aller schwächlichen Sentimentalität", sagte Stephana, indem sie sich erhob und das Haupt schüttelte, wie um die peinlichen Gedanken zu verscheuchen.

Jacobo hatte sich ebenfalls erhoben.

„Weißt du, Jacobo", fuhr Stephana fort, „wenn ich dich höre, so frage ich mich oft selbst: Ist das wirklich ein junger Mann, der diese ernsten und verständigen Worte zu dir spricht, oder ist es nicht vielmehr die personificirte Vernunft? Du bist ein ungewöhnlicher Mensch mit einem Herzen von reinem und edelm Metall."

„Daß ich nicht immer der kalten Vernunft gehorche, weißt du nur zu gut, Stephana", antwortete Jacobo, „und daß ich auch ein Sklave meiner Leidenschaften sein kann, davon hast du Beweise. Indessen, ich habe nach Veredlung gestrebt, eben weil meine Veredlung auf dich zurückwirkt, und es sollte mir leid thun, wenn ich dich einer unerklärlichen Schwäche erliegen sähe."

„Jacobo, der Augenblick der Schwäche soll nicht oft wiederkommen", sagte Stephana und legte die Hand aufs Herz, „aber hier gibt es Wunden, welche keine Zeit und kein Verhältniß zu heilen vermag."

Mit diesen Worten ging sie hinaus in den Speisesaal, wo sie Miß Jane Smith fanden, die eben beschäftigt war, einige Erfrischungen zu sich zu nehmen.

„Mein Gott, lieben Kinder, habt ihr denn keinen Hunger!" rief sie, ebenfalls auf englisch, Stephana und Jacobo entgegen, während sie auf beiden Backen kaute. „Wenn man von einer Reise kommt, so hat man ein Recht darauf guten Appetit zu haben."

Stephana lächelte und nahm Platz am Tische.

Jacobo goß sich ein Glas Wein und Wasser ein und erklärte, er sei nicht hungerig.

Zehntes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage, ganz zeitig des Morgens, während Jane noch fest schlief, sehen wir Stephana in dem großen Banketsaale vor dem über dem Kamin in Marmor ausgehauenen Wappen der Romarhjerta stehen.

Sie trug ein weißes, reich mit kostbaren Spitzen garnirtes Morgenkleid.

Ihre Arme waren über der Brust gekreuzt, der Kopf war mit einer herausfordernden Bewegung zurückgeworfen und in dem Blick, den sie auf das Wappen heftete, lag etwas Verächtliches.

Der ganze Ausdruck ihrer Haltung und ihrer Züge war streng und drohend. Es war, als ob das gräfliche Wappen in ihrer Brust eine ganze Schar bitterer Gefühle wach gerufen hätte.

Nachdem sie das Wappen eine lange Weile mit unverwandtem Blicke betrachtet, faßte sie den neben dem Kamin hängenden Klingelzug und setzte ihn in Bewegung, worauf sie wieder ihren Platz einnahm.

Ein Diener ward an der geöffneten Thür sichtbar.

„Der Hofmeister soll heraufkommen“, sagte Stephana, ohne sich umzusehen.

Es vergingen einige Augenblicke und dann trat Eklund ein.

Er war schwarz gekleidet und in voller Toilette, gerade so, wie wenn die Grafen Romarhjerta in Kungsborg verweilten.

Als er eintrat, drehte sich Stephana nach ihm herum, und da er nach einer tiefen Verbeugung an der Thür stehen blieb, sagte sie:

„Treten Sie näher, Herr Eklund; ich wünsche mit Ihnen zu sprechen.“

Nach einigen abermaligen ehrfurchtsvollen Verbeugungen näherte sich Eklund.

„Wie kommt es, daß das gräfliche Wappen noch hier ist?“ fragte sie und zeigte darauf.

„Als Kungsborg an Ihre Gnaden verkauft ward, sollte es dem Kaufcontract gemäß dem Käufer in unverändertem Zustande übergeben werden und deshalb mußte auch dies dableiben, besonders da man es nicht wegnehmen kann, ohne den Kamin einzureißen.“

„Aber ein gräfliches Wappenschild gehört der Familie und kann nicht auf jemand anders übertragen werden. Hätte ich auch ein Recht es zu behalten, so möchte ich es doch nicht. Ich verabscheue alles, was an Aristokratie und Feudalwesen erinnert. Deshalb werden Sie, Herr Eklund, noch heute den Kamin niederreißen und dieses Wappen herausbrechen lassen, welches Sie Sorge tragen werden dem frühern Besitzer zuzuschicken, wenn Sie wissen, wo derselbe sich gegenwärtig aufhält.“

Eklund machte ein Gesicht wie ein Mensch, welcher im Begriff steht zu ersticken. Er stierte Stephana an, als ob sie ihm die Entweihung eines geheiligten Gegenstandes zumuthete, bei den letzten Worten aber richtete er sich auf und antwortete mit einem nicht unbedeutenden Anflug von Stolz:

„Mein ehemaliger Herr, Graf Romarhjerta, wohnt gleich hier in der Nähe auf seiner Besitzung Furuhof.“

„Gut, dann lassen Sie das Wappen zu ihm transportiren.“



„Es soll geschehen, Ihre Gnaden.“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Herr Eklund, daß ich schlechtweg Frau Stephensen heiße. Haben Sie die Güte, dies nicht zu vergessen.“

Der alte Hofmeister verneigte sich dunkelroth vor Entrüstung.

Stephana hob wieder an:

„Wie kam es, daß ich gestern die ganzen Leute in Livree gekleidet antraf?“

„Als der Graf Kungsborg übergab, ließ er der Dienerschaft die Kleider, welche sie einmal hatte, und da sie ihre gnä—, ich wollte sagen, ihre Herrin auf würdige Weise empfangen wollte, so legte sie eine Livree an, welche sie stets mit Stolz getragen hat, weil sie ihren edeln Gebietern gehörte.“

Es lag etwas eigenthümlich Rührendes in dem Gefühl von Achtung und Verehrung, womit der ergraute Diener von seinen frühern Herren sprach, und selbst auf Stephana machte der alte Mann einen eigenthümlichen Eindruck.

Sie betrachtete ihn schweigend einen Augenblick lang, während der strenge Ausdruck in ihren Zügen sich milderte, und mit einem beinahe freundlichen Lächeln hob sie wieder an:

„Sie haben Ihren frühern Dienstherrn und seine Familie sehr lieb — das höre ich.“

„Ja, geehrte Frau, von ganzem Herzen.“

Weiter sagte Eklund nichts, in seinem Auge aber blinkte eine Thräne.

„Nun gut, dann überbringen Sie dieses Kunstwerk, welches ein Familienkleinod ist, dem Grafen, und sehen Sie zu, daß es nicht beschädigt wird, während man es aus der Mauer herausbricht.“

Eklund verneigte sich schweigend. Es schnitt ihm ins Herz, daß von Kungsborg, wovon er stets geglaubt, daß der Graf es später einmal würde wiederkaufen kön-

nen, etwas losgerissen und getrennt werden sollte. Das Alter überläßt sich ebenso wie die Jugend gern seinen Illusionen, dafern dieselben nur den Wünschen schmeicheln.

„Eine zweite Angelegenheit", hob Stephana wieder an, „für welche ich Herrn Eklund ebenfalls bitte zu sorgen, ist, daß die Dienerschaft Civilkleider erhalte. Ich mag sie nicht in Livree sehen, am allerwenigsten in einer gräflichen. Ich wünsche nicht Sklaven um mich zu haben, sondern freie Menschen. Ein Livreediener erinnert allzu sehr an das Feudalzeitalter, als daß ich wünschen könnte, einen so verhaßten Gebrauch in meinem Hause eingeführt zu sehen."

„Aber wie soll denn dann die Dienerschaft gekleidet werden? Irgendeine Art Livree muß sie doch haben!"

„Nein; warum denn? Sie braucht blos sauber und ordentlich in gewöhnliche Kleider gekleidet zu sein. Wir werden indessen hierüber weiter sprechen, wenn wir das Dienstpersonal durchgehen, welches mir viel zu groß vorkommt."

Wieder verneigte sich Eklund.

„Haben Sie nun die Güte, mich auf einem Gange durch diese Zimmer zu begleiten, deren veraltetes und aristokratisches Aussehen mir im höchsten Grade misfällt. Ich habe die Absicht sie gänzlich zu verändern."

„Sie zu verändern!" wiederholte Eklund mechanisch. „Ach, geehrte Frau, das wäre ein förmlicher Frevel! Bedenken Sie wohl, daß diese Zimmer eine Erinnerung an die Größe vergangener Zeiten ausmachen. Es war stets das eifrigste Bemühen des Grafen Romarhjerta, dieses Stockwerk in seiner ursprünglichen Gestalt zu erhalten, und es kann unmöglich Ihre Absicht sein, nun mit einem male zu zerstören, was man jahrhundertelang bemüht gewesen ist aufrecht zu erhalten. Es hieße dies die Erinnerungen eines edeln Geschlechts vernichten."

Der alte Mann hatte mit Bewegung gesprochen.

„Mein Freund", entgegnete die neue Herrin, „dieses

edle Geschlecht hat sein Stammgut an mich verkauft. Ich dagegen habe keinen Grund, diese Erinnerungen beizubehalten, weil sie für mich nicht blos gleichgültig, sondern geradezu widerwärtig sind, denn sie sprechen von einer Zeit des Druckes, die mir verhaßt ist."

Mit diesen Worten trat Stephana in die Gemäldegalerie. In der Mitte derselben blieb sie stehen und ließ ihre Augen auf der Reihe von Familienporträts umherschweifen, welche die Wände einnahmen. Endlich blieben ihre Blicke auf vier leeren Plätzen haften.

„Was sind das für Bildnisse, die man hier weggenommen hat?" fragte Stephana und zeigte auf den leeren Platz.

„Das des Vaters des gnädigen Grafen, das seiner Mutter, das seiner Schwester und sein eigenes."

„Ah so! Aber weshalb sind denn dann die andern alle dageblieben? Sie gehören doch auch zu den Familienerinnerungen und haben blos für ihn Werth. Für mich sind sie weiter nichts als ein Haufen Plunder."

„Sie vergessen, geehrte Frau, daß Ihr Bevollmächtigter Kungsborg blos unter der Bedingung kaufte, daß es in ganz unverändertem Zustande und mit allem, was es an Möbel, Gemälden und Hausgeräth enthielte, übergeben würde."

„Thorheiten! Diese alten Bildnisse können doch nicht zum Hausgeräth gerechnet werden und daher unter keiner Bedingung in den Kauf des Besitzthums eingeschlossen sein. Deshalb werden Sie dieselben herunternehmen lassen und der einzigen Person übersenden, welche Besitzer derselben sein kann."

Stephana wollte weiter gehen, blieb aber plötzlich vor einem Frauenbildniß stehen. Die Toilette desselben verrieth, daß die hier dargestellte Person im siebzehnten Jahrhundert gelebt haben mußte.

„Wer ist diese Dame?" fragte Stephana und betrachtete die schönen Züge mit Interesse. Es kam ihr,

während sie das Bildniß betrachtete, vor, als ob die großen schwarzen Augen mit ihrem träumerischen Ausdruck sich bewegten und als ob die schwellenden, aber wehmüthigen Lippen sich öffneten, um zu sprechen.

„Es ist die Gräfin Gunilla Romarhjerta", antwortete Eklund mit einem eigenthümlichen, zögernden Ausdruck.

„Warum hat man denn ihr Bildniß hier so in den Winkel gehängt, so ganz abgesondert von den andern?"

„Sie soll eine einfache Fischerstochter aus Frankreich gewesen sein, und —"

Eklund schwieg.

Stephana wendete sich rasch gegen den alten Diener herum und fixirte ihn scharf, während sie wiederholte:

„Und — Nun, warum sprecht Ihr nicht weiter?"

„Weil es eine lange Geschichte ist, welche nur der Familie Romarhjerta angehört. Das Einzige, was ich sagen kann, ist, daß dieses Bildniß nie einen Platz unter denen der edeln Damen und Herren hier gehabt hat, als bis der Vater des jetzigen Grafen es hier aufhängen ließ. So blieb es auch unter den andern in der richtigen Reihenfolge hängen, als aber der alte Graf starb, befahl mir der junge Graf, es hier hinter die Thür zu hängen."

Stephana lächelte bitter und sagte:

„Dieses Porträt ist also für Ihren frühern Herrn von keinem Werth."

„Es ist gleichsam ein Schandfleck auf dem Stammbaum der edeln Familie und ganz gewiß hätte der Graf es wieder auf den Hausboden hängen lassen, wenn nicht die Achtung vor dem Wunsche des alten Grafen, daß es hier bleiben sollte, ihn davon zurückgehalten hätte."

„Aber was war der Grund dieser Zurücksetzung? War die Frau ein schlechtes Geschöpf?"

„Nein, durchaus nicht, aber sie war eine Fischerstochter."

„Und das war ein Verbrechen?" entgegnete Stephana

lächelnd. „Wohlan, Sie werden dem Grafen alle übrigen Bildnisse zusenden, dieses hier aber will ich behalten. In meinen Augen ist die Fischerstochter in der Familie Romarhjerta die einzige Person, die ich hoch achte, eben weil sie ein Kind aus dem Volke war."

Stephana ging mit schnellen Schritten aus der Galerie hinaus und passirte die übrigen Zimmer ohne ein einziges Wort zu sprechen. Endlich stand man in dem Spiegelcabinet, welches sich vor dem Schlafzimmer der Gräfin Gunilla befand.

„Wo führt diese Thür hin?" fragte Stephana.

„O, das ist früher das Schlafzimmer der Gräfin Gunilla gewesen. Man hat niemals Mühe darauf verwendet, es in Stand zu halten. Die Möbel sind zum größern Theile auseinander gefallen und von Würmern zernagt, denn es ist ganz so gelassen worden, wie es war, als die Gräfin starb."

„Oeffnen Sie die Thür."

Eklund öffnete mit einiger Mühe das von Rost und Staub verdorbene Schloß.

Der neuen Herrin von Kungsborg schlug eine dumpfe Moderluft entgegen und bewies deutlich, daß diese Thür im Verlauf von mehreren Jahren nicht geöffnet worden.

Das Zimmer bot einen höchst eigenthümlichen Anblick dar. Das große mit Vorhängen von dickem Damast versehene Bett war an mehreren Stellen auseinander gefallen und die Gardinen hingen in Fetzen um diese Wohnung von Spinnweben.

Der aus Ebenholz gefertigte Betstuhl, welcher in einer Ecke stand, war mit einer so dicken Schicht Staub bedeckt, daß man nicht sah, woraus er bestand. Die hohen Stühle waren alle mehr oder weniger von Motten und Würmern zerstört. Auf dem Nachttisch stand noch ein alter silberner Becher, wahrscheinlich derselbe, aus welchem man der Sterbenden ihren letzten Trunk gereicht. Eine alterthümliche Toilette mit noch einigen Ueberresten von

Toilettengegenständen stand auf ihren wackeligen Beinen zwischen den Fenstern und ein Schreibtisch von Walnußholz mit schwarz gewordenem Beschläge hatte seinen Platz an einer der Wände.

Die gräfliche Krone über dem Bett und das Crucifix über dem Betstuhle waren die einzigen Dinge, welche der Zeit Trotz geboten zu haben schienen.

Es war der Geist des weltlichen Hochmuths, der in diesem Zimmer, wahrscheinlich einem Thränentempel, noch herrschte, und daneben der der christlichen Liebe, welcher der unglücklichen Bewohnerin Geduld und Trost zugeflüstert hatte.

So dachte Stephana, während sie mit Rührung das Christusbild und den noch auf dem Stuhle hängenden Rosenkranz betrachtete.

Lange stand sie so schweigend und gedankenvoll in dem unheimlichen Zimmer da. Endlich seufzte sie tief auf und wendete sich mit den Worten zu Eklund:

„Dieses Zimmer soll wieder in Ordnung gebracht und in Stand gesetzt werden. Ich gedenke, es zu meinem Schlafzimmer zu machen.“

„Unmöglich, geehrte Frau — hier können Sie nicht wohnen“, antwortete der alte Mann erschrocken.

„Und warum nicht?“

„Die Seele der katholischen Gräfin hatte keine Ruhe und seitdem sie gestorben ist, hat niemals jemand hier zu wohnen gewagt. Es würde ganz gewiß ein Unglück geschehen, wenn man sich hier eindrängen und die Todte stören wollte, deren Seele noch auf Erden weilt.“

„So! Man glaubt wol, sie gehe noch um?“ fragte Stephana und lächelte verächtlich.

„Ich habe mit eigenen Ohren gehört, daß es da drinnen weint und seufzt.“

„Ich glaube es, aber deswegen laß ich mich nicht von meinem Vorsatz abbringen. Ich will dieses Zimmer zu meinem Schlafzimmer haben.“

„Sie werden sich dadurch ein Unglück zuziehen“, versicherte Eklund. „Die katholische Seele, welche uns wahre Christen nicht leiden kann, wird sich an Ihnen rächen, weil Sie ihren Frieden stören“, erdreistete Eklund sich zu sagen.

„O nein, an mir wird sie sich nicht rächen, denn ich bin ein Kind aus dem Volke wie sie selbst. Wäre ich dagegen eine Romarhjerta, dann könnte es vielleicht geschehen. Doch genug, lassen Sie das Zimmer sofort in Ordnung bringen, und wenn die Möbel herausgeschafft werden, so sorgen Sie dafür, daß dieselben soviel als möglich in Acht genommen werden.“

Elftes Kapitel.

Der Brief, den Stephana Stephenson an ihre Freundin, die Gräfin Elin Romarhjerta in Paris, schrieb, lautete folgendermaßen:

„Meine theuere Elin!

„So bin ich nun nicht blos Eigenthümerin, sondern auch Bewohnerin des alten Herrensitzes Kungsborg, und unserm Versprechen gemäß beeile ich mich, Dir Nachricht von mir zu geben.

„Ich müßte ein ganzes Buch schreiben, wenn ich Dir einen Begriff von den Gefühlen geben wollte, welche der Anblick dieses Ortes in mir erweckte. Es war als wenn an meinem innern Auge alle Ungerechtigkeiten vorübergingen, welche der frühere Besitzer zu büßen und zu versöhnen hat.

„Alle meine schlimmern Gefühle erwachten in mir und ich ward von einem einzigen beherrscht — der Erbitterung gegen diese stolze und übermüthige Familie. Meine Gedanken flogen zu Dir und ich ward von dem unwiderstehlichen Wunsche ergriffen, diesen Mann zu demüthigen, der noch in seiner Armuth denselben unbeugsamen Hochmuth bewahrt.

„Ich war nicht mehr dieselbe Stephana, deren ver-

söhnlichen und fügsamen Charakter Du liebtest; ich war die unversöhnliche Rächerin erlittenen Unrechts, und ich empfand einen vorherrschenden Drang, diese Familie zu demüthigen, deren Hochmuth so viele Thränen gekostet.

„Wäre ich dem ersten Eindrucke gefolgt, so hätte ich sicherlich eine Rache genommen, welche diese vom Unglück schon so schwer heimgesuchte Familie zermalmt hätte. Aber ich hatte eine alles Böse beschwörende Macht mit mir genommen, und diese war Jacobo. Schon der Laut seiner ruhigen Stimme wirkte wie eine Beschwörung, und dann erwachte der Gedanke an Dich und die Bitte, welche Du mir zuflüstertest als wir schieden, nämlich, daß Du nicht gerächt, sondern blos versöhnt sein wolltest.

„Arme Elin! Du willst vergessen, daß man Dein Herz mit Füßen getreten, daß man —

„Doch ich will nicht daran denken, denn dann geräth mein Blut in Flammen und die Rache, die ich zu nehmen beschlossen habe, ist von der Art, daß sie Ruhe und eine vollkommene Gewalt über die schlimmern Instincte verlangt. Ich will diesen Mann, der blos von seinem Stolze beherrscht wird, nicht zermalmen — ich will ihn blos beugen und ihn lehren, daß es etwas gibt, was eher verdient, daß man stolz darauf sei, als ein alter Name und modernde Ahnen.

„Ich habe, wie Du weißt, bei dem Kaufe alle Dienstleute beibehalten, welche willens waren zu bleiben, und wahrscheinlich hat der Graf Romarhjerta sie alle überredet, zu bleiben, denn nur der Kutscher und der Kammerdiener des Grafen sind ihm gefolgt.

„Unter diesem Regiment von Inspectoren, Buchhaltern, Kassirern, Hofmeistern und Dienern aller Grade gibt es blos einen, der mein Interesse erweckt hat, und dies ist der alte Hofmeister, den ich in einen Intendanten umgetauft habe, weil ich jenen pompösen Titel nicht hören mag.

„Der alte Mann heißt Eklund und ist auf Kungs-

borg aufgewachsen, wo sein Vater, Großvater und Urgroßvater ebenfalls Hofmeister gewesen sind. Er ist in einer gewissen religiösen Verehrung für diese Familie auferzogen, welcher seine Vorfahren vom Vater zum Sohne gedient haben, und er hat auf diese Weise einen eigenthümlichen aristokratischen Geist eingesogen, welcher macht, daß es den alten Mann förmlich bekümmert, nun mir dienen zu müssen, die er nicht einmal «Ihre Gnaden» nennen darf.

„Er betrachtet jeden Versuch einer Verbesserung oder Veränderung inner- oder außerhalb Kungsborgs als eine Art Entweihung, und dies macht mich zuweilen förmlich unwillig auf den alten Mann, dessen ganze Welt dieses Kungsborg und dessen Herren gewesen sind und noch sind. Die Geschichte der Familie Romarhjerta weiß er von dem geringsten bis zu dem bedeutendsten Umstande an den fünf Fingern herzuzählen. Von jedem Bildniß, jedem Zimmer und jedem Möbel weiß er zu erzählen, aber auf diesen engen Kreis beschränken sich auch alle seine Kenntnisse.

„Daß ein solches ausschließliches Interesse für eine einzige Familie seinen Ursprung in einer innigen Ergebenheit gegen dieselbe hat, ist leicht einzusehen, und man kann von dem alten Diener sagen, daß, obschon sein Körper mir dient, doch sein Herz noch im Dienste seines frühern Herrn steht, welcher in seinen Augen so vollkommen ist, daß er ihn bewundert als ob er ein höheres Wesen wäre.

„Du begreifst leicht, daß der alte Mann Interesse erwecken muß und daß man sich einer eigenthümlichen Bewegung nicht enthalten kann, wenn man seine fanatische Ergebenheit sieht.

„Noch bin ich mit Hermann Romarhjerta nicht zusammengetroffen, aber überall, wo ich in diesem alten Herrenhause hingekommen bin, habe ich einen neuen Beweis von dem angeborenen Stolz des armen Edelmanns erhalten.

„Seine Verachtung des Bürgerstandes scheint ein Grundzug seines Charakters zu sein. So hat er z. B. das Bildniß einer seiner Stammmütter, welche eine Fischerstochter war, ehe sie Gräfin ward, hinter eine Thür hängen lassen, um der Erinnerung an diesen Flecken auf dem reinen Stammbaume auszuweichen, wie der alte Eklund sagt.

„Siehst Du nicht, Elin, in diesem Zug von ihm einen deutlichen Beweis, daß er alle Erinnerung daran, daß er selbst mit einer Bürgerlichen vermählt ist, verabscheut? Kann man wirklich etwas von einem Herzen hoffen, welches zehn Jahre lang dasselbe Vorurtheil beibehalten, oder von einem Manne, der seine junge Frau unmittelbar nach der Vermählung verläßt, ohne sie jemals wiederzusehen?

„Nein, Elin, dieser Mann muß durch das Unglück niedergebeugt und dadurch gezwungen werden, zu gestehen, daß die Geburt ein leerer Schatten ist und daß nur wahrer moralischer Werth einen Menschen über den andern erhöht.

„Mit Neugier erwarte ich, den Mann zu sehen, der, am Rande der Armuth stehend, an seinem angeborenen Stolze immer noch festhält. Ich habe das gräfliche Wappen und die Familienporträts abnehmen lassen und werde ihm morgen diese Gegenstände übersenden.

„Dies wird ihn zu einem Besuch zwingen und nach diesem Besuch werde ich meinen weitern Plan entwerfen.

„Du sollst bald wieder von mir hören. Sei ruhig, hoffe auf die Zukunft und suche die Frische und Elasticität zu bewahren, welche Dein Gemüth und Dein Charakter jetzt besitzen. Ach, Elin, Du hast vollkommen recht, wenn Du sagst: «Es verlohnt kaum der Mühe zu weinen und zu grübeln.»

„Jacobo und Jane grüßen Dich. Der erstere ist in voller Thätigkeit, hier eine mechanische Werkstätte und außerdem eine Gewerbschule für die heranwachsende Ju-

gend einzurichten. Möge die Förderung des allgemeinen Wohlstandes der Lohn seiner Mühe sein!

„Es ist merkwürdig, daß das persönliche Interesse Jacobo ganz fremd ist; nur das allgemeine ist es, wofür er zu leben und zu wirken wünscht. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß er so wenig Erfolg in Amerika hatte, wo der persönliche Vortheil und Gewinn die Hauptrolle spielt. Trotz dieses Fehlers der Amerikaner ergreift mich aber doch sehr oft eine gewaltige Sehnsucht nach diesem freien und aufgeklärten Volk, welches auf der Bahn der Cultur mit Riesenschritten vorwärts schreitet.

„Laß mich bald etwas von T. hören. Dies wünscht

Deine

Freundin Stephana."

Zwölftes Kapitel.

Am Tage nach dem, wo der Brief, welcher den Inhalt des vorigen Kapitels ausmacht, von Stephana geschrieben ward, wollen wir einen Besuch bei dem Grafen Romarhjerta abstatten.

Furuhof war schon vor mehreren Jahrhunderten erbaut und damals ein Jagdschloß gewesen. Das von Stein aufgeführte Gebäude war klein und bestand aus zwei Stockwerken.

Das erste ward von einem großen Saal eingenommen, dessen Wände früher mit Jagdgeräthschaften bedeckt waren. Jetzt waren sie nach moderner Weise tapezirt und das Gemach selbst zu einer Bibliothek sowie zu einem Musik- und Arbeitszimmer eingerichtet. Rechts befand sich ein kleinerer Raum, der jetzt zum Speisesaal benutzt ward, und links war ein ganz kleiner, welchen Graf Hermann zu seinem Schlafzimmer hatte einrichten lassen.

Das obere Stockwerk bestand ebenfalls aus einem großen Saal, wo man früher die Häute der erlegten Thiere an den Wänden herum aufgehängt hatte.

Dieses Gemach war jetzt der Salon der alten Gräfin. Man sah, daß die Liebe des Sohnes alles gethan hatte, um der Mutter vergessen zu machen, daß sie nicht mehr

auf dem stattlichen Kungsborg residirte, denn das Zimmer war mit wirklichem Luxus ausgestattet und nicht eine einzige von den tausend kleinen Tändeleien fehlte, welche der verfeinerte Luxus geschaffen hat und welche man als für Damen von Welt unentbehrlich betrachtet.

Rechts befand sich das Zimmer der Gräfin und links das ihrer Tochter Helfrid — beide geschmackvoll und bequem eingerichtet.

Graf Hermann hatte um das Haus herum, welches mitten in einem Walde lag, einen Theil desselben ausgerottet und einen Garten angelegt, welcher mit der Zeit recht hübsch zu werden versprach.

Es gehörten zu Furuhof keine Feldgrundstücke, sondern blos ein Jagdrevier, sodaß der Eigenthümer nichts besaß, wovon er irgendeinen Ertrag ziehen konnte. Ohne jenes kleine Kapital von zwanzigtausend Reichsthalern, welches von dem unermeßlichen Vermögen der Romarhjerta übrig geblieben, hätte die gräfliche Familie auf Furuhof verhungern müssen.

Es war Abend und die Sonne neigte sich dem Untergange zu. Durch die hohen geraden und dichten Tannen des umliegenden Waldes brachen sich einige Strahlen Bahn und fielen in das Bibliothekzimmer von Furuhof, wo Graf Hermann, in tiefe Gedanken versenkt, den Kopf in die Hand gestützt dasaß.

Vor ihm auf dem Tische lag ein aufgeschlagenes Buch, aber sein Blick war nicht auf dasselbe geheftet, sondern stierte gerade vor sich hin.

Wie er so dasaß, mit einem leichten Sammtrock bekleidet, den schneeweißen Hemdkragen niedergeschlagen, das edle stolze Haupt zurückgeworfen, glich er dem Bilde eines Ritters der Vorzeit, der wehmüthig von seinen Heldenthaten träumt.

Es ist bemerkenswerth, daß in gewissen adelichen Familien die Gesichter einen ihnen eigenthümlichen Charakter beibehalten und sich von einer Generation auf die andere

vererben, sodaß sie von einer und derselben Person abgenommenen Copien gleichen.

Dies war auch der Fall in der Familie Romarhjerta. Wenn man die ganze Reihe von Familienbildnissen sah, war das eine mit einigen wenigen Modificationen vollkommen wie das andere.

So war es auch mit dem Grafen Hermann. Seine Züge bewiesen, daß er ein Romarhjerta war. Die hohe breite Stirn, die schön gekrümmte Nase, die großen dunkelblauen Augen mit ihren schön gezeichneten Brauen, und der ernste stolz geschlossene Mund mit seiner etwas kurzen Oberlippe, alles dies waren Züge, die sich von Glied zu Glied vererbt hatten — ja sogar das hellbraune Haar und der hellfarbige Bart und die schlanke, kräftige und mittelgroße Gestalt gehörten der Familie an. Das ganze Aeußere des jungen Grafen bewies eine reine unvermischte Rasse.

Dieselbe Aehnlichkeit, welche in dem Aeußern herrschte, war auch im Charakter vorwaltend, und man konnte sagen, daß die Grafen Romarhjerta vom Vater zum Sohn dieselben Tugenden und dieselben Fehler geerbt hatten.

Graf Hermann's Vater war gleichwol in vielen Dingen von dem angeborenen Stolze seiner Vorväter abgewichen, dies war aber mehr eine Folge eines langen Aufenthalts im Auslande und einer umfassendern Weltanschauung als der natürlichen Gemüthsanlage.

Hermann hinwiederum hatte einen mehr praktischen Verstand und einen innern Durst nach Thätigkeit erhalten, der nicht in dem Charakter seiner Vorväter gelegen hatte. Dagegen hatte er den unbeugsamen Stolz seiner Ahnen in seiner ganzen Stärke geerbt, und um diesen Fehler zu entfernen, bedurfte es eines gewaltigen Eindrucks, der seinen Hochmuth mit einem mal zu dämpfen vermochte.

Als jetzt Hermann so in Gedanken vertieft dasaß,

war er in eine der bittersten Grübeleien versenkt, nämlich in die, welche entsteht, wenn man sieht, daß die Einkünfte unmöglich zur Bestreitung der Ausgaben hinreichen können.

Hermann hatte vor sich das betrübende Bild des knappen Ertrags von einem Kapital, welches er unangetastet zu lassen beschlossen, um die Zukunft seiner Mutter und seiner Schwester sicher zu stellen, und daneben von Ausgaben, welche das Einkommen um das Doppelte überstiegen.

Außerdem überlegte er, daß er, ein junger intelligenter Mann, sein Leben in vollkommener Unthätigkeit zubrachte, denn was konnte ein Graf Romarhjerta vornehmen, um sich ein Einkommen zu schaffen?

Er war wie andere junge Edelleute Soldat geworden und hatte sich daher keine zum Leben nützlichen Kenntnisse erworben. Was braucht ein Offizier in der berittenen königlichen Leibgarde für Kenntnisse? Allerdings muß er reiten, exerciren, paradiren, tanzen und dergleichen können. Es ist dies allerdings ganz schön, aber man kann sich nicht davon ernähren, denn der Lohn, welchen die Krone dem Besitzer dieser Eigenschaften und Kunstfertigkeiten gewährt, ist gerade so groß, daß er zur Uniform reicht.

Ueberdies hatte Hermann nach dem Tode des Vaters, als er einsah, daß die finanziellen Angelegenheiten der Familie seine ganze Aufmerksamkeit beanspruchten, von seinem Regiment den Abschied genommen und sich ausschließlich der Landwirthschaft gewidmet.

Er hatte Kungsborg so lange besessen, daß er dieses Fach wirklich verstehen gelernt hatte, aber als er einigen wirklichen Nutzen von seinen erlangten Einsichten hätte ziehen können, ward er von seinen Gläubigern so hart gedrängt, daß er sich, um sie zufrieden zu stellen, gezwungen sah, die Besitzung zu verkaufen.

Jetzt war ein Jahr vergangen und während dieser

Zeit hatte Hermann ein vegetirendes Leben auf Furuhof zugebracht, über die Zukunft gegrübelt und überlegt, wie er sich einen für seine Stellung passenden Ausweg bahnen könnte, um sich eine bessere Existenz zu schaffen.

Die Sorge um des Leibes Nahrung und Nothdurft hatte ihre bleierne Hand auf seinen Stolz gelegt, der sich unaufhörlich gegen den Gedanken empörte, daß er, der letzte Sprößling eines so edeln Geschlechts, genöthigt sein sollte, für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten, während die Vernunft und sein besseres Gefühl ihn anklagten, daß er sein Leben in Unthätigkeit zubrachte und den kleinen Nothpfennig schmälerte, der für seine Mutter und Schwester noch vorhanden war.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, hörte Hermann nicht, daß die Thür sich öffnete und daß der alte Kammerdiener, der schon im Dienste seines Vaters ergraut und jetzt der einzige Diener seines Hauses war, eintrat.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr Graf", sagte der Kammerdiener, „der Hofmeister läßt fragen, ob er den Herrn Grafen sprechen könne."

Hermann richtete sich auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie um seine Gedanken zu sammeln, und sah dann den Diener an.

„Der Hofmeister?" wiederholte Hermann, als ob er nicht recht wüßte, von wem die Rede sei.

„Ja — Eklund."

„Ach so — laß ihn hereinkommen."

Hermann stand auf und machte einmal die Runde durch das Zimmer.

Einen Augenblick später trat Eklund ein, blieb aber ehrerbietig an der Thür stehen, nachdem er mit einer tiefen Verbeugung und einem innigen Blick seinen frühern Herrn begrüßt hatte.

„Willkommen, mein lieber Eklund", sagte Hermann freundlich und reichte dem alten Diener die Hand, welche

Eklund mit Rührung an seine Lippen drückte, indem er stammelte:

„Gott segne Sie, mein gnädiger Herr Graf."

„Tritt näher und setze dich."

Mit diesen Worten zeigte Hermann auf einen Stuhl, während er fortfuhr, in dem Zimmer auf und ab zu gehen; Eklund hätte es aber als eine förmliche Frechheit betrachtet, sich in des Grafen Gegenwart zu setzen — deshalb blieb er stehen.

„Also, die neue Besitzerin ist ja nun in Kungsborg eingezogen; was denkst du von ihr?" fragte der Graf, indem er vor dem alten Hofmeister stehen blieb.

„Das ist schwer zu sagen, Herr Graf. Sie ist andern Menschen so unähnlich, daß ich sie noch gar nicht recht verstehe. Sie ist gleichzeitig so hoch und dennoch so — so —"

Eklund stockte.

„Nun mein Freund, warum schweigst du?"

„Ich weiß nicht, gnädiger Herr Graf, wie ich mich ausdrücken soll. Sie ist zuweilen so wenig vornehm als möglich und entbehrt aller Achtung vor dem, was man verehren muß. Sie kommt mir vor wie eine Heidin, die sie vielleicht auch ist, da sie weit herkommt."

„Wie benimmt sie sich denn gegen dich?"

„Nun, zuweilen ist sie sehr freundlich und will, daß alle Leute richtig das Ihrige bekommen, aber —"

„Aber — weiter! weiter!"

„Aber sie verfährt in ihrem neuen Besitzthum so abscheulich, daß es mir durch die Seele geht, und wenn Sie, gnädiger Herr Graf, dereinst Kungsborg wiederbekommen, so ist alles zerstört und verändert."

„Wenn ich Kungsborg wiederbekomme! — Lieber Eklund, gib dich nicht solchen Träumen hin. Ich bekomme es niemals wieder!"

Hermann machte abermals einen Gang durch das Zimmer.

Eklund hob wieder an:

„Warum sollten Sie, gnädiger Herr Graf, die alte Herrschaft nicht künftig einmal wiederkaufen können? und da sollte alles doch wol noch ganz so aussehen, als wie Sie es verließen, Herr Graf.“

„Höre, mein Freund, ich kann sie nicht wiederkaufen, dazu bin ich zu arm.“

„Aber, Herr Graf —“

„Still, ich weiß, was du sagen willst, aber ich weiß auch, wie ich als ehrlicher Mann handeln muß. Oder glaubst du wirklich, daß es einem Grafen Romarhjerta wohl anstehe, das Vermögen der Frau anzunehmen, die er niemals als sein Weib betrachtet und welcher er niemals mehr als seinen Namen gegeben. — Sprich nicht davon; du weißt, daß ich in diesem Punkte consequent bin und bleibe.“

Der alte Hofmeister seufzte.

Hermann ging wieder einmal im Zimmer auf und ab.

Eklund hustete und sagte endlich:

„Heute schickt mich meine neue Gebieterin her.“

Hermann blieb stehen.

„Was will sie von mir?“

„Sie hat mir aufgetragen, dies da dem Herrn Grafen zu überbringen.“

Mit diesen Worten brachte Eklund ein kleines parfümirtes Billet zum Vorschein.

Hermann betrachtete einige Augenblicke lang das elegante Siegel, auf welchem die Buchstaben S. S. standen. Endlich erbrach er es und las:

„Herr Graf! Bei meiner Ankunft hier habe ich zu meinem Leidwesen gefunden, daß mein Bevollmächtigter seinen Auftrag sehr übel verstanden und eine Sammlung von Familienporträts als zu Artikeln gehörig betrachtet hat, welche verkauft werden könnten. Ich für meine Person aber rechne sie zu derselben Gattung wie

das Monument auf einem Grabe, und ein solches kann nicht veräußert werden. Erlauben Sie daher, daß ich übersende, was ich niemals habe kaufen wollen und niemals besitzen will, weil es Ihr ausschließliches Eigenthum ist.

„Außerdem habe ich auch Ihr Wappen abnehmen lassen, welches wahrscheinlich aus Vergessenheit über dem Kamin im großen Saale zurückgelassen worden ist. Abgesehen davon, daß ein solches Wappen nicht von einer bürgerlichen Person besessen werden kann, wäre es besonders für mich, ein Kind der amerikanischen Republik, etwas Anstößiges, in meinem Hause ein Ueberbleibsel der Feudalzeit zu sehen.

Mit aller Achtung
Stephana Stephensen."

Hermann's Antlitz hatte, während er diese wenigen Zeilen las, den Ausdruck mehrmals gewechselt. An der umwölkten Stirn und den zusammengezogenen Augenbrauen konnte man sehen, daß er sich verletzt und gedemüthigt, gleichzeitig aber auch überrascht fühlte.

Langsam knitterte er den Brief zusammen und sagte endlich:

„Hast du noch einen weitern Auftrag?"

„Ja, ich sollte die Porträtsammlung und das abgenommene Wappen übergeben."

„Gut; sage Fredrik, daß er alles zusammen in Empfang nehmen und hierher bringen soll. Dann komm wieder herein und du sollst Antwort erhalten."

Hermann setzte sich nieder, um zu schreiben.



Dreizehntes Kapitel.

Während das im vorigen Kapitel mitgetheilte Gespräch auf Furuhof stattfand, stand Jacobo mit den Armen über der Brust gekreuzt im Park am Strande und schaute hinaus über die blanke, klare Wasserfläche und das tiefblaue Meer, welches in der Ferne sichtbar war.

Mit der einen Schulter stand er an den Stamm einer hohen Eiche gelehnt, und seine ganze Haltung und Miene verrieth eine bekümmerte träumerische Gemüthsstimmung. Ueber die hohe freie Stirn hatte eine leichte Wolke der Melancholie ihren Schatten geworfen und man las in dem ehrlichen offenen Antlitz, daß die Seele mit peinlichen Gedanken beschäftigt war.

Ein leichter Schlag von einer kleinen bezaubernden Hand, welcher seine Schulter traf, schreckte den Träumer auf und bewog ihn, den Kopf herumzudrehen.

„Ah, du bist es, Stephana!" sagte er auf englisch und ergriff die Hand, welche er küßte.

„Wonach schautest du denn, wenn ich fragen darf? Wohin hatten deine Gedanken ihren Weg genommen?" fragte Stephana.

„Dorthin", antwortete Jacobo und streckte die Hand nach dem Meere aus.

„Nach der Heimat?"

„Nach der Heimat!" wiederholte Jacobo mit wehmüthigem Lächeln. „Stephana, wo ist meine Heimat? Nenne mir einen Ort auf Erden, wo ich nicht ein Fremdling bin?"

„Hier!"

„Du irrst dich, auch hier bin ich fremd, denn überall vermisse ich, was andere besitzen — Familienbande."

„Aber du entbehrst doch nicht Freunde — oder ist Stephana nicht mehr deine Freundin?"

„Noch weit mehr, denn Stephana ist ein Geschöpf meiner selbst, meine Seelenverwandte."

„Nun wohl?"

„Nun wohl, Stephana, wenn die Gedanken dorthin eilen und ich auf mein Leben zurückblicke, meine erste Jugend und den Kampf mit den materiellen Bedürfnissen, mein rastloses Streben nach geistiger und moralischer Entwickelung, und wenn ich dann die tausend und abertausend Hindernisse und Miserfolge, die mich getroffen haben, überdenke, dann bin ich gezwungen, an ein angeborenes Unglück zu glauben, denn mein Selbstbewußtsein sagt mir, daß es nicht eigenes Unvermögen war, was die Hindernisse herbeiführte, sondern widrige Umstände."

„Auch diese waren es nicht, mein Freund", antwortete Stephana in ernstem Tone, „sondern dein offener redlicher Charakter, welcher dir verbietet, eigennützig zu handeln. Du hast keinen Vortheil erlangen wollen, nach welchem zu streben deine strenge Gewissenhaftigkeit dir verbietet. Es ist eine betrübende Wahrheit, aber gleichwol eine Wahrheit, daß es nicht immer die guten und streng ehrlichen Menschen sind, welche Glück machen, sondern gewöhnlich die, welche es über sich gewinnen können, andere für ihren eigenen Vortheil aufzuopfern. Aber, Jacobo, wozu diese Gedanken? Du und ich sind zwei

Fremdlinge auf Erden, ohne andere Verwandte zu haben als uns zwei und ohne eine eigentliche Heimat. Gerade deshalb aber passen wir füreinander als zwei Wesen, welche leben um zu nützen. Ich bin unermeßlich reich. Du besitzest allerdings nur ein unbedeutendes Vermögen, aber zugleich eine weitumfassende Intelligenz. Du hilfst mir meinen Reichthum richtig anwenden, zu anderer Nutzen und meinem eigenen Genuß. Du arbeitest, ich dagegen habe blos die erbärmliche Aufgabe, Geld herauszugeben. Was du besitzest, ist die Frucht deiner Arbeit; was ich gebe, ist die Frucht der Arbeit anderer. Du bist außerdem jung und mit so reichen und ungewöhnlichen Geistesgaben ausgestattet, daß du in diesen ein ganzes Kapital besitzest, womit du nützen kannst."

„Ja, du hast recht; ich bin jung und ich liebe es, mir durch eigene Arbeit Bahn zu brechen, trotz des ewigen Unglücks, welches mir bisjetzt gefolgt ist. Es geschieht aber zuweilen, daß die Intelligenz nicht hinreichend ist, um uns glücklich zu machen, oder die Leere auszufüllen, welche in uns entsteht. So ist es auch mit mir. Das Herz hat auch eine Stimme, die sich erhebt. Dann fühlt man tief, daß man einsam ist und verrathen von dem Wesen, welches einmal das Ziel unserer heißesten Wünsche war."

„Besser ist es, allein zu stehen, als an ein Wesen gekettet zu sein, welches man verachten muß."

„Stephana!"

„Still, Jacobo, und laß mich ausreden. Das Weib, welches ein solches Herz verräth wie das deinige, ist verächtlich, und du mußt Gott danken, der dir das schwere Schicksal erspart hat, dein Leben an ihrer Seite hinschleppen zu müssen. An sie denken, heißt deine edelsten Schätze an einen unwürdigen Gegenstand verschwenden."

Jacobo runzelte mit dem Ausdruck des Misvergnügens ein wenig die Stirn, ohne zu antworten.

Stephana brachte sogleich das Gespräch auf etwas

anderes und begann von einigen neuen Anlagen und von der Manufacturwerkstatt zu sprechen, welche Jacobo im Begriff stand eine halbe Meile von Kungsborg auf einer dazu gehörigen Besitzung Namens Akersnäs anzulegen.

Während dieses Gesprächs hatte Stephana Jacobo's Arm ergriffen und sie wanderten weiter durch den Park nach dem Hause hinauf, von welchem aus sie den Weg nach den Werkstätten einschlugen, um dieselben in Augenschein zu nehmen.

Die Sonne war schon hinter den Horizont hinabgesunken, als Stephana wieder nach dem Schlosse zurückkehrte. Sie ging langsam und sah nachdenklich aus.

Jacobo war wieder nach Akersnäs geritten, wo er sich ein paar Zimmer hatte einrichten lassen, um zur Hand zu sein und die Aufsicht über die Arbeit führen zu können.

Als Stephana die breiten Stufen hinaufstieg, welche nach der vor dem Hause angebrachten Veranda hinaufführten, sah sie Eklund auf der obersten stehen.

Sich tief verneigend und mit entblößtem Haupte überreichte er ihr einen Brief, indem er sagte:

„Der gnädige Graf hat mir befohlen, Ihnen dies zuzustellen."

Stephana lächelte bei dem Worte „gnädig", nahm schweigend den Brief und ging in den Saal hinein.

Mit einem eigenthümlich herausfordernden Ausdruck des Blickes betrachtete sie das wappenstolze Siegel, während sie murmelte:

„Ganz gewiß enthält dieser Brief Worte übermüthigen Stolzes, und ich fühle mich stark versucht, ihn gar nicht zu lesen."

Sie legte den Brief auf den Tisch, nahm ihn jedoch sogleich wieder an sich und sagte:

„Indessen, mag er schreiben was er will, lesen kann ich es jedenfalls."

Hiermit erbrach sie das Siegel. Der Brief enthielt blos folgende Worte:

„Hochgeehrte Frau!

„Ich werde mir erlauben, Ihnen morgen einen Besuch abzustatten, und dann die Angelegenheit wegen der Gemälde mündlich abzumachen. Das, was einmal verkauft ist, kann nicht zurückgenommen, wol aber zurückgekauft werden.

Mit Hochachtung

Hermann Romarhjerta.“

Stephana lächelte und ein Blitz zuckte aus den dunkeln Augen, während sie dachte:

„Wohlan, er hat den Handschuh aufgehoben, den ich ihm hingeworfen. Es gilt sonach einen Kampf, aber du kennst deinen Gegner nicht, stolzer Graf!“

Und mit zorniger Bewegung zerknitterte sie den Brief in ihrer kleinen Hand.

Vierzehntes Kapitel.

Nachdem Graf Hermann den alten Eklund mit der Antwort an Stephana abgefertigt, kleidete er sich an und ging hinauf zu seiner Mutter.

In dem Salon lag die Gräfin auf einem Sofa, und die hohe Röthe ihres Gesichts verrieth, daß sie Fieber hatte.

Vor der nach dem Balcon führenden geöffneten Glasthür saß Fräulein Helfrid, ein Mädchen von zwanzig Jahren.

Ihre äußere Erscheinung erinnerte sehr an die des Bruders. Sie war groß und ihr Wuchs mehr stattlich als schlank. Sie hatte eine hohe Stirn, große, blaue, aristokratische Augen, eine gerade Nase und einen Mund, der, ebenso wie der des Bruders, einen ernsten Ausdruck hatte. Die Form des Gesichts war schön oval, die Hautfarbe weiß, klar und rosig angehaucht. Das Haar war bedeutend dunkler als das des Bruders und von der Stirn zurückgestrichen, sodaß es in langen dunkeln Locken hinter den Ohren herabfiel.

So saß Helfrid da, in dem hoch heraufgehenden, dicht anschließenden, um den Hals herum mit einer Spitzenkrause garnirten Nesseltuchgewand, und hatte viel Aehnlichkeit mit einer Dame aus dem Mittelalter.

Es lag in dem Ausdruck dieses Antlitzes kein Uebermuth, kein ungerechtfertigter Stolz, wol aber ruhte darauf ein Gepräge wahrer, edler Würde, das ihm etwas Achtunggebietendes verlieh.

Bei dem Eintritt ihres Bruders richtete sie das über die Arbeit geneigte Haupt empor und ein herzliches Lächeln brachte Leben in die ernsten Züge. Selbst über das stolze und sonst kalte Antlitz der Gräfin breitete sich ein Lichtschein und sie streckte dem Sohne ihre feine abgemagerte Hand entgegen.

„Wie geht es?" fragte der junge Graf, indem er die ihm dargebotene Hand an seine Lippen drückte.

„Ich glaube, mit dem Fieber geht es jetzt besser, als da du vorhin bei mir warst. Was sagte denn der Arzt, als er fortfuhr?"

„Daß du dich erkältet und dir einen Katarrh zugezogen hättest, was du, wie er erklärte, mit deiner schwachen Brust auf das sorgfältigste vermeiden solltest."

„Siehst du, Hermann, daß ich wohl recht hatte, als ich behauptete, daß ich nicht gefährlich krank sei, obschon du und Helfrid durchaus in einer leichten Erkältung gleich eine große Gefahr sehen wolltet. Jetzt fühle ich mich schon um vieles besser und du würdest mir daher ein großes Vergnügen machen, wenn du Helfrid mitnähmst und mit ihr eine Promenade machtest. Ich werde mittlerweile versuchen, ein wenig zu schlafen, und Marie ist ja in der Nähe, wenn ich klingele und etwas brauche."

Helfrid äußerte mit einigen Worten, daß sie die Mutter nicht verlassen wolle, die Gräfin aber sagte mit zärtlichem Lächeln, dessenungeachtet jedoch in bestimmtem Tone:

„Kinder, ich will es."

Helfrid erhob sich, und nachdem sie ihre frischen Lippen auf die Stirn der Mutter gedrückt, verließ sie mit Hermann das Zimmer.

Es herrschte ein ganz schönes Verhältniß zwischen der

Gräfin und ihren Kindern, ebenso wie zwischen dem Bruder und der Schwester.

Die Gräfin Romarhjerta war eine Person, die, wenn sie eine andere Erziehung und andere Gewohnheiten gehabt hätte, eine ganz liebenswürdige Dame gewesen wäre, denn die Natur hatte sie in vieler Hinsicht sehr reich ausgestattet, während dagegen eine verkehrte Erziehung alles Mögliche gethan hatte, um das Gute zu verderben.

Als einziges Kind einer reichen und stolzen Familie hatte sie von ihrer frühesten Jugend an blindlings allen ihren Launen folgen dürfen und beizeiten jene Verachtung gegen alles, was nicht hochgeboren ist, eingesogen, welche bei dem Adel so tief gewurzelt ist, besonders wenn er Geld hat und nicht nothgedrungen ist, sich mit dem Bürgerstand zu liiren.

Das von Natur lebhafte und reiche Gemüth des Mädchens ward durch diese Richtung gleichsam in den Panzer des Hochmuths eingezwängt und in seiner gesunden Entwickelung gehemmt. Wäre sie von herrschsüchtigem oder unbändigem Charakter gewesen, so würde dieser Fehler durch die vollkommene Nachgiebigkeit, womit man alle ihre Launen befriedigte, eine gefährliche Stärke erlangt haben, so aber bewahrte sie ein ganz gutes Herz und eine gewisse edle Erhabenheit in ihren Gefühlen.

Als sie zur mannbaren Jungfrau heranwuchs, zeichnete sie sich durch jene Tugenden aus, welche gute Gattinnen und Mütter zu machen pflegen. Unglücklicherweise aber waren diese guten Eigenschaften von ihrem Geburtsstolze so treu bewacht, daß sie ihren Untergebenen wol Gutes thun, aber sich niemals ihnen mit Theilnahme nähern konnte.

Im Gegentheil verstand sie, zwischen sich und den Bürgerlichen durch ihre herablassende Artigkeit eine Schranke zu errichten, welche einem jeden unübersteiglich erschien, und eine vertrauliche Annäherung an „solche Personen" ward von der stolzen Frau als eine Ver-

letzung der Pflichten gegen den Stand betrachtet, dem sie angehörte.

In Ueberfluß auferzogen, mit einem, wie sie glaubte, unermeßlich reichen Manne vermählt, ließ sie sich niemals träumen, daß der Tag kommen könne, wo sie mit allen ihren Ahnen an der Grenze der Armuth stehen würde.

Als Gattin und Mutter hatten ihre edlern Instincte sich vollständig entwickelt. Sie war als das Muster einer liebevollen Hausfrau und einer klugen, selbstverleugnungsvollen Mutter bekannt, und es war daher nicht zu verwundern, wenn sie in den Herzen ihrer Kinder eine Liebe erweckt hatte, die sie zu deren Abgott machte.

Einen Fehler hatte sie gleichwol als Mutter begangen, nämlich den, daß sie ihre Kinder in denselben Begriffen erzog, die sie selbst eingesogen, und daß sie ganz besonders in dem Herzen des Sohnes den angeborenen Hochmuth desselben eifrig cultivirte, sodaß dieser einen der größten Fehler des Grafen Hermann ausmachte.

Als eine Art Gegengewicht gegen diesen Fehler hatte der alte Graf dem Gemüth des Sohnes so strenge Ansichten von dem, was die Ehre von einem Edelmann verlangte, eingepflanzt, daß er gleichzeitig der stolzeste und ritterlichste Vertreter seines Standes war.

Hermann's ganze Anhänglichkeit concentrirte sich auf seine Mutter und seine Schwester. Für diese konnte er sogar seinen Stolz opfern.

In jüngern Jahren, während seines Garnisonlebens, war Hermann wie andere junge Leute Sklave einer manchen leichtsinnigen und niedrigen Leidenschaft gewesen; durch den Vorfall mit Selma aber, der ihm seine Freiheit kostete, war er mit einem mal zu den Begriffen von Sittlichkeit zurückgeführt worden, die er von seinen Aeltern eingesogen.

Der Kummer, welchen die Vermählung mit Elin

seiner Mutter verursachte, und die Demüthigung, die er selbst dadurch erlitt, war eine bittere Strafe für Hermann gewesen, der von seinem unbändigen Hochmuth beherrscht ward und nicht einmal von seinem Vater vermocht werden konnte, Elin den Platz einer Hausfrau an seiner Seite einzuräumen, oder diese unmittelbar nach der Vermählung verstoßene Gattin wiederzusehen.

Mit demselben unbeugsamen Stolze entsagte er allen Vortheilen, welche seine Ehe in finanzieller Beziehung ihm gewährte, und konnte selbst in seinen kummervollsten Augenblicken nicht vermocht werden, Elin's Vermögen anzugreifen, über welches ihm das Gesetz volle Disposition gab, auf dessen Verwaltung er aber in aller Form verzichtet hatte.

Helfrid's Charakter war eine gemilderte Copie von dem ihres Bruders, und bei ihr besaßen die edlern Gefühle ein so entschiedenes Uebergewicht, daß aller Anstrich von Hochmuth verschwand und nur ein edler Stolz zurückblieb.

Ein angeerbtes Gefühl besaß sie, nämlich eine religiöse Ehrfurcht vor dem Namen, den sie trug, und es konnte ihr niemals einfallen zu glauben, daß sie möglicherweise denselben gegen einen bürgerlichen vertauschen würde.

Helfrid's Seele glich dem frischgefallenen Schnee, so rein und fleckenlos war sie. Es lag darüber eine Ruhe und ein Ernst, welcher ihre Anhänglichkeit an ihre Mutter und ihren Bruder noch liebenswürdiger machte, denn sie war so einfach und so ungesucht, daß man zu sehen glaubte, wie ihr Herz von dem starken und vollen Schlage der Zärtlichkeit pulsirte.

Ihr ganzes Wesen hatte etwas Würdiges, beinahe Königliches, welches gleichsam jeden Ausdruck lauter Freude oder jugendlichen Muthwillens fern hielt. Es lag in Helfrid etwas Harmonisches, was jede Ueberschreitung der einmal gezogenen Grenzen ausschloß.

Nach dieser kleinen Schilderung beeilen wir uns, die

beiden Geschwister aufzusuchen, welche Arm in Arm auf einem der vielen Fußpfade dem Walde zuwanderten.

„Hermann, was sagte der Arzt über Mamas Unwohlsein?“ fragte Helfrid. „Ich werde diesmal um ihretwillen von einer ganz unerklärlichen Unruhe gepeinigt, obschon wir an ihre häufigen Erkrankungen gewöhnt sein sollten, denn so lange ich mich erinnern kann, ist sie kränklich gewesen.“

„Er sagte nichts anderes, als was ich vorhin in Gegenwart unserer Mama äußerte“, antwortete Hermann. „Er setzte blos hinzu, daß ihre Brust während des letzten Jahres bedeutend schlimmer geworden sei, und daß sie sich künftig noch einmal so sehr in Acht nehmen müsse als früher.“

Es entstand eine kurze Pause. Die Gedanken beider waren von der betrübenden Gewißheit in Anspruch genommen, daß die Mutter nicht lange mehr leben würde. Sie schwiegen aber, um einander nicht zu bekümmern.

„Eklund war da“, hob Hermann wieder an. „Seine Herrin schickte ihn.“

„Will sie einen Besuch hier machen?“ fragte Helfrid erröthend, und man konnte in ihrem offenen Antlitz lesen, daß sie einen solchen Schritt von seiten der bürgerlichen Besitzerin von Kungsborg als eben keinen Beweis von großem Zartgefühl betrachtete.

„O nein“, entgegnete Hermann. „Diese Dame scheint eine tiefe Verachtung gegen den Adel zu hegen. Wahrscheinlich hat sie auch deshalb unser Wappen nebst allen Familienbildnissen abnehmen lassen und mir sie nebst diesem Billet zugesendet.“

Der Graf gab seiner Schwester Stephana's Brief. Mit dem Aeußern nach ruhigen Gefühlen las sie denselben, als sie aber fertig war, sah sie ihren Bruder mit einem eigenthümlichen fragenden Ausdruck in ihrem Blicke an.

„Nun, was sagst du über den Inhalt?" fragte ihr Bruder.

„Sie hat ganz recht, wenn sie behauptet, daß dergleichen Familienkleinodien nicht verkauft werden, daß sie nicht auf andere übergehen können."

„Aber nun sind sie einmal verkauft worden."

„Das ist ein großer Fehler, Hermann."

„Ach, Helfrid, du weißt nicht, was du sagst", entgegnete Hermann, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr. „Merke wohl, daß der Bevollmächtigte Kungsborg nur unter der Bedingung kaufte, daß alles in unverändertem Zustand bliebe, und hätte ich es nicht verkauft, so hätten die Gläubiger meines Vaters es unter den Hammer gebracht und wir dadurch einen so großen Verlust erlitten, daß ich nicht alle Schulden hätte tilgen, geschweige denn etwas übrig behalten können. So aber ist es mir doch gelungen, so viel zu retten, daß du nebst der Mutter gegen Armuth geschützt bist. Helfrid, Helfrid, du weißt nicht, was ich bei diesem Handel mit allem, was ich von meiner Kindheit an verehrt, gelitten habe, aber es gab einmal keine andere Wahl, als rechtschaffen zu handeln und alle Schulden zu bezahlen, oder mich noch einige Jahre durchzuwürgen, und ich konnte daher nicht lange zweifelhaft sein."

„Und was gedenkst du nun zu thun, mein armer Bruder?" fragte Helfrid und schaute bekümmert zu ihrem Bruder empor.

„Wiederkaufen will ich, was nach ihrer Meinung nicht verkauft werden kann", antwortete der Graf seufzend.

Helfrid betrachtete ihn aufmerksam. Sie ahnte, daß dieser Wiederkauf ihm ein fühlbares pecuniäres Opfer kosten würde.

Sie hatten mittlerweile einen kleinen Hügel erreicht, an welchem vorbei ein Feldweg ging, der von Kungsborg nach Akersnäs führte.

Helfrid setzte sich in das Gras nieder und Hermann streckte sich zu ihren Füßen und nahm den leichten Sommerhut ab, sodaß der Abendwind mit den hellbraunen Locken spielen konnte. Helfrid fuhr ihm mit der Hand über die Stirn und sagte schmeichelnd:

„Hermann, sprich dich aufrichtig über alle deine Kümmernisse aus, denn daß du solche haben mußt, sagt mir meine Vernunft, und daß du dergleichen auch wirklich hast, lese ich auf deiner umwölkten Stirn."

„Du hast recht, Helfrid, ich habe Kummer und zwar von nicht blos bitterer, sondern auch demüthigender Art. Ach, wenn du begreifen könntest, was es heißen will, ein Mann in seinen besten Jahren zu sein und sich dennoch elend und unthätig durch das Leben schleppen zu müssen! Ich, der letzte Romarhjerta, lebe blos, um ein zehrender Wurm an dem Kapital zu sein, dessen Ertrag kaum hinreicht, um Mamas und deine Bedürfnisse zu bestreiten, und dessenungeachtet thue ich für meine Existenz nichts, durchaus nichts."

„Aber du, ein Graf Romarhjerta, kannst doch nicht arbeiten, um deinen Lebensunterhalt zu verdienen. Die einzige Art und Weise, auf welche ein armer Edelmann ihn erwerben darf, besteht darin, daß er in den Dienst des Staats tritt. Kann er das nicht, so muß er leben wie du von dem Wenigen, was er besitzt."

„Um dem Staat zu dienen sind Kenntnisse erforderlich, und was kann wol ein ehemaliger Gardereiteroffizier? Nichts. — Wir Edelleute sind in der That recht beklagenswerth, wenn wir herunterkommen, denn wir haben keinen Ausweg, um uns vom vollkommenen Untergang zu retten. — Ich soll leben, wie ich jetzt lebe, sagst du. Kind, dieses Jahr hat uns zweimal soviel gekostet als das jährliche Einkommen, welches wir besitzen. Wohin soll das führen? Zum Angreifen des Kapitals, und wenn dieses innerhalb kurzer Zeit verzehrt ist, stehen wir bettelarm da."

Der Graf schwieg.

Helfrid legte das Haupt an die Schulter des Bruders und ein paar Thränen rannen langsam ihre Wangen herab.

Es war ein bitterer Augenblick für die beiden stolzen Geschwister. Endlich richtete Helfrid den Kopf wieder empor, indem sie in entschlossenem Tone sagte:

„Wir müssen uns einschränken."

„Worin aber? Kann Mama ohne Pferde und Wagen sein? Kann sie ohne Kammermädchen sein? Können wir ohne ein Küchenpersonal sein, oder können wir Fredrik verabschieden, welcher dreißig Jahre bei meinem Vater gedient hat?"

„So tief können wir den alten Diener allerdings nicht verletzen — so ehrlos dürfen wir nicht gegen ihn handeln, darin hast du recht. Ebenso wenig dürfen wir Mama einer der Bequemlichkeiten berauben, die sie haben muß. Ich aber brauche kein Kammermädchen und ebenso wenig brauchen wir ein Küchenpersonal von drei Personen, denn —"

Helfrid erröthete und fuhr dann verlegen fort:

„Denn ich kann unser Hauswesen selbst besorgen."

Es war als ob sie etwas förmlich Erniedrigendes ausspräche.

„Du!" rief Hermann und betrachtete die Schwester mit dem Ausdruck der Misbilligung.

„Ja, ich. — Mit dem Herbst geben wir der Haushälterin den Abschied und brauchen außer dem Kammermädchen unserer Mama nur noch eine Dienerin zu behalten. Ich werde während des Sommers die Kenntnisse zu erwerben suchen, an welchen es mir jetzt noch fehlt, und auf diese Weise machen wir eine ganz wesentliche Ersparniß."

„Und du glaubst wirklich, daß ich mit verschränkten Armen dasitzen und zusehen werde, wie du diese Opfer bringst, während ich mir die Zeit mit der Jagd vertreibe

und müßig dahinvegetire? Nein, Helfrid, so weit darf es nicht kommen. Ich werde eine Anstellung zu erlangen suchen, durch meine Kenntnisse in der Landwirthschaft uns allen eine freundlichere Zukunft bereiten und womöglich das jetzt unzulängliche Kapital vermehren."

„Du, Hermann Romarhjerta, solltest ein Amt bekleiden und einen Vorgesetzten haben! Ach, mein Bruder, das wäre für unsere Mutter eine bittere Demüthigung!"

Helfrid hatte sich erhoben. In demselben Augenblick hörte man Hufschläge auf dem durch den Wald gehenden Wege und ein Reiter sprengte auf einem Rappen von seltener Schönheit vorüber.

Der junge Mann, der auf diese Weise buchstäblich an Hermann und Helfrid vorüberflog, war, wie es schien, so in seine Gedanken versenkt, daß er die beiden Geschwister nicht bemerkte, obschon diesen sein ungewöhnlich schönes Aeußere sofort auffiel.

„Wer kann das sein?" fragte Helfrid.

„Ich weiß es nicht, wenn es nicht der Verwandte der Frau Stephensen ist, von welchem Eklund sprach."

„Ah so, sie hat also einen Verwandten?"

„Vermuthlich einen Bruders- oder Schwestersohn, denn er sah so jung aus und sie hat wol ihre besten Jahre gesehen, wie ich vermuthe."

„Ja wohl, sie ist ja eine alte Witwe, nicht wahr?

„So hat man gesagt."

Funfzehntes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage nachmittags stieg Graf Hermann zu Pferde, um sich nach Kungsborg zu begeben und das Geschäft wegen der Gemälde abzumachen.

Der bekümmerte und sanfte Ausdruck, den sein Antlitz hatte, als er mit der Schwester sprach, war jetzt verschwunden und die schönen Züge trugen jetzt das Gepräge unbeugsamen Stolzes.

Man sah, als er fortgalopirte, daß es der geborene Graf war, welcher sich zu der reichen Emporkömmlingin begab.

Unterwegs dachte Hermann:

„Kann es wol etwas Unangenehmeres geben als mit Weibern zu thun zu haben? Wäre es ein Mann, so hätte dieser sich nicht so schroff und albern benommen, mir die Gemälde zurückzuschicken, und wenn er es gethan hätte, so hätte ich das Recht gehabt, ihn zurecht zu weisen. So aber beliebt es einem alten Weibe“ — o Stephana! was würdest du gefühlt haben, wenn du gewußt hättest, daß Hermann dich so titulirte? — „mich zu demüthigen und ich muß ganz artig ihren Misgriff berichtigen, auch wenn sie, wie wahrscheinlich diese hier, eine alte Mulattin ist, die blos hierher gekommen ist, um zu vergessen, daß ihre Aeltern Sklavenketten getragen haben. — Ein nied=

licher Besuch, den ich da mache, um ein auf seinen Reichthum stolzes altes Weib zu Verstande zu bringen!"

Graf Hermann fuhr in seinen Gedanken fort, sich Stephana zu malen — mit platter Nase, dicken Lippen, brauner runzeliger Haut, grau gesprenkeltem Haar und zahnlosem Mund. Je mehr er an die Dame, der er jetzt seine Aufwartung machen wollte, dachte, desto widerlicher erschien ihm der ganze Besuch, besonders da er in der Eigenschaft als Gast die ehemalige Heimat seiner Väter und seine eigene wiedersehen sollte.

Diese letztern Gefühle nahmen allmählich überhand, sodaß Hermann sein Pferd anhielt und in langsamem Trabe gehen ließ. Er fühlte, daß er Zeit brauchte, um sich auf den schmerzlichen Eindruck, den das Wiedersehen von Kungsborg erwecken würde, vorzubereiten.

Während Hermann so nach bestem Vermögen seinen eigenen unbehaglichen Gedanken Gesellschaft leistet, wollen wir ihm voraneilen und sehen, wie Stephana sich auf den Empfang des Grafen vorbereitete.

Wir finden Stephana in dem Parterresalon auf einem kleinen Sofa sitzend, in der Nähe der geöffneten Glasthür, welche hinaus in den Garten führte. Rechts stand ein kleiner Tisch, auf welchem ihre Arbeit lag. Auf der andern Seite des Tisches standen ein paar Sessel.

Stephana saß auf diese Weise mit dem Rücken der Thür zugewendet, durch welche Hermann eintreten sollte, aber so, daß sie ihn in dem zwischen den Fenstern angebrachten Pfeilerspiegel sehen konnte.

Die junge Witwe trug ein klein geblumtes schwarzseidenes Kleid, um den Hals und die Arme herum mit schwarzen Blonden besetzt, gegen welche die wunderschönen Formen und die blendendweiße Hautfarbe nur um so herrlicher abstachen.

Das üppige dunkelbraune Haar war geschmackvoll geordnet, aber ohne allen andern Schmuck.

Die großen wunderbaren Augen hatten heute etwas

Mattes in ihrem Blick, wie nach vergossenen Thränen, und die gewöhnliche Blässe war noch größer, als sie zu sein pflegte.

Gleichwol war sie, wenn man sie so mit zurückgelehntem Haupte und den Blick gedankenvoll auf den Spiegel geheftet dasitzen sah, wirklich schön. Es lag etwas Magisches in dem ganzen Wesen der jungen Frau, sodaß der Blick mit Bewunderung auf diesem geheimnißvoll schönen Antlitz und den plastischen Formen ihres Körpers weilte.

Und dich, Stephana, die du geschaffen warst, um das Auge zu entzücken und die Phantasie hinzureißen, hatte Hermann bei sich selbst ein altes Mulattenweib genannt! Ganz gewiß wird die Göttin der Schönheit um deinetwillen den Vermessenen strafen.

Draußen auf der Veranda, die einen Theil des Hofes ausmachte, saß Jane Smith, jetzt Beschließerin auf Kungsborg, und besprach sich mit der Haushälterin über verschiedene häusliche Angelegenheiten.

Jane war eine Frau von fünfundvierzig Jahren, klein von Wuchs und sehr stark, mit einer Hautfarbe, die gemischtes Blut verrieth, obschon die Züge europäisch und infolge ihres wohlwollenden Ausdrucks ganz angenehm waren. Dabei hatten sie etwas ungemein Alltägliches und Prosaisches ohne allen Anstrich von Noblesse.

Sie trug ein breitstreifiges buntes Kleid mit einer ganzen Masse weißer Spitzen um Hals und Arme, sodaß sie fast ebenso breit als lang aussah. Auf dem Kopfe trug sie eine kleine mit grünen, rothen und gelben Bändern verzierte Haube und glich, wie sie so dasaß, einer Musterkarte von allen möglichen Farben.

Jane liebte es nämlich leidenschaftlich, sich bunt zu kleiden. Sie hätte sich unglücklich gefühlt, wenn sie gezwungen gewesen wäre, sich in ihrer Kleidung mit einer oder zwei Farben zu begnügen, und sie wäre in Ver-

zweiflung gerathen, wenn man sie verurtheilt hätte, nur Schwarz, Grau oder Weiß anzulegen.

Sie stand eben im Begriff, in sehr erbärmlichem Schwedisch und mit vielem Wohlwollen der Haushälterin begreiflich zu machen, daß sie den Reis nicht richtig zu bereiten verstehe, als sie mitten in dieser Vorlesung dadurch gestört ward, daß das Gitterthor des Hofes sich öffnete und Graf Hermann hereingeritten kam.

„Ah sieh da, der gnädige Herr Graf!" rief die Haushälterin, die schon ein paar Jahre auf Kungsborg gedient hatte, während der Graf Hermann es noch besaß. Beim Anblick ihres frühern Herrn stand sie auf.

„Ah so, das ist der Herr, der früher hier geherrscht hat", sagte Jane. „Er sieht gerade nicht so übel aus. Aber bleiben Sie doch sitzen, Mamsell, wir sind noch nicht fertig miteinander."

„Der Graf will wahrscheinlich hinauf zur Herrin", stammelte die Haushälterin.

„Nun dann haben Sie um so mehr Grund sitzen zu bleiben."

Mittlerweile hatte ein Diener das Pferd des Grafen in Empfang genommen und der alte Eklund stand auf der untersten Treppenstufe und begrüßte seinen stets gleichgeliebten ehemaligen Gebieter.

Hermann, welcher Jane auf der Veranda sitzen sah, betrachtete es als ausgemacht, daß sie die alte Mulattin sei, und ging daher, nachdem er Eklund zugewinkt, die breiten Stufen hinauf und blieb vor Jane stehen, welche mit freundlichem Kopfnicken die artige, aber etwas stolze Verbeugung des Grafen erwiderte.

„Mistreß ist drinnen, Sir", sagte sie, ohne aufzustehen, und zeigte auf die Thür.

Eklund, welcher dem Grafen gefolgt war, ward blutroth vor Entrüstung, schleuderte Jane einen wüthenden Blick zu und beeilte sich zu sagen:

„Ich werde den gnädigen Herrn Grafen anmelden."

„Das ist nicht nöthig", bemerkte Jane. „Mistreß hat gesagt, der Gentleman solle nur sogleich zu ihr hineinkommen; sie ist im Salon."

Dies war mehr, als Eklund verschmerzen konnte. Er richtete sich so gerade als möglich und ging, ohne weiter ein Wort an Miß Jane zu verschwenden, nach der Vorsaalthür, welche er, sich verneigend, dem Grafen öffnete.

„Ich danke, lieber Eklund; ich werde die Herrin schon finden", sagte Hermann lächelnd und schritt durch den Vorsaal nach der Salonthür, deren Gardinen herabgeschlagen waren.

Eklund war gleichwol dem Grafen gefolgt, um ihm die Mühe des Aufhebens der Gardinenthüren zu ersparen. In demselben Augenblick, wo er sie auseinander schlug, rief er mit lauter Stimme:

„Der Herr Graf Romarhjerta!"

Hermann trat ein und sah sich in dem umfangreichen Gemach nach der Person um, die er besuchen wollte. Endlich hafteten seine Blicke auf einer schlanken Frauengestalt, welche von dem vor der Glasthür stehenden Sofa aufstand.

Der Graf, der einige Schritte in dem Salon vorwärts gethan hatte, blieb stehen, frappirt von der Erscheinung, die seinen Blicken begegnete. Es war ein wirklich schöner Anblick.

„Vermuthlich ist dieses reizende Wesen die Tochter der Mulattin", dachte der Graf, indem er sich vor der Dame ehrerbietig verneigte.

Stephana ging dem Grafen einige Schritte entgegen und beantwortete den Gruß mit einer ebenfalls artigen, aber doch würdevollen Verbeugung.

„Es freut mich, den Herrn Grafen als Gast willkommen zu heißen", sagte Stephana mit ihrer hellen wohlklingenden Stimme. Sie sprach die schwedischen Worte mit einer gewissen Unbeholfenheit.

„Dann habe ich also die Ehre, die Besitzerin von Kungsborg vor mir zu sehen?“ antwortete der Graf.

„Ja, Herr Graf“, sagte Stephana und machte eine Handbewegung, durch welche sie Hermann aufforderte, in einem der in der Nähe stehenden Sessel Platz zu nehmen, während sie sich selbst wieder auf das Sofa niederließ.

Die Miene des Grafen verrieth ein wenig Verlegenheit. Er war nach Kungsborg in der Meinung gekommen, hier eine alte, häßliche, auf ihren Reichthum eingebildete Witwe zu treffen, auf die er durch seinen Stolz einzuwirken beabsichtigte, und nun hatte er eine reizende schöne junge Frau vor sich, die ihm durch ihre einfache Würde imponirte.

Er fühlte, daß er ganz und gar aus seiner Rolle gefallen war, denn einem alten Weibe eine Menge stolze Worte zu sagen, dies wäre ganz leicht gegangen, es aber gegen ein Wesen zu thun, welches die Fähigkeit besaß, zu blenden und zu beherrschen, dies erschien ein wenig schwerer.

Indessen, auch wenn sie noch schöner gewesen wäre, so hätte Graf Romarhjerta doch kein Geschenk von ihr annehmen können.

Stephana half jedoch Hermann sogleich aus dieser Verlegenheit dadurch, daß sie selbst die Ursache seines Besuchs berührte.

„Aus Ihrem Billet, Herr Graf, habe ich ersehen, daß es mir nicht gelungen ist, klar zu machen, was ich schriftlich auszudrücken wünschte, nämlich, daß die Gemälde und das Wappen vermuthlich vergessen worden sind, was mich veranlaßte, mir die Freiheit zu nehmen, sie Ihnen zu übersenden.“

„Erlauben Sie mir, geehrte Frau, diesen Irrthum von Ihrer Seite zu berichtigen. Die Gemälde sind nebst den übrigen Effecten in das Inventarium des Kaufcontracts aufgenommen. Demzufolge können sie mir

nur dann angehören, wenn ich sie wieder zurückgekauft habe."

„Aber ich habe sie ja niemals kaufen wollen und betrachte sie, aufrichtig gesprochen, als von gar keinem Werth für mich. Was ich unter keiner Bedingung zu besitzen gewünscht habe, kann ich mir doch auch nicht zueignen. Sie können mich doch nicht zwingen wollen, Herr Graf, Sachen zu behalten, die in meinen Augen ohne alles Interesse und nur durch den Unverstand meines Bevollmächtigten in den Kauf mit aufgenommen worden sind?"

Stephana lächelte verbindlich, indem sie dies sagte.

„Fern sei es von mir", entgegnete der Graf, „Ihnen etwas aufzwingen zu wollen, wogegen Sie einen so entschiedenen Widerwillen haben und was dagegen für mich ein Gegenstand ist, dessen ich mich nur höchst ungern entäußert habe. Im Gegentheil bin ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir erlauben, diese Erinnerungen an meine Ahnen zurückkaufen zu dürfen."

„Zurückkaufen!" wiederholte Stephana langsam und fuhr dann, den Kopf mit einer gewissen stolzen Bewegung zurückwerfend, fort: „Herr Graf, bedenken Sie, was Sie mir jetzt vorschlagen! Kann ich wol verkaufen, was ich niemals kaufen gewollt, was ich niemals als mein Eigenthum betrachtet habe?"

„Und ich kann ebenso wenig zurücknehmen, was ich einmal verkauft habe", antwortete der Graf diesmal mit vollkommen gräflichem Ausdruck in Ton und Blick.

„Wie wollen wir denn dann die Sache schlichten?" fragte Stephana.

„Wenn Sie mir nicht erlauben, die Gemälde zu kaufen, so muß ich sie zurückschicken", antwortete Hermann.

„Da gehen Sie zu weit, Herr Graf. Erstens ist Kungsborg mit dem, was es an Mobilien und übrigen Inventarienstücken enthält, nach meiner Ansicht die Summe,

die ich dafür gezahlt habe, vollkommen werth; zweitens habe ich meinem Bevollmächtigten niemals aufgetragen, daß die Familienkleinodien mit in den Kauf eingeschlossen werden sollten, und drittens sind die fraglichen Gegenstände solche, welche weder verkauft noch gekauft werden können, und ich würde es als eine wirkliche Beleidigung betrachten, wenn Sie, Herr Graf, sie mir zurücksenden oder fortfahren wollten, mir etwas abkaufen zu wollen, was mir nicht gehört."

„Aber, geehrte Frau —", hob der Graf, Stephana stolz anblickend, wieder an.

„Erlauben Sie", unterbrach ihn die schöne Besitzerin von Kungsborg, „ich will versuchen, die Sache durch ein Beispiel klar zu machen. Wenn Sie Ihren Hut hier vergäßen und ich sendete Ihnen denselben zu, würde es Ihnen dann wol einfallen, mich dafür, daß er in meinem Zimmer zurückgeblieben ist, bezahlen zu wollen? Uebrigens, Herr Graf", setzte Stephana mit einem eigenthümlich funkelnden Blick hinzu, „hätte ich von Ihnen geglaubt, daß Ihre Ritterlichkeit Ihnen verböte, eine Dame verletzen zu wollen, auch wenn diese Dame eine Bürgerliche ist. Merken Sie wohl, es ist keine Gabe, die ich Ihnen biete — dies würde mir mein eigenes Zartgefühl verwehren — es ist blos ein Irrthum, den ich berichtigt habe, und damit kann ich Ihnen doch nicht wohl zu nahe treten."

Stephana sprach mit einfacher Würde, und in ihrem ganzen Wesen lag etwas, was gleichzeitig beherrschte und Achtung gebot.

„Geehrte Frau, Sie lassen mir keine andere Wahl, als Ihr Schuldner zu bleiben."

„Durchaus nicht. Sie sind mir nichts schuldig und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie diesen Gegenstand nun als erledigt betrachten wollten."

„Der Besiegte muß sich stets dem Willen des Siegers fügen."

Man sah Hermann an der Stirn an, wie schwer es seinem Stolz ankam, nachgeben zu müssen, Stephana aber ließ ihm keine andere Wahl.

„Was mich wundert“, hob Stephana an, ohne wieder auf den ersten Gegenstand zurückzukommen, „ist, daß die frühern Besitzer von Kungsborg in der Nähe des Eisenwerks keine Fabrik oder Manufactur angelegt haben, besonders da der Transport der Erzeugnisse durch den Seeweg bedeutend erleichtert würde.“

„Daß etwas der Art“, antwortete der Graf, „nicht angelegt worden ist, hat seinen Grund wol darin, daß wir hier in Schweden kein eigentlich industrielles Interesse haben und daß besonders der Adel ein solches gänzlich entbehrt.“

„Das ist ein großer Fehler Ihrer Landsleute, Herr Graf, ein Fehler, der dem Lande zu großem Schaden gereicht“, bemerkte Stephana. „Wir in Amerika dagegen überlegen, wenn wir ein Grundstück oder ein Besitzthum kaufen, sogleich, wie wir den größtmöglichen Gewinn davon ziehen können. Wir ziehen die Lage, die Leichtigkeit der Communication und alles dergleichen in Betracht; dann berechnen wir, welcher Industriezweig oder welches Unternehmen am besten reussiren kann, und dadurch entsteht ein allgemeiner Wohlstand.“

„Aber gerade dieses ewige Berechnen pecuniärer Vortheile hat bei den Amerikanern einen vorherrschenden Egoismus entwickelt“, sagte Graf Romarhjerta. „Das materielle Interesse ist alles, das moralische nichts. Geldverdienen ist die Losung für das ganze Leben.“

„Gott weiß, Herr Graf“, entgegnete Stephana, „ob Sie Amerika und dessen Bewohner auf diese Weise richtig beurtheilen. Ich glaube es nicht. Allerdings ist es wahr, daß der Amerikaner gezwungen gewesen ist und noch gezwungen ist, die größte Aufmerksamkeit auf das materielle Streben zu richten. Betrachten Sie aber diesen jungen Staat näher und Sie werden zugeben müssen, daß er

mit dem ganzen Interesse eines neugierigen Kindes seine Aufmerksamkeit auch auf höhere und edlere Gegenstände richtet. Bedenken Sie, daß Amerika sich zu Europa verhält wie ein Wickelkind zu einem erwachsenen Menschen. In der Zukunft wird sein reiches und junges Herz alle Aufklärung in sich aufnehmen, und dort dereinst alle Cultur ihren Wohnsitz finden."

Hermann lächelte, während er antwortete:

„Ich bezweifle, daß ein aus einem Haufen Abenteuerer bestehendes Volk zu solchen Hoffnungen berechtigt, besonders da sein ganzes Staatssystem ein provisorisches genannt werden kann, denn als ein solches müssen wir die amerikanische Republik betrachten — eine Geburt der Nothwendigkeit, um wenigstens einen Schein von gesetzlicher Regierungsform in einem Lande zu haben, wo die zusammengeraffte Bevölkerung es unmöglich machte, eine bessere und vollkommenere einzuführen."

„Ach, Herr Graf, Sie urtheilen mit allen — erlauben Sie mir zu sagen — veralteten Vorurtheilen eines Aristokraten. Man hört es, daß Sie dieses, wie Sie es nennen, zusammengeraffte Volk oder de[illegible]egierungsform nicht in der Nähe betrachtet ha[illegible] würden Sie zugeben müssen, daß kein Volk i[illegible] eine so tiefe Achtung vor seiner Staatsverfassun[illegible] so lebendiges Bewußtsein seiner Bürgerpflichten hat wie der Amerikaner, vom geringsten bis zum angesehensten Bürger im Staate. Gibt es wol eine Monarchie in der Welt, deren Bevölkerung einen so regen Nationalsinn bethätigt wie die amerikanische Republik?"

„Es ist möglich, daß Sie recht haben", antwortete Hermann, „ich aber für meine Person wage es zu bezweifeln, denn eine Republik ist an und für sich nichts anderes als eine Volks-, oder, wenn Sie erlauben, eine Pöbelregierung, wo die Willkür für Vaterlandsliebe und die Roheit für Freiheit angesehen wird. Wenn wir gerecht sein wollen, so müssen wir zugeben, daß das Ideal

aller Regierungsformen das ist, wo die königliche Macht sich auf die Aristokratie gründet, wo der Edelmann durch eine höhere Geistesbildung über dem großen Haufen steht, sodaß er an dem Schicksal des Volks mit jenem wohlwollenden und ruhigen Interesse theilnimmt, womit der Hirt seiner Heerde wartet. Ohne im Volke seinesgleichen zu sehen, wirkt er für das Interesse desselben wie für einen ihm von der Vorsehung anvertrauten Schatz. Er steht zwischen dem König und dem Volk wie ein Schild gegen die Willkür und Tyrannei des erstern. Der König dagegen hat das Bewußtsein, daß er im Auge des Volks eine beinahe göttliche Heiligkeit besitzt, und wird dadurch abgehalten, die Verehrung, die man ihm zollt, um seiner eigenen Gewalt willen zu misbrauchen."

„Die Geschichte aber", entgegnete Stephana, „gibt kein Beispiel an die Hand, daß eine Nation unter einer streng monarchischen Regierungsform zur moralischen Entwickelung gelangt wäre. Wenn das Volk behandelt wird wie ein unmündiges Kind, so bleibt es seinem Charakter und seinen geistigen Eigenschaften nach auch wirklich unmündig und infolge dessen gleichgültig gegen die nationalen Interessen, weil es kein Recht hat, sich dareinzumischen. Nur die Freiheit ist die Mutter des Fortschritts und der Civilisation, und ohne sie kann kein Volk in der Welt eine höhere Entwickelung erreichen. Sie sagen, die Volksregierung bedeute nichts weiter als eine willkürliche Pöbelregierung. Das Volk aber, Herr Graf, bedeutet in einem Staat dasselbe wie Gott im Universum, und ebenso wie er dasselbe regiert, so ist auch das amerikanische Volk von allem der Anfang und das Ende — «alles geht vom Volke aus und kehrt dahin zurück», wie Tocqueville sagt. In Amerika wird jeder Bürger zu einem wahren Interesse an der Gesellschaft erzogen und ein jeder begreift, wie segensreich es ist, sich den Gesetzen zu unterwerfen. Sie glauben nicht an den Bestand der Republik. Ist es wol denkbar, daß ein

Volk, welches die Macht des Mutterlandes niedergeworfen und dessen Revolution eine Frucht reifer Ueberlegung, tiefer Freiheitsliebe und nicht ein flüchtiger Wunsch nach Unabhängigkeit war, sondern mit unverbrüchlicher Ordnung und Gesetzlichkeit vor sich ging, sein eigenes Werk vernichten würde? — Hätten Sie in Amerika gelebt, so würden Sie auch zugeben müssen, daß an keinem Orte der Welt das Gesetz eine gebieterischere Sprache führt, und der Grund davon ist, daß man die Regierung mächtig, die Regierenden aber unbedeutend gemacht und auf diese Weise die Freiheit und gleichzeitig die Ordnung des Staats gewahrt hat."

Stephana hatte mit steigendem Interesse gesprochen und ihr ganzes Gesicht ward von dem Leben und der Wärme geröthet, womit sie die republikanische Republik vertheidigte.

Hier ward das Gespräch durch den Eintritt Jacobo's unterbrochen. Dieser ging ganz ungezwungen auf Stephana zu und reichte ihr die Hand, worauf er nach seiner einfachen und angenehmen Weise den Grafen begrüßte.

Stephana präsentirte:

„Graf Romarhjerta — Herr Lang..."

Jacobo setzte sich neben Stephana au. das Sofa und sie sagte mit einem unbeschreiblich sanften und freundlichen Lächeln zu ihm:

„Der Herr Graf und ich haben eine Schlacht geliefert. Ich habe als guter Republikaner gekämpft und der Graf als unerschrockener Aristokrat."

„Und der Sieg, wem fiel dieser zu?" fragte Jacobo und sah Stephana lächelnd an.

„Das ist noch unentschieden", antwortete Stephana.

„Ich fürchte, daß dergleichen Kämpfe niemals zu einem Resultat führen", fiel der Graf ein und zwar diesmal in einem Tone, welcher an den Aristokraten erinnerte, „denn die Ueberzeugung, in welcher man aufgewachsen, bleibt gewöhnlich im Herzen festgewurzelt."

Der Graf erhob sich und griff nach dem Hute, als ob der Anblick des schönen jungen Mannes an Stephana's Seite etwas wäre, was ihm eben nicht angenehm erschiene.

Stephana fragte scherzend, ob ihre republikanische Denkweise den Grafen erschreckt habe, da er so schnell Kungsborg verlassen wolle.

In dem ganzen Wesen der jungen Frau lag etwas, was auf den Grafen Hermann eine magische Wirkung äußerte und ihn gleichsam beherrschte. Ueberdies hatte Stephana während des Gesprächs ihm bewiesen, daß sie nicht blos eine wirklich gebildete, sondern auch eine intelligente Dame, war und dies alles hatte die Wirkung, daß der Graf seinen Hut wieder wegsetzte und dablieb bis spät am Abend.

Das Gespräch ward nun allgemein, obschon man den politischen Kampfplatz gänzlich verließ. Jacobo war es nun, der hauptsächlich die Fäden der Unterhaltung leitete, und während Hermann den jungen Republikaner, wie er ihn in seinem Innern nannte, sprechen hörte, erstaunte er beinahe über den großen, weitumfassenden Vorrath an Kenntnissen und die ruhige, klare Auffassung, die er in seiner Conversation an den Tag legte.

Der Graf konnte nicht umhin, Jacobo's Ueberlegenheit unwillkürlich anzuerkennen, zugleich aber begann er auch den großen Abstand zu fühlen, der zwischen ihm, dem Mann des ererbten, und Jacobo, dem Mann des erworbenen Verdienstes, im Gebiete des Wissens stattfand. Es lag etwas sehr Unangenehmes in dem Bewußtsein, daß er, Hermann Romarhjerta, neben diesem Jacobo erscheinen mußte wie ein Schulknabe neben einem Gelehrten.

Vielleicht zum ersten mal in seinem Leben überlegte Hermann, daß es noch etwas mehr gab, was Achtung verdiente, als ein altes Wappenschild und eine Reihe vermoderter Ahnen.

In demselben Grade aber, wie er in seinem stolzen

Herzen Jacobo's Ueberlegenheit anerkennen mußte, empfand er ein Gefühl bittern Unwillens gegen ihn.

Es gibt nichts, was stolze Menschen schwerer verzeihen, als Leuten zu begegnen, die ihnen überlegen sind.

Hätte es in Jacobo's Art und Weise oder an seiner Person etwas gegeben, worüber Hermann hätte Bemerkungen machen können, so würde letzterer sich weniger übel gestimmt gefühlt haben; aber neben seinen reichen und ungewöhnlichen Geistesgaben besaß Jacobo ein so vortheilhaftes Aeußere, daß er auch hierin recht wohl einen Vergleich mit dem Grafen aushalten konnte.

Als Graf Hermann am Abend von Kungsborg fortritt, waren seine Gedanken ausschließlich beschäftigt, zu ergründen, auf welchem Fuße Jacobo eigentlich zu der jungen Witwe stünde.

Sie hatte selbst erklärt, daß sie nur weitläufige Verwandte seien, und dennoch herrschte zwischen ihnen eine Vertraulichkeit, welche Hermann mit unsern Begriffen nicht recht vereinbar fand.

Das Resultat hiervon war, daß er [illegible]letzt gegen beide — gegen Stephana sowol als Ja[illegible] — förmlich erbittert fühlte.

Sechzehntes Kapitel.

Als Stephana mit Jacobo allein war, ging sie auf ihn zu und sagte:

„Nun, wie erschien dir der Graf?“

Stephana war todtenbleich, man konnte in jedem ihrer Züge die peinliche Spannung ihres Gemüths lesen.

„Er war ziemlich wie alle andern Aristokraten, aber es kam mir vor, als ob er im Grunde gut und edel wäre, obschon diese Gefühle zuweilen von seinem Hochmuth in den Hintergrund gedrängt werden.“

„Dachtest du an Elin, als du ihn sahst?“ fragte Stephana.

Jacobo lächelte auf eine eigenthümliche Weise, während er antwortete:

„Nicht sehr, das muß ich gestehen. Elin gehört nicht zu den Personen, die jemals ein tieferes Interesse in mir erweckt haben. Ich beklage ihr Schicksal, aber andererseits scheint es mir, als trüge sie es ganz leicht, und wenn wir der Sache auf den Grund gehen wollen, so sehe ich den Grafen für weit unglücklicher an als sie.“

„Jacobo, bist du jetzt auch gerecht?“

„Ja, bei Gott, ich bin es“, antwortete Jacobo und schaute Stephana mit offenem Blick ins Auge.

„Du bist also nicht der Ansicht, daß der Graf Elin auf tiefe und unversöhnliche Weise nicht blos verwundet, sondern auch beleidigt habe?“ fragte Stephana wieder.

Wieder lächelte Jacobo auf seine eigenthümliche Weise.

„Ich bin der Meinung“, antwortete er, „daß der Graf, als er seine Ehe einging, blos den äußern Forderungen dessen gemäß handelte, was seine Ehre ihm gebot, dann aber Ehre und Gewissen vollständig mit Füßen trat; denn als er das Opfer annahm, um dem Skandal zu entgehen, hätte es sofort Gewissenssache für ihn sein sollen, der jungen Frau, die sich für ihn opferte, alle mögliche Freundschaft und Achtung zu beweisen und dadurch ihr das Leben und das Opfer, welches sie brachte, so wenig drückend als möglich zu machen. Dagegen aber hat er mit dem abschreckendsten Egoismus gehandelt.“

„Und dennoch beklagst du ihn mehr als sie?“ sagte Stephana.

„Aus zwei Gründen, Stephana“, antwortete Jacobo, indem er Stephana's beide Hände faßte und mit Nachdruck sagte:

„Wer über seine Handlungen vor sich selbst erröthen und dadurch alle Achtung vor seinem eigenen Ich verlieren muß, ist in meinen Augen höchst beklagenswerth. Es ist dies nach meiner Ansicht das größte Unglück, welches den Menschen treffen kann — deshalb beklage ich den Grafen. Elin kann dagegen unter allen Umständen zu sich selbst sagen: «Ich habe ein großes, ein edles Opfer gebracht und dafür nur Schimpf und Undank geerntet, aber ich habe das innere Bewußtsein, eine erhabene That vollbracht zu haben.»“

„Aber“, entgegnete Stephana, „Elin hat auch ein Herz, Jacobo, und dieses verurtheilte dieser stolze Mann in demselben Augenblick, wo er sie nach der Trauung verstieß, zu einem ewigen Tode. Er machte es ihr unmöglich, sich an ihn anzuschließen, während zugleich das

Band, welches sie an sein Schicksal fesselte, das Knüpfen eines anderweiten verwehrte. O, wenn ich mir die Handlungsweise dieses Mannes recht überlege, dann fühle ich einen unwiderstehlichen Drang nach Rache."

„Du, Stephana — *nach Rache!*"

Es lag ein ganz eigenthümlicher Ton in Jacobo's Stimme, als er diese beiden Worte sprach. Auch in Stephana's Antlitz riefen sie einen Wechsel der Farbe hervor, und sie antwortete:

„Ja, nach Rache. Traust du mir dazu nicht Seelenstärke genug zu?"

„Zur Rache ist keine große Seelenstärke erforderlich, im Gegentheil sie ist für *schwache* Seelen die einzige Genugthuung für erlittenes Unrecht."

„Jacobo, kennst du Stephana so wenig, daß du glaubst, sie könne eine *unedle* Rache nehmen?"

„Nach meinem Dafürhalten kannst du gar keine Rache nehmen, weder eine edle noch eine unedle. Das wollte ich mit meinem Ausruf sagen."

„Stephana wird Elin dadurch rächen, daß sie den Grafen Romarhjerta zwingt, anzuerkennen, daß geerbte Ehre keine [illegible] ist. Ich will ihn lehren, daß nur das moralisch Gute und Erhabene werth ist, daß man sein Leben dafür opfert. Man kann nicht ein Mann von Ehre sein, ohne zugleich ein Mann von *Gewissen* und *Herz* zu sein."

„Eines solchen Werkes halte ich dich allerdings für fähig, aber das ist keine Rache."

„O doch — eine Elin's würdige Rache."

„Und dann? — Wie glaubst du, daß es dann werde?"

Jacobo blickte tief in Stephana's Augen. Eine dunkle Röthe überzog seine Stirn und er setzte hinzu:

„Willst du dann Elin und Hermann wieder vereinigen?"

Stephana machte ihre Hände los und drückte sie auf

die Brust, wie um die gewaltigen Schläge ihres Herzens niederzuhalten, worauf sie langsam antwortete:

„Was einmal getrennt worden ist, kann nicht wieder vereinigt werden. — Gute Nacht, Jacobo.“

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Als sie in ihr Schlafzimmer kam, warf sie sich in einen Sessel und bedeckte, wie von ihrem Schmerz überwältigt, das Gesicht mit den Händen.

Lange blieb sie so wie zermalmt sitzen, als sie sich aber endlich emporrichtete, war ihr Antlitz ruhig und es lag darauf ein Ausdruck sanfter Ergebung.

Sie setzte sich dann an ihren Schreibtisch, um an Elin die folgende Fortsetzung eines schon früher angefangenen Briefes zu schreiben:

— — — „Auf diese Weise bin ich, wie Du aus Vorstehendem ersiehst, mit diesem stolzen und unbeugsamen Manne zusammengetroffen. Miserfolge und pecuniäre Bedrängnisse sind noch nicht im Stande gewesen, seinen Hochmuth zu beugen, oder auf seinen Charakter einzuwirken. Er hält mit der den Edelleuten eigenthümlichen Hartnäckigkeit an seinen aristokratischen Ideen fest. Es sollte mich nicht wundern, wenn ich ihn auf seinem Wappenschild verhungern sähe, anstatt daß er etwas thäte, um sich eine Existenz zu schaffen.

„Gleichwol habe ich heute einen Sieg über ihn errungen, der, wie ich deutlich sah, seinem Stolze schwer ankam und den er mir in gewissen Augenblicken kaum wird verzeihen können. Gerade dies aber wünsche ich, um einst das Ziel zu erreichen, nach welchem ich strebe. Mit Kampf müssen wir beginnen.“

Siebzehntes Kapitel.

Als Hermann abends wieder nach Hause kam, stand Helfrid unten in der Bibliothek und wartete auf ihn.

„Du bist sehr lange ausgeblieben!" waren die ersten Worte, welche Helfried ihrem Bruder entgegenrief.

„Ja, das ist allerdings wahr", antwortete Hermann kalt. Er fühlte sich beklommen durch die Anwesenheit der Schwester und die Rechenschaft, die er ihr über seinen Besuch in Kungsborg zu geben gezwungen war.

Helfrid hob wieder an:

„Komm und setz' dich her, lieber Hermann, und laß mich etwas von deinem Besuch hören. Die Zeit ist mir während deiner Abwesenheit unerträglich lang geworden. Es wird mich ein wenig erfrischen, etwas von der äußern Welt zu hören, von welcher ich mir vollständig abgeschieden vorkomme."

„Dem ist wol auch so, armes Kind. Seitdem wir vor einem Jahre hierher gezogen, bist du mit der übrigen Welt in keine Berührung gekommen."

„Das hat auch nichts zu bedeuten. Du weißt, daß ich mich bei dir und Mama am wohlsten fühle, aber es würde mir angenehm sein, etwas von dem lieben Kungsborg und der jetzigen Besitzerin zu hören. Was für ein Wesen ist sie? Eine Creolin oder eine Mulattin?"

Hermann lächelte unwillkürlich, obschon er gerade jetzt nicht zum Lächeln aufgelegt war.

„Sie ist weder das eine noch das andere, sondern, wie es scheint, aus rein angelsächsischem Blut.“

„Dann ist sie also eine alte Dame von angenehmem Aeußern. Wohlan, erzähle mir nun ausführlich von deinem Besuch und wie ihr die Angelegenheit wegen der Gemälde geordnet habt.“

„Liebe Helfrid, darüber gibt es nicht viel zu sagen. Erstens ist Frau Stephensen eine junge Frau, und zweitens bestreitet sie mir das Recht, die Gemälde zu bezahlen, indem sie behauptet, daß dieselben niemals in den Kauf inbegriffen gewesen seien oder gewesen sein könnten, und dabei muß es sein Bewenden haben.“

Der Graf sprach mit sichtbarer Ungeduld, was Helfrid auch nicht entging, denn sie erhob sich und sagte:

„Du bist müde, Hermann, und es ist unrecht von mir, dich aufzuhalten. Gute Nacht, mein Bruder.“

„Verzeihe mir, Helfrid“, antwortete Hermann; „ich bin heute Abend ein wenig verstimmt. Es ruht gleichsam eine Demüthigung auf mir, wenn ich die Verbindlichkeit bedenke, die ich nun einer fremden Person gegenüber auf mir habe.“

Hermann warf sich in einen Lehnsessel und fuhr fort:

„Und gleichwol ließ sie mir keine Wahl. Ich mußte mich meinem eigenen Willen entgegen in den ihrigen fügen.“

„Warum denn?“

„Weil sie bestimmt und ausdrücklich erklärte, daß die Gemälde nicht ihr gehörten, und daß sie niemals gewünscht habe sie zu besitzen, sowie daß ich ihr eine schwere Beleidigung zufügte, wenn ich unter diesen Umständen etwas bezahlen wollte, was mein Eigenthum sei.“

„Nun dann verschwindet ja die Demüthigung, Hermann“, sagte Helfrid und reichte dem Bruder die Hand.

Schweigend drückte er sie.

Einige Tage darauf, ganz zeitig des Morgens, ging Hermann auf dem nach Akersnäs führenden Wege spazieren. Er lebte von der übrigen Welt so vollkommen abgeschieden und hatte zwischen sich und der Dienerschaft eine solche Scheidemauer aufgerichtet, daß niemand sich mit irgendeiner Mittheilung an ihn wagte, und ihm selbst es noch weit weniger einfiel, förmliche Fragen zu thun. Demzufolge wußte er durchaus nichts davon, daß man in Akersnäs die Anlegung einer Fabrik begonnen hatte.

Hermann hatte sich vorgenommen, der Besitzerin von Kungsborg und dem dazugehörigen Akersnäs vorzuschlagen, letzteres zu verpachten, denn er hatte im Gespräche mit ihr gehört, daß sie mit ihrem Inspector durchaus nicht zufrieden war und es beschwerlich fand, eine so umfangreiche Oekonomie zu besitzen.

Eben war er mit diesen Gedanken beschäftigt, als er plötzlich Hufschläge hinter sich hörte. Er drehte sich herum und sah eine Dame geritten kommen. Als sie näher kam, mäßigte sie die Schnelligkeit ihres Pferdes und der Graf erkannte Stephana, die ganz allein war.

Als sie vorbeikam, nahm der Graf den Hut ab. Sie erwiderte den Gruß durch ein verbindliches Lächeln und ritt dann schnell weiter.

Der Graf, welcher anfänglich nach Akersnäs hatte gehen wollen, änderte nun, da er Stephana dorthin reiten sah, seinen Vorsatz und bog in den Wald ein. Nachdem er eine Stunde lang aufs Gerathewohl darin umhergewandert war, kehrte er nach Furuhof zurück und begegnete unterwegs dem alten Eklund, welcher in einer kleinen einspännigen Chaise gefahren kam.

Der alte Mann stieg sogleich aus und näherte sich mit entblößtem Haupt dem Grafen.

„Wo willst du denn hin, lieber Eklund?“ fragte der Graf und nickte dem alten Diener zu.

„Meine Gebieterin schickt mich und hat mir aufge=

tragen, mich bei dem Herrn Grafen zu erkundigen, ob die Frau Gräfin wieder insoweit hergestellt sei, daß Frau Stephensen die Ehre haben kann, ihr heute Abend einen Besuch abzustatten."

Hermann's Stirn umwölkte sich. Einen Augenblick lang war er versucht zu sagen, seine Mutter sei noch zu schwach; die Erinnerung an die schöne Erscheinung Stephana's zu Pferde aber hielt ihn davon zurück. Mit Ja antworten wollte er aber auch nicht eher, als bis er gehört, was seine Mutter beschlösse.

Eklund stand mit dem Hute in der Hand da und erwartete die Antwort des Grafen.

„Fahre immer voraus nach Furuhof und erwarte mich dort", sagte Hermann. „Ich komme sogleich nach und werde mich erkundigen, wie meine Mutter sich heute befindet."

Eklund that, wie der Graf wünschte, und dieser wandelte langsam heimwärts.

Er kannte die Abneigung seiner Mutter gegen alle neue Bekanntschaften, besonders bürgerlicher Personen. Er wußte, daß sie von der übrigen Welt ganz abgeschieden zu leben wünschte, und nun kam auf einmal eine fremde Person und wollte sich bei ihnen eindrängen, wie seine Mutter es sicherlich betrachtete.

Er selbst fand es beinahe demüthigend, die Besitzerin seines frühern stattlichen Schlosses Kungsborg auf dem kleinen unansehnlichen Furuhof zu empfangen.

Es fand in seinem Innern zwischen seinem Stolze und einem noch unentwickelten Wunsche, sich Stephana zu nähern, ein eigenthümlicher Kampf statt. Endlich jedoch errang der Stolz den Sieg, und eben als er die breite nach dem Wohnhause führende Lichtung des Waldes durchschritt, hatte er beschlossen Eklund zu sagen, seine Mutter sei noch zu schwach, um Besuche empfangen zu können.

Vor dem Hause aber, auf dem neuangelegten Hofe,

traf er Helfrid, welche ihm mit einem eigenthümlichen Lächeln entgegenkam und sagte:

„Mama hat heute eine Promenade gemacht und ist jetzt in der Bibliothek, wo Eklund einen Auftrag von Frau Stephensen ausrichtet.“

„Und wie nahm Mama seinen Auftrag auf?“

„Das weiß ich nicht, denn als wir von unserer kleinen Promenade zurückkehrten, erblickte Mama den alten Hofmeister und befahl Fredrik, ihn in das Bibliothekzimmer zu führen, wo ich Mama verließ, um dir entgegenzugehen.“

„Du weißt also nicht, was für einen Auftrag Eklund hatte?“

„Nein, und es interessirte mich auch nicht. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich empfinde gleichsam ein Gefühl der Antipathie gegen diese Amerikanerin. Apropos — du hast mir noch nicht gesagt wie sie aussieht.“

„Erinnere mich ein andermal daran, jetzt wünsche ich zu wissen, welche Antwort Mama dem Hofmeister gegeben hat.“

„Um was handelt es sich denn?“

„Um einen Besuch, den Frau Stephensen heute hier abstatten will.“

Helfrid schwieg. Sie trat mit Hermann in die Bibliothek, gerade als Eklund im Begriff stand dieselbe zu verlassen. Nachdem er von dem Grafen und dessen Schwester ehrerbietig Abschied genommen, entfernte er sich.

Die Gräfin saß auf dem kleinen Sofa und reichte dem Sohne lächelnd die Hand, indem sie sagte:

„Heute Nachmittag bekommen wir Besuch.“

„Dann willst du also Frau Stephensen empfangen, Mama?“

„Ja, mein Sohn, die Höflichkeit erlaubt mir nicht, mich zu weigern, besonders weil ich durch den Propst erfahren habe, daß diese Dame von einer alten französischen Adelsfamilie abstammt, die während der Revolution

ausgewandert ist und bei ihrer Ankunft in Amerika den bürgerlichen Namen angenommen hat. Besäße sie ihre natürliche gesellschaftliche Stellung als eine Person unsersgleichen, dann hätte ich, ohne unhöflich zu sein, ihr meine Thür verschließen können, so aber hätte es ausgesehen, als wären wir ungastlich, besonders da sie eine Ausländerin ist. Ueberdies können wir nach der Angelegenheit mit den Gemälden nicht wohl umhin, ihr zu zeigen, daß wir einsehen, sie habe das Recht, eine zarte Artigkeit von uns zu verlangen."

Die Stimme der Gräfin war mild, ihre Lippen lächelten und dennoch lag in ihrem ganzen Wesen etwas so gnädig Herablassendes, als ob sie Stephana eine unerhörte Gunst bewilligt hätte.

Hermann äußerte einige Worte, durch welche er eine Billigung des Beschlusses seiner Mutter aussprach, aber während er seine Mutter hörte und sah, bedachte er zugleich, daß Stephana mit ihren republikanischen Ideen sich ganz gewiß nichts davon träumen ließ, daß die Gräfin der Meinung war, ihr eine wirkliche Gnade bewilligt zu haben.

Helfrid schwieg und sah misvergnügt aus.

„Sie wird wol mit einem stolzen Gespann kommen, um recht ordentlich das Vergnügen zu haben, uns durch ihren Reichthum zu demüthigen", dachte Helfrid, als sie während des Nachmittags im Salon saß und dem Sausen des Windes im Walde lauschte, welches zuweilen dem Rollen eines Wagens glich.

„Es ist unmöglich, daß sie mit ihrer geldstolzen Denkweise sich das Vergnügen versagen kann, hier mit allem möglichen Pomp aufzutreten", dachte Hermann und seine Stirn ward bleich, kalt und stolz. „Die Geschichte mit den Gemälden war weiter nichts als ein Mittel, sich den Weg hierher zu bahnen", dachte er weiter. „Vor wem sollte sie sonst ihren Luxus und Reichthum entwickeln?"

Während der Graf noch diesen erbaulichen Monolog hielt, hörte er plötzlich das Rollen eines Fuhrwerks. Er warf einen Blick durch die Glasthür und sah eine einfache Droschke mit einem Kutscher ohne Livree an der Treppe halten. Fredrik half einer Dame aussteigen.

Im nächsten Augenblick öffnete sich die Thür des Salons und Stephana trat ganz allein in einem einfachen schwarzen Atlaskleide und ohne Schmuck oder Zierathen herein, nachdem Fredrik gemeldet hatte:

„Frau Stephensen."

Die Gräfin erhob sich und ging der Eintretenden zwei Schritte entgegen. Stephana's Gruß hatte etwas so Anspruchsloses und dennoch so Würdiges, daß er frei war von jedem Anstrich von Kriecherei oder Uebermuth. Sie imponirte unwillkürlich.

Selbst die Gräfin verlor einen gewissen Grad ihrer vornehmen Herablassung, und Helfrid's ganzes Angesicht verklärte sich, während sie dachte:

„Wie schön und reizend ist sie!"

Mit der größten Ungezwungenheit leitete Stephana die Conversation ein und führte sie mit Leichtigkeit und Anmuth, sodaß sie schon von Anfang an die Gräfin entwaffnete und es ihr geradezu unmöglich machte, durch ihr vornehmes Air Stephana die Schwere ihrer Geburt fühlen zu lassen.

Man sprach von den Sitten und Gebräuchen verschiedener Länder. Stephana war in England, Frankreich, Deutschland und Spanien gewesen und besaß daher eine reiche und vielseitige Weltbildung. Gleichzeitig verstand sie die Eigenthümlichkeiten jedes Landes und Volks zu schildern und ihren Zeichnungen Leben und Farbe zu geben.

Mit einem Takt, welchen Hermann im stillen bewunderte, vermied sie es, von Amerika zu sprechen, und als die Gräfin die Frage aufwarf, ob sie in England oder in Amerika geboren sei, antwortete sie blos:

„Amerika ist mein Vaterland.“

Dann ging sie auf andere Gegenstände über, welche für die Gräfin von Interesse sein konnten. Es gelang ihr auch, diese in so hohem Grade zu interessiren, daß, als sie aufstand, um Abschied zu nehmen, die Gräfin ausrief:

„Aber, geehrte Frau, wollen Sie uns denn des Vergnügens Ihrer Gesellschaft schon berauben?“

Stephana lächelte verbindlich, nahm aber Abschied und ließ sowol bei der Gräfin als auch bei Helfrid eine angenehme Erinnerung zurück.

„Das ist ja eine unbeschreiblich liebenswürdige Dame“, sagte die Gräfin, als Stephana fort war, zu ihren Kindern. „Dabei besitzt sie einen Gesellschaftston, den man nur durch den Umgang mit Personen erlangen kann, welche den höhern Ständen angehören.“

„Was mir an ihr gefiel“, meinte Helfrid, „war ihre überlegene Bildung und ihr ausgezeichnet guter Kopf. Sie verstand über alle Gegenstände mit gleicher Leichtigkeit zu folgern.“

Hermann sagte nichts, aber er dachte:

„Das ist ein gefährliches Weib! Eine innere Stimme sagt mir, daß ich sie meiden muß. Ganz gewiß steckt hinter der schönen Maske ein hoher Grad von kalter Berechnung und Egoismus.“

Dicht neben diesem Gedanken aber stand das Bild von Stephana's einfacher und ungesuchter Weise, die sowol auf Herz als Natürlichkeit schließen ließ.

Als die Gräfin auf ihr Zimmer gegangen war und die beiden Geschwister sich allein sahen, hob Helfrid an:

„Sie ist unbeschreiblich schön; davon hast du mir ja gar nichts gesagt!“

„Dies beweist blos, daß ich selbst nicht weiter daran gedacht habe“, antwortete Hermann.

„Weißt du, Hermann, daß zuweilen ein beinahe bitteres Lächeln um ihre Lippen schwebte und dann ihre

Augen so düster wurden, als ob sie einen schwarzen Gedanken widerspiegelten. In andern Augenblicken dagegen lag etwas himmlisch Gutes in ihrem Lächeln. Sie kam mir vor wie zwei Seelen in Einem Körper."

„Deine Phantasie ist abermals thätig gewesen, um aus der schönen Witwe etwas Ungewöhnliches, etwas Romantisches zu machen. Doch lassen wir dies Thema jetzt ruhen und sprechen wir von dringendern Dingen. Ich habe die Absicht sie morgen zu besuchen."

„Schon morgen? antwortete Helfrid mit wehmüthigem Lächeln.

„Du irrst dich, wenn du glaubst, daß es ein persönliches Interesse an ihr ist, was mich dorthin führt. Nein — ich will Akersnäs pachten."

„Ach, Hermann, kommst du wieder auf diesen Gedanken zurück!" rief Helfrid erröthend. „Der letzte Romarhjerta kann kein Pachter werden."

„Besser dies, als wenn er ein Betrüger wird, der erst das Wenige, was er besitzt, verschwendet und dann Schulden macht, sodaß er schließlich das Weite suchen muß. Ich habe zusammengerechnet, was dieses Jahr gekostet hat, und wenn ich die Ausgaben, welche das Einkommen überschritten haben, bezahle, so habe ich das Kapital um zweitausend Reichsthaler vermindert. Deshalb, Helfrid, kein Wort weiter über diese Sache. Ich pachte Akersnäs und komme dadurch in Thätigkeit, während sich mir zugleich in pecuniärer Beziehung bessere Aussichten eröffnen. Es liegt darin nichts, was meine Ahnen erniedrigte. Bedenke, daß der letzte König von Frankreich, ein Orleans, während seiner Armuth Schullehrer war und dessenungeachtet König von Frankreich ward. Uebrigens ist ja zum Beispiel Graf G— auch Pachter einer Oekonomie und deswegen nicht weniger angesehen."

„Nur mit dem Unterschiede, daß Graf G— Pachter seines Onkels ist, während du dagegen Pachter der Frau Stephensen werden würdest."

„Aber, Helfrid, was soll ich denn thun? Soll ich fortfahren, meine Jugend und meine Zeit damit zu vergeuden, daß ich den letzten kleinen Rest von dem verzehre, was wir besitzen?"

„Nein, Hermann, du hast recht und ich habe unrecht; aber es ist nicht leicht, sich daran zu gewöhnen, daß du um des Broterwerbs willen arbeiten sollst. Ach, wir sind nicht zu so etwas erzogen, und deshalb kommt es so bitter und demüthigend vor."

„Ja, bitter ist es allerdings, wenn man einen glänzenden Namen besitzt, denselben in den Schmuz der Armuth herabgezogen und sich gezwungen zu sehen, sich von andern abhängig zu machen."

Achtzehntes Kapitel.

Am Nachmittag des folgenden Tages saß Stephana im Pavillon und arbeitete mit ihrem Verwalter. Sie ging mit ihm die Rechnungen durch, denn er wollte sein Amt niederlegen und ein kürzlich ererbtes Besitzthum selbst bewirthschaften. Er war in seinem Amte auf Kungsborg blos so lange geblieben, bis die neue Besitzerin kommen würde.

Herr Aker war ein einfacher, anspruchsloser Mann von redlichem Charakter, und Stephana hatte während der kurzen Zeit, die er auf Kungsborg gewesen, großes Vertrauen zu ihm gefaßt.

Während Aker eins der Bücher weglegte und beschäftigt war ein zweites aufzuschlagen, sagte Stephana:

„Es ist für mich ein unersetzlicher Verlust, daß Sie fortgehen, Herr Aker, besonders da ich noch keinen andern Verwalter habe und schwerlich hoffen kann, einen zu erhalten, der Sie ersetzt.“

„Der Verlust ist nicht sehr groß“, antwortete Aker lächelnd, „denn an geschickten Oekonomieverwaltern ist kein Mangel. Solange Sie aber keinen Nachfolger für mich haben, verspreche ich zu bleiben, und wenn Sie erlauben, so werde ich an einige Leute, für deren Tüchtigkeit ich bürgen kann, schreiben, sodaß Sie bis zum Herbst,

wo ich meinen Platz verlassen muß, denselben mit einem zuverlässigen Manne besetzen können."

„Aber es ist ein Opfer für Sie, hier noch bis zum Herbste zu bleiben und Ihr Besitzthum ohne Aufsicht zu lassen."

„Ich werde die Sache wol so einrichten können, daß ich dann und wann hinreisen kann. Uebrigens bringe ich gern ein so unbedeutendes Opfer, um Ihnen zu dienen, geehrte Frau."

„Ich danke Ihnen", entgegnete Stephana und reichte ihm die Hand.

Die kalte, würdige, beinahe vornehme Art und Weise, welche Stephana sonst hatte, war verschwunden und sie war jetzt einfach und freundlich. Man konnte unmöglich sehen, daß es die reiche Gutsbesitzerin und ihr Verwalter war, so vollkommen war die Gleichheit, welche in ihrem Benehmen gegeneinander herrschte. Es war der gesetzte Mann, der mit der gebildeten Frau sprach, und durchaus nichts weiter.

„Ich hatte geglaubt", hob Aker wieder an, „Herr Lange würde das Verwalteramt übernehmen."

„Nein. Jacobo hat, wie Sie wissen, Akersnäs von mir gepachtet, um dort die mechanische Werkstätte anzulegen, die er zu etabliren gedenkt und die gerade wegen ihrer Lage in der Nähe der Stadt und des Hüttenwerks zu diesem Zweck so passend ist, besonders da es weder in dieser noch in den angrenzenden Provinzen ein solches Etablissement gibt. Uebrigens würde ich unter keiner Bedingung Jacobo an ein solches Amt fesseln wollen, weil er dann keine Zeit übrig behielte, um sich seinen Lieblingsstudien und Beschäftigungen zu widmen."

„Das ist wahr. Ihr Verwalter muß ebenso wie ich ein Kind der reinen Prosa sein."

„Das gerade nicht, denn wenn Sie dies wären, Herr Aker, so würden Sie nicht die Bildung besitzen, die Sie haben. Wol aber liegt in dem Bewußtsein, daß man

anderer Eigenthum verwaltet, etwas, welches macht, daß man sich nicht als Herrn seiner Zeit betrachtet. Dies habe ich an Ihnen und an jedem gewissenhaften Menschen gesehen."

Hier ward das Gespräch durch den Grafen Hermann unterbrochen, welcher eintrat, ohne daß Stephana oder Aker etwas von seiner Ankunft bemerkt hatten.

„Ich komme vielleicht nicht gelegen", sagte der Graf, nachdem er gegrüßt hatte. „Ich sehe, daß Sie beschäftigt sind."

„Es hat durchaus nichts auf sich", entgegnete Stephana. „Wir können unsere Arbeit morgen fortsetzen, besonders da Herr Aker die Güte gehabt hat, mir zu versprechen, Kungsborg nicht eher zu verlassen als im Herbst."

Mit diesen Worten sah sie Aker, welcher aufgestanden war und die Bücher zusammenlegte, verbindlich lächelnd an.

Hermann dachte bei sich:

„Sie begegnet ihrem elenden Verwalter ganz ebenso artig und höflich, als ob er ein Mann von Stande wäre."

Stephana that einige Fragen in Bezug auf das Befinden der Mutter und der Schwester des Grafen, und sprach dann von andern gleichgültigen Dingen. In ihrem ganzen Wesen lag, wenn sie mit dem Grafen und seiner Familie umging, nichts von jener herzlichen Vertraulichkeit, womit sie ihrer Umgebung begegnete, sondern etwas so Würdevolles, daß man deutlich sah, daß sie jene durchaus nicht für Personen ansah, die in irgendeiner Beziehung über ihr stünden.

Als Aker sich entfernt hatte, sagte der Graf:

„Ich komme, um Ihnen heute einen Vorschlag zu machen, den mein persönliches Interesse mir eingegeben hat."

„Wenn es etwas ist, womit ich Ihnen dienen kann, Herr Graf, so soll es mir sehr angenehm sein."

„Ach, geehrte Frau, Sie haben mir schon so große Verbindlichkeiten aufgelegt, daß —"

„Daß Sie keine weitern auf sich nehmen wollen. Sie irren sich aber vollständig, denn Sie haben keine Verbindlichkeit gegen mich, sondern wenn davon zwischen uns die Rede sein kann, so bin vielmehr ich es, die Verbindlichkeiten gegen Sie hat."

„Ich verstehe nun, was sie meinen, aber daß ich ein Geschenk annehme, welches ich, wie Sie mir beweisen, nich t ablehnen kann, ohne Sie zu beleidigen — dies kann Ihnen doch unmöglich eine Verbindlichkeit gegen mich auflegen."

„Herr Graf, wir werden verurtheilt sein, uns unser ganzes Leben lang wegen jener Gemälde zu streiten, dafern es mir nicht gelingt, Sie aus Ihrem Irrthum zu reißen. Ich fürchte, daß wir noch offene Feinde werden, obschon ich mich ganz aufrichtig erklärt habe."

Stephana betrachtete den Grafen mit einem beinahe ernsten Lächeln.

„Eine solche Furcht können Sie doch unmöglich hegen", bemerkte Hermann.

„Und warum nicht?" fragte Stephana, indem sie den Kopf mit einer eigenthümlichen stolzen Bewegung zurückwarf und den Grafen mit einem Blick ansah, der ihm vollständig die Lust benahm, zu sagen, was er dachte, nämlich:

„Sie, die Sie so schön sind!"

Statt dessen antwortete er:

„Eine Dame darf sich gar nicht die Möglichkeit denken, daß ein gebildeter Mann ihr Feind werden könne, am allerwenigsten deswegen, weil sie die Sprache der Wahrheit redet."

„Die Wahrheit ist gerade das, was wir Sterblichen am allerwenigsten vertragen", entgegnete Stephana. „Trotz dieser Erfahrung aber will ich doch diese ungeschminkte Sprache reden und werde sehen, ob ich mich damit

beliebt mache. Im ganzen genommen gehöre ich zu den Leuten, die auf Schmeicheleien und Artigkeiten nicht sehr viel geben. Es ist dies ein Fehler, den man in meinem Heimatlande lernt."

„Nun wohl, geben Sie mir einen Beweis von Ihrer amerikanischen Aufrichtigkeit," bat der Graf, der trotz seines Widerstrebens nicht umhin konnte, die junge Frau mit Bewunderung zu betrachten.

„Sehr gern", sagte Stephana, „der Fehler ist aber, wenn ich jetzt vielleicht Worte spreche, die Ihnen weniger zartfühlend vorkommen, nicht mein, sondern der Ihrige, weil Sie verlangen, daß ich mich in Bezug auf jene Gemälde ganz aufrichtig ausspreche."

„Ich verspreche, nicht Ihnen, sondern mir selbst alles zuzurechnen, was dabei vielleicht weniger Angenehmes zur Sprache kommt", sagte Hermann.

„Gut! Dann verspreche ich, meine Gedanken ganz unerschrocken auszusprechen: Ich habe von meiner frühesten Jugend an einen an Abscheu grenzenden Widerwillen gegen den Adel gefaßt."

Stephana sprach diese Worte mit beinahe bleichen Lippen und man sah an dem Beben derselben und an dem Zittern des Auges, daß sie jetzt aus ihrer innersten Seele gesprochen hatte.

Sie holte tief Athem und, ohne den Grafen anzusehen, der bei dieser Einleitung die Farbe wechselte, fuhr sie fort:

„Diese Erbitterung gegen eine ganze Klasse der Gesellschaft hatte ihren Ursprung nicht in den republikanischen Begriffen, welche man in Amerika mit der Muttermilch einsaugt, sondern entstand bei mir während eines Besuchs in Europa, wo ich Gelegenheit hatte, den alles absorbirenden Egoismus, welcher den Hauptzug in dem Charakter der Adelichen ausmacht, zu sehen und die Wirkung desselben kennen zu lernen."

Stephana's bleiche Wangen wurden von einer hellen Röthe übergossen. Sie strich sich mit der Hand über die Stirn und fuhr mit steigendem Eifer fort:

„Diese Menschen werden mit ererbten Vorzügen und einem Range zur Welt geboren, der ihnen schon von ihrer Kindheit an den Gedanken eingibt, daß sie bessere und gleichsam von Gott auserwählte Wesen seien. Diesen Gedanken könnte man ihnen gern gönnen, dafern er sie zu dem edeln moralischen Streben führte, durch reine Sitten, erhabene Tugenden und Denkweise Gott und dem Ideal menschlicher Vollkommenheit näher zu kommen, aber es ist gerade das Gegentheil der Fall. Diese Männer und Frauen von ererbter Ehre haben sich zu allen Zeiten durch die größte Sittenlosigkeit, die gröbsten Laster, die abscheulichsten Verbrechen, den herzlosesten und grausamsten Egoismus ausgezeichnet. Sie haben zu allen Zeiten die Vorrechte, welche ihnen die Gesellschaft eingeräumt, benutzt, um auf barbarische Weise das übrige Volk zu unterdrücken, die Menschenrechte der Nichtadelichen mit Füßen zu treten und ihnen alles zu rauben, was heilig ist. Sie haben geglaubt, im Schatten eines glänzenden Namens sich alle möglichen Schändlichkeiten erlauben zu dürfen, und während sie von ihrer Ehre gesprochen haben, haben sie fast nur gethan, was zur Schande gereichen kann. Wenn ich in der Erinnerung überdenke, wie es der Adel getrieben hat, dann begreife und verstehe ich den bis zur Raserei gesteigerten Haß des französischen Volks während der Schreckensregierung, und ich finde es natürlich, daß es im Gefühle alles dessen, was es seit Jahrhunderten gelitten, durch ein ungeheueres Blutbad einen Stand ausrotten wollte, der zu allen Zeiten der Fluch des Volks gewesen ist."

Stephana machte eine Pause und drückte die Hand auf die Brust, wie um den Ausbruch der überwallenden Gefühle zu hemmen.

Hermann saß in seinen Sessel zurückgelehnt und be-

trachtete die Sprecherin mit kaltem Blick. Er war bleich und sah stolz aus.

„Verzeihen Sie mir meine Redseligkeit“, hob Stephana wieder an; „um mich aber verständlich zu machen, war ich gezwungen, Ihnen recht klar zu zeigen, wie tief und wohlgegründet mein Widerwillen ist. — Das Volk hat allerdings mit der Civilisation den größten Theil des Drucks, den der Adel ihm aufgebürdet, abgeschüttelt, und die eigenen Laster und der Uebermuth des Adels haben seine Macht dadurch untergraben, daß sie seinen Reichthum vernichtet haben; sein Grundprincip ist aber noch dasselbe und noch diesen Augenblick findet man bei dem Adel denselben Glauben an einen angeborenen Werth, denselben Uebermuth, dieselbe Geringschätzung der Bürgerlichen, dieselbe Herzlosigkeit, wenn es das Volk gilt, obschon er jetzt nicht mehr laut auszusprechen wagt, was er fühlt oder denkt. So oft aber eine Gelegenheit dazu da ist, tritt der Egoismus dieses Standes in seiner ganzen furchtbaren Gestalt zu Tage.“

„Aber, geehrte Frau, Sie werden doch nicht bestreiten, daß der Adel die durch Bildung und Erziehung am meisten veredelte Klasse in einem Staate ausmacht?“

„Ja wohl bestreite ich dies, und zwar in jeder Beziehung, denn die Adelichen sind nicht veredelt, sondern im Gegentheil verschlimmert. Sie sind nicht gebildet, sondern blos polirt, oder kann man wol Menschen gebildet nennen, die für ihre Söhne selten ein anderes Handwerk wählen als den Militärstand? Nennen Sie mir ein Beispiel, daß Männer von Geburt auch Männer von Geist, wirklicher Aufklärung und Bildung gewesen seien? Nein, sie haben ihre Ahnen und verstehen blos die Kunst, sich mit Uebermuth über den Werth eines andern zu stellen. Was können sie? Tanzen, exerciren und paradiren. Man beraube sie ihres Reichthums und sage zu einem solchen Edelmanne: Sorge für dich selbst!

Dann erst wird man sehen, wie vollständig untauglich sie sind, welche bedauernswerthe Wesen sie ausmachen. — Sie sehen wol nun ein, daß ich bei dieser Kenntniß und Erfahrung diesen ganzen Stand verachten und unwillkürlich mit Ekel alles betrachten muß, was an die nun entschwundene Größe dieses Adels erinnerte, und daß ich es als eine wirkliche Demüthigung betrachtet haben würde, wenn ich, das Kind einer Republik, genöthigt gewesen wäre, in meiner Wohnung eine Galerie von Bildnissen zu haben, die mich unaufhörlich erinnert hätte, daß dieses Besitzthum die Wohnung eines Unterdrückers gewesen ist. So ist es auch mit dem Wappen über dem Kamin. Hätte ich selbst den Kauf abgeschlossen, so würde ich mir ausdrücklich vorbehalten haben, daß nichts, was an den Ursprung der Edelburg erinnert, darin aufgenommen würde. — Auf diese Weise haben Sie, Herr Graf, mir eine wirkliche Verbindlichkeit aufgelegt, als Sie mich von diesem für mein Gefühl unbehaglichen Gegenstand befreiten, und nun, Herr Graf, hoffe ich, werden Sie nicht mehr behaupten, daß Sie in meiner Schuld stehen."

Während Stephana sprach, dachte Hermann mit dem verhaltenen Zorn des verletzten Stolzes:

„Sie will mich durch diese Worte demüthigen und mich die Werthlosigkeit meiner Geburt lehren, während sie mir zu verstehen gibt, daß ein Edelmann ein Taugenichts sei. O du, durch deinen Reichthum vermessenes Weib, du sprichst von unserm Uebermuth, aber du vergissest den deinigen, der seinen Ursprung im Gelde hat!"

Als Stephana schwieg, sagte Hermann in beinahe stolzem Tone:

„Aber, geehrte Frau, es hätte Ihnen ja freigestanden, mit den Bildnissen meiner Ahnen ein Auto da Fé zu veranstalten."

Stephana betrachtete Hermann mit einem Ausdruck

der Wehmuth, ja fast der Weichheit in ihrem Blicke, während sie in einem Ton, der von dem Blick etwas vollkommen Verschiedenes hatte, ganz kalt und ruhig sagte:

„Sie haben recht, Herr Graf, aber ich achte die Vorurtheile anderer, selbst wenn ich sie mit Mitleid betrachte. Für Sie mit Ihren aristokratischen Ansichten müssen die Gemälde einen wirklichen Werth haben, und überdies betrachtete ich sie als Dinge, die nicht verkauft werden können, besonders da ich sie um keinen Preis hätte verkaufen mögen. Deshalb sendete ich sie Ihnen zurück."

Der Graf machte eine steife Verbeugung. Stephana lächelte wehmüthig, während sie hinzusetzte:

„Haben meine Worte Sie erzürnt?"

In Stephana's Stimme lag, während sie diese Worte sprach, etwas, was Hermann's Ohren beinahe schmeichelte, aber was war es? Er wußte das selbst nicht, gleichwol aber kam es ihm wie unmöglich vor, durch sie erzürnt werden zu können, und dennoch, wie hatte sie ihn nicht verwundet und beleidigt! Unwillkürlich ward der Ton seiner eigenen Stimme weniger kalt und stolz, während er antwortete:

„Nicht Zorn ist es, was ich fühle, geehrte Frau, aber wohl schmerzt es mich, daß Sie von dem Adel einen solchen Begriff haben und den Mitgliedern desselben keinen Anspruch auf Bildung und Menschenwerth zugestehen wollen."

„Im ganzen genommen", antwortete Stephana, „kann es ja gleichgültig sein, was ich denke. Uebrigens leugne ich nicht, daß es auch unter dem Adel Personen geben kann, welche Werth besitzen; aber sie sind selten und als Gesellschaftsklasse mir verhaßt."

„Und dennoch", entgegnete Hermann, „haben Sie einen dieser verhaßten Klasse Angehörigen in Ihrem Hause empfangen."

„Ich habe niemals daran gedacht, was oder wer

Sie wären, Herr Graf, sondern in Ihnen und Ihrer Familie blos meine nächsten Nachbarn gesehen", sagte Stephana. „Doch lassen wir meine freien Ideen; dieselben können Sie nicht verletzen, weil wir dazu einander noch zu fremd sind. Ueberdies habe ich höchst wahrscheinlich meine Gedanken über dieses Thema zum ersten und letzten mal ausgesprochen, sodaß Sie hinfort nicht wieder in Gefahr kommen, sie wiederholen zu hören. Lassen Sie uns statt dessen zu dem Vorschlage übergehen, den Sie mir machen wollen."

„Das, was Sie über uns arme Edelleute äußerten, geehrte Frau", sagte Hermann, „hat mir beinahe den Muth benommen, damit herauszurücken, denn bei Ihrer Denkweise muß es für Sie stets etwas Peinliches sein, mit dem Adelstande angehörigen Personen in Berührung zu kommen."

„O, das ist mir ganz gleichgültig", antwortete die Amerikanerin. „Wenn das Schicksal mich mit Edelleuten zusammenführt, beurtheile ich sie, ganz wie andere Menschen, nach dem Werthe, den sie besitzen, ohne mich an etwas Weiteres zu halten. Ich bin keine phantastische Republikanerin, welche den Edelleuten als Menschen ihren Werth und ihren Verdienst abspricht. Verstehen Sie mich recht; es ist blos jener adeliche Esprit und sein Einfluß auf das Gemüth, was ich verabscheue. Sie, Herr Graf, sind sonach für mich schlicht und recht ein Gentleman, der mein Nachbar ist und ein Recht auf meine Achtung hat."

Jedes Wort Stephana's äußerte die Wirkung, daß es den empfindlichen Stolz in Hermann's Seele verwunden mußte. Er empfand einen unüberwindlichen Drang, sie seinerseits zu demüthigen, und gleichwol, als er den jetzt sanften, theilnehmenden und wunderbar schönen Augen der jungen Frau begegnete, erstarben ihm die stolzen Worte auf den Lippen. Er fühlte, daß er erröthete, als Stephana sagte: „Für mich sind

Sie schlicht und recht ein Gentleman, der mein Nachbar ist", und gleichwol sah er ein, daß er sich in ein lächerliches Licht gestellt hätte, wenn er mit einem einzigen Wort zu erkennen gegeben, daß er sich verletzt fühlte.

Deshalb mußte er das Gespräch fortsetzen und im Kampf mit seinem Stolze auch den Vorschlag aussprechen, den er bereits angedeutet.

„Es freut mich zu hören, daß Sie wenigstens Ihr Vorurtheil gegen den Adel nicht auch auf die Individuen erstrecken, besonders weil ich dann für meine Person möglicherweise das Unglück gehabt hätte, nicht Ihre Bekanntschaft zu machen", sagte er.

Stephana faßte die Ironie, die sowol in den Worten als in dem Tone lag, vollkommen auf, sah aber den Grafen ganz ruhig an, und er fuhr fort:

„Meine Absicht war nämlich, Sie zu fragen, geehrte Frau, ob Sie vielleicht geneigt wären, Akersnäs zu verpachten. Wäre dies der Fall, so wünsche ich Ihr Pachter zu werden."

Es wäre unmöglich, den Ausdruck in Blick und Stimme wiederzugeben, womit Hermann das Wort Pachter aussprach. Es lag gleichzeitig darin Stolz und Bitterkeit.

Stephana lächelte unwillkürlich, während sie antwortete:

„Es wäre mir außerordentlich lieb gewesen, Ihrem Wunsche, Herr Graf, in dieser Beziehung entgegenzukommen. Unglücklicherweise aber habe ich Akersnäs schon an Herrn Lange verpachtet, der hier eine mechanische Werkstätte anlegen will."

„Dann komme ich also zu spät."

„Ja, und ich beklage dies aufrichtig, denn ich kann mir recht wohl denken, Herr Graf, daß Sie auf Furuhof keine hinreichende Beschäftigung haben, und es muß für einen jungen kräftigen Mann im höchsten

Grade peinlich sein, nicht einen größern Wirkungskreis zu besitzen, besonders wenn er, wie man mir von Ihnen gesagt hat, ein ausgezeichneter Landwirth ist — etwas, was ich von mir selbst sagen zu können wünschte."

„Das ist wol ein Fach, welches mit dem Charakter oder Lebenszweck einer Dame nicht recht vereinbar ist.

„Da haben Sie vollkommen recht; wenn man aber wie ich sein eigener Herr sein muß, so wäre es mir sehr erwünscht, darin ein wenig zu Hause zu sein. Jetzt muß ich alles den Händen anderer überlassen, ohne zu verstehen, ob sie ihren Functionen gewachsen sind. Deshalb habe ich schon mehrfach daran gedacht, ob ich vielleicht jemand bekommen könnte, welcher das Ganze übernähme und den Inspector und Verwalter unter seiner Aufsicht hätte."

Stephana hatte mit der größten Gleichgültigkeit gesprochen; dabei aber die Augen auf den Grafen geheftet.

„Kann nicht Herr Lange ein solches Amt übernehmen?" fragte Hermann.

„Unmöglich", antwortete Stephana. „Jacobo versteht weder Landwirthschaft noch Hüttenwesen, und übrigens würde es auch seine Zeit nicht erlauben, weil diese größtentheils durch seine Werkstatt in Anspruch genommen werden wird. Was ihm dann noch übrig bleibt, braucht er um sein Wissen zu erweitern. Er würde sterben, wenn er nicht seine Wißbegierde und sein Streben nach Licht in allem, was zum Fortschritt der Menschheit führt, befriedigen könnte."

Nachdem Stephana dies gesagt, gab sie dem Gespräch eine andere Wendung.

Als der Graf am Abend nach Hause ritt, waren seine Gefühle in vollem Aufruhr. Der verletzte und gereizte Stolz ergoß sich in bittern Anklagen gegen die junge freisinnige Frau mit ihren „Pöbelideen", und

dennoch sah er jenes bezaubernde Antlitz mit seinem ernsten und intelligenten Ausdruck ihm entgegenblicken und seinen gereizten Stolz gleichsam zum Schweigen bringen, und dann kam das unbehagliche Gefühl, zu wissen, daß eine seiner Hoffnungen auf pecuniäre Unabhängigkeit gescheitert war.

Neunzehntes Kapitel.

Einige Zeit darauf, als die Gräfin sich ungewöhnlich munter und wohl fühlte, machte sie, die ein ganzes Jahr lang keinen Besuch bei den Nachbarn abgestattet, den Vorschlag, mit Helfrid eine Gegenvisite bei Frau Stephensen zu machen. Hermann traute kaum seinen Ohren, als seine Mutter diesen Entschluß aussprach, und sein Erstaunen darüber war so deutlich in seinem Gesicht zu lesen, daß die Gräfin sagte:

„Es überrascht dich, daß ich jetzt daran denke, Umgang mit einer fremden Person anzuknüpfen; aber siehst du, Hermann, ich habe meine Gründe dazu."

„Darf ich Mama bitten, mir dieselben zu sagen?"

„Eräthst du sie nicht selbst?"

„Nein, beste Mama."

„Das spricht gerade nicht zu Gunsten meines Erziehungssystems, Hermann", sagte die Gräfin lächelnd, „obschon ich, wie du wohl weißt, stets darauf bedacht gewesen bin, euch einzuschärfen, daß wir, die wir dem höhern Adel angehören und durch unsere Geburt über den andern Gesellschaftsklassen stehen, wol unsersgleichen ignoriren können, aber niemals Personen, die unter uns stehen. Gegen diese müssen wir bei jeder Gelegenheit uns artig zeigen und ihnen niemals eine Höf-

lichkeit schuldig bleiben. Gerade deshalb, weil wir mit den Bürgerlichen kein näheres, vertrauliches Verhältniß eingehen können, ist es unsere Pflicht, durch unser äußeres Verhalten zu beweisen, daß wir sie nicht gering schätzen, obschon die Achtung vor unserer Stellung und uns selbst uns jede andere Berührung mit ihnen als die der bloßen Höflichkeit verbietet. Ueberdies darfst du nicht vergessen, daß Frau Stephensen aus einer französischen Adelsfamilie stammt, welche aus politischen Gründen genöthigt gewesen ist, ihren edeln Namen gegen einen bürgerlichen zu vertauschen, in dessen Folge sich die Tochter mit einem Stephensen vermählte."

Hermann konnte nicht umhin, während seine Mutter dies sagte, sich der Worte Stephana's zu erinnern:

„Sie sind in meinen Augen schlicht und recht ein gewöhnlicher Gentleman, der mein Nachbar ist."

Er seufzte. Sein stolzes Blut kochte bei der Erinnerung an alles, was Stephana über den Adel gesagt hatte.

Und bei dieser Frau, die eine so tiefe Verachtung für die ganze Klasse hegte, welcher er angehörte, wollte seine Mutter einen herablassenden Besuch abstatten!

Es war die bitterste Ironie des Schicksals, zwei solche Wesen wie seine Mutter und Stephana zusammenzuführen.

Hermann hätte viel darum gegeben, wenn er den Besuch seiner Mutter bei der — wie er glaubte — durch ihre Reichthümer übermüthig gewordenen Besitzerin von Kungsborg hätte verhindern können. Er machte sich schon Vorwürfe darüber, daß er, Hermann Romarhjerta, von einer Bürgerlichen, einer Ausländerin, deren Charakter und Vergangenheit er nicht kannte, sich alle jene unverschämten Dinge über den Adel hatte sagen lassen, welche Stephana geäußert hatte. Seine Pflicht als Edelmann wäre eigentlich gewesen, sich zu entfernen und ihr

nicht zu erlauben, in seinem Beisein auf so schonungslose Weise herabzusetzen, was er gewohnt war zu verehren.

Inzwischen wollte er dem Entschluß seiner Mutter wenigstens einigermaßen entgegenzuwirken suchen; deshalb sagte er:

„Aber hast du auch bedacht, Mama, wie schmerzlich es dir sein wird, Kungsborg wiederzusehen, nachdem es nun in die Hände anderer übergegangen ist? Mit welchen Gefühlen wirst du die Schwelle überschreiten, die früher unser gehörte und jetzt das Eigenthum von Fremdlingen ist.“

„Ja, mein Sohn“, antwortete die Gräfin, „ich habe das alles reiflich überdacht, und vielleicht ist dies eben einer der Gründe, weshalb ich den Besuch so schnell beantworte. Außerdem könnte Frau Stephensen glauben, die Noth hätte uns gezwungen, Kungsborg zu verkaufen, und ich scheuete mich, dadurch niedergedrückt, dieses Zeugniß von der Macht und dem Reichthum unserer Ahnen wiederzusehen.“

Die Gräfin seufzte und setzte dann hinzu:

„Wenn dies auch wahr ist, so will ich doch nicht, daß sie es errathe. Im Gegentheil wünsche ich, durch meinen Besuch und während unsers Gesprächs die Veräußerung von Kungsborg so darzustellen, daß sie nicht als ein Opfer, oder eine Demüthigung betrachtet werden kann.“

Helfrid betrachtete Hermann mit einem eigenthümlichen wehmüthigen Blick, aber beide schwiegen.

Sie hatten nicht den Muth, durch ein einziges Wort ihre Mutter aus dem Wahne zu reißen, daß es ihr gelingen könne, durch ihre Darstellung Stephana in Bezug auf ihre wirklichen finanziellen Verhältnisse irre zu leiten.

Am Nachmittage fuhr die gräfliche Equipage vor.

Wenn man die schönen stattlichen Pferde mit ihrem

eleganten Geschirr, den modernen Wagen mit dem gräflichen Wappen am Schlage und den mit voller Livree herausstaffirten Kutscher sah, hätte man glauben sollen, die vornehme Familie lebe noch in den Tagen ihres Wohlstandes. Nachdem die Gräfin, Helfrid und Hermann in dem Wagen Platz genommen, stieg Fredrik mit auf den Kutschbock, damit auch nicht einmal der Lakai fehle.

Ohne alle Ahnung von der Ehre, die sie erwartete, hatten Stephana und Jacobo gleich nach Mittag einen Spazierritt nach Akersnäs gemacht und waren soeben erst wieder heimgekehrt, als Eklund sagen ließ, daß die Gräfin und der Graf Romarhjerta einen Besuch bei Frau Stephensen abzustatten wünschten.

Stephana hatte eben ihr Reitkleid gegen ein schwarzseidenes vertauscht, als die vornehmen Gäste angemeldet wurden. Nicht ohne Ueberraschung hörte sie die Gräfin nennen und Stephana's Augen funkelten, als sie einen Blick in den Spiegel warf, um sich zu überzeugen, daß ihr Gesicht nichts von dem verrieth, was sie fühlte.

„Ha, du stolzes Weib, welches dem Sohn mit ihrem Fluche drohte, wenn er wagte, Elin die Rechte einer Gattin zuzugestehen, nun bist du mein Gast!“

Stephana schwieg, drückte die Hand auf die Brust und setzte bei sich selbst mit einem beinahe kindlich frommen Ausdruck in ihrem Blick hinzu:

„Gott, Vater im Himmel, schütze mich vor mir selbst und allen den Gefühlen von Feindseligkeit, die mich so oft beherrschen! Als Christin will ich Elin rächen und dabei alles vergessen, was mich unversöhnlich und hart machen könnte.“

Mit diesen Gedanken trat sie in den Salon und begrüßte die Gräfin mit so einfacher ungesuchter Artigkeit, daß sie gleichzeitig als gebildete Weltdame und als das

vorurtheilsfreie, sich seines eigenes Werthes vollkommen bewußte Weib erschien. Nicht der Gräfin galt ihr ehrerbietiger Gruß, sondern der ältern Frau.

Hermann, der hinter seiner Mutter und Schwester stand, während Stephana sie begrüßte, wiederholte in Gedanken: „Sie sind in meinen Augen schlicht und recht ein gewöhnlicher Gentleman."

Jacobo und Jane waren ebenfalls im Salon und Stephana präsentirte sie mit folgenden Worten:

„Herr Lange, mein Verwandter; Mamsell Smith, meine Freundin."

Die Gräfin fand Jacobo's Aussehen ganz vortheilhaft, in ihrem Innern aber bemerkte sie, daß diese drei Menschen aus der Neuen Welt eine allzu große Einfachheit in ihrem Wesen besaßen. Man sah deutlich, daß ihre Artigkeit eine Umgangsgewohnheit war, aber niemals der Person galt.

So z. B. reichte Jacobo ganz einfach dem Grafen die Hand, ohne dabei etwas von jener verbindlichen Ergebenheit blicken zu lassen, welche wir Schweden stets den Personen beweisen, welche Graf oder Baron titulirt werden. Seine Verbeugung gegen die Gräfin und ihre Tochter war, wie die Gräfin sofort einsah, genau eine solche, womit er jede gebildete Dame begrüßt haben würde.

Gleichwol lief der Besuch zur Zufriedenheit der Gräfin ab.

Stephana hatte mit anscheinendem Interesse der ein wenig sonderbaren Erklärung zugehört, welche die Gräfin in Bezug auf den Grund gab, aus welchem Kungsborg verkauft worden u. s. w. Sie sagte, sie habe sich hier niemals gesund und wohl gefühlt und von jeher gewünscht, daß ihr Gemahl diesen alten Herrensitz verkaufen und statt desselben ein Besitzthum in einer andern Gegend Schwedens erwerben möchte.

Hermann hielt, während seine Mutter sprach, die

Augen auf Stephana geheftet und fixirte sie scharf, um zu sehen, welche Wirkung die etwas unglaubhaften Worte auf sie ausüben würden.

Stephana's Antlitz blieb aber unverändert, und nicht eine einzige Bewegung der Gesichtsmuskeln gab irgendeinen Eindruck zu erkennen. Blos als die Gräfin sagte, ihr Sohn habe ihren Bitten endlich nachgegeben und Kungsborg verkauft, um sich ein Besitzthun nach ihrem Geschmack zu kaufen, bemerkte Hermann, wie Stephana mit den Augenbrauen zuckte und gleichzeitig zu ihm aufschaute.

In Stephana's Augen lag etwas, was unverkennbar Misbilligung ausdrückte, aber sie sprach kein Wort, sondern, als die Gräfin schwieg, brachte sie das Gespräch auf etwas anderes und zog Jacobo mit in die Conversation, zum nicht geringen Verdruß für den Grafen, denn wenn Jacobo sprach, hörte man unwillkürlich zu.

Schon seine klangvolle melodische Stimme schlug so mächtig an, daß es ein Genuß war, sie dem Ohre schmeicheln zu lassen, und dann lag in seiner kenntnißreichen Conversation und in der warmen, einfachen Weise, womit er sich aussprach, der Grund, daß er mit seiner Ueberlegenheit gleichsam blendete und die Aufmerksamkeit ausschließlich auf seine Person lenkte. Selbst die Gräfin hörte ihm mit Interesse zu und ward mit in den magnetischen Kreis seiner intelligenten Ueberlegenheit hineingezogen.

Ohne daß man darauf Acht gab, war Jacobo ganz allein Herr des Gesprächs geworden und ein jedes fühlte, daß es der mächtige Geist war, den man bewunderte.

Man war auf den Magnetismus zu sprechen gekommen, und Jacobo beschrieb seine Besuche bei Deputé und Lafontaine in Paris und bei einem amerikanischen Magnetiseur. Er sprach sich mit der größten Unparteilichkeit aus und rechtfertigte auf klare faßliche Weise die Ueber-

zeugung der gelehrten Welt in Bezug auf diese noch unergründete Naturkraft.

Seine eigenen Gedanken ließ er ganz beiseite, als ob er der Meinung gewesen wäre, sie seien zu unbedeutend, um einen Platz in dem Gespräch zu finden.

Vom Magnetismus ging man zur Frage über die Odkraft und Reichenbach's Untersuchungen über. Auch jetzt waren Jacobo's Aeußerungen treffend und gesund.

Die Hauptursache, aus der man ihm mit so großem Vergnügen zuhörte, lag in seiner vollkommenen Unparteilichkeit und in seinem Freisein von aller Ueberspanntheit und Schwärmerei. Man hörte, daß ehe er eine Sache beurtheilte oder sich über dieselbe äußerte, er dieselbe dem kalten Endurtheil der ruhigen Vernunft unterworfen hatte, und dies hatte zur Folge, daß er jeder Sache ihren rechten Namen gab und jeden Gegenstand in seinem wahren Lichte sah, ohne sich durch das Gefühl oder die Phantasie irre leiten zu lassen.

Als die Familie Romarhjerta wieder nach Hause zurückfuhr, saßen alle drei ganz gedankenvoll im Wagen. Die Gräfin war vielleicht die einzige, welcher der Besuch Vergnügen gemacht hatte, aber selbst sie fühlte in sich etwas Unbefriedigtes, dem sie gleichwol weder Form noch Ausdruck zu geben vermochte.

Wenn sie Stephana's Benehmen genau ins Auge faßte, fand sie dasselbe verbindlich und achtungsvoll, aber dennoch vermißte die Gräfin in ihrem Benehmen das, was zu erkennen gibt, daß man sich durch die Ehre, welche einem widerfährt, geschmeichelt fühlt.

Helfrid dagegen kam sich vor, als ob sie unter dem Einfluß eines Schwindels oder Taumels stünde, so gingen ihre Gedanken und Gefühle im Kreise herum.

Das stolze Mädchen fühlte eine gewisse Demüthigung bei der Erinnerung an die Bemühungen der Mutter, ihre wirkliche finanzielle Lage zu verbergen und zu beschönigen.

Das Gespräch über Gegenstände, worin ihr Stephana so vollkommen heimisch erschien — alles war ihr neu, alles war ihr fremd und alles schien ihr zurufen zu wollen: „Du stehst mit all deiner Geburt dennoch unter diesen Menschen, von welchen du so lange geglaubt, daß sie unter dir stünden!"

Helfrid's reiner und wahrer Charakter fühlte sogleich in sich selbst und ohne alle Bitterkeit diese Ueberlegenheit, aber es schmerzte sie doch. Wenn sie an Jacobo's intelligente Schönheit und strahlendes Antlitz dachte, begriff sie vollkommen wohl, daß es nicht die regelmäßigen, von einem Glied aufs andere übergehenden regelmäßigen Gesichtszüge waren, was den Menschen schön macht, sondern die Seele, welche daraus leuchtet. Es schmerzte sie, daß sie mit ihrer stolzen Geburt nicht auch eine überlegene Bildung vereinigen konnte. Sie meinte, daß ein umfassendes Wissen zu den Eigenschaften gehöre, welche der Adel ganz besonders besitzen, und daß er in dieser Beziehung ebenso wie hinsichtlich der Geburt den Bürgerstand überragen müsse.

Hermann's Gemüthszustand war ein wirklich peinlicher. Sein ganzes Innere ward von einem alles andere absorbirenden Gefühl — dem verwundeten und gedemüthigten Stolze — beherrscht.

Er fühlte wie Stephana's Geringschätzung gegen den Menschenwerth des Adels durch die Worte seiner Mutter neue Nahrung gewinnen mußte, und er erröthete in seinem Innern über das lächerliche Gepräge von Armuth und Stolz, welches dadurch dem Namen Romarhjerta aufgedrückt ward.

Er stellte sich vor, daß Stephana und Jacobo, sobald ihre Gäste fort waren, recht herzlich über die Gräfin gelacht haben müßten. Bei diesem Gedanken brannte sein stolzes Blut wie Feuer in den Adern, und gleichwol war seine Liebe zu seiner Mutter so groß gewesen, daß er aus Furcht, sie werde die Demüthigung ihrer ver=

änderten pecuniären Stellung allzu schwer empfinden, wenn sie ihr nicht die Farbe geben könnte, die sie selbst wollte, ihrer Prahlerei nicht mit einem einzigen Worte Einhalt zu thun versuchte.

Zu diesem allen kam das Bewußtsein, daß er Jacobo in so vielen Beziehungen nachstand. Er wußte, daß er vor dem amerikanischen Emporkömmling keinen andern Vorzug hatte als seine „Ahnen", über welche Stephana sich so unvortheilhaft geäußert, und Hermann empfand ein an Haß streifendes Gefühl gegen diese Menschen, welche von der ersten Berührung an, die er mit ihnen gehabt, ihn gedemüthigt hatten.

Es war, als ob sein Hochmuth und Stolz sein Inneres in eine einzige unermeßliche Wunde verwandelt hätte, deren Schmerz durch jeden andern Eindruck noch gesteigert ward.

Armer Hermann! Du standest noch auf der ersten Stufe der Leiter, welche dich von dem hohen Standpunkte, auf welchen du bisher dich und die Klasse, der du angehörtest, gestellt hattest, hinabführen sollte.

Zwanzigstes Kapitel.

Einige Wochen vergingen unter Thätigkeit und vortheilhafter Ueberlegung für die Bewohner von Kungsborg, aber unter schweigender Verstimmtheit derer von Furuhof.

Die Gräfin betrauerte im stillen die unbemerkte Stellung, welche sie infolge ihres Misgeschickes jetzt einnahm; sie betrauerte den erloschenen Glanz des Namens Romarhjerta und grämte sich über ihre Kinder und sich selbst, aber ohne daß ein einziges Wort in dieser Beziehung über ihre Lippen kam.

Helfrid ahnte den Gram der Mutter; sie las ihn in ihrem Antlitz, und eine drückende Schwere legte sich auf das Herz des jungen Mädchens.

Hierzu kam, daß Hermann ganz verändert war. Stumm und verschlossen wich er jedem vertraulichen Gespräch mit der Schwester aus und überließ sich düsterm Hinbrüten.

Helfrid sah dies alles, aber ohne dem Leiden des einen oder des andern dieser Wesen, welche ihre ganze Welt ausmachten, Abhülfe schaffen zu können, und selbst sie ward verschlossen und versank in stumme Schwermuth.

Eines Morgens, in der dritten Woche nach ihrem Besuch in Kungsborg, erhielt Hermann folgendes Billet:

„Herr Graf! Im Fall der Weg nach Kungsborg Ihnen nicht zu lang vorkommt, so machen Sie heute Nachmittag einen Ritt hierher. Ich wünschte die Ehre zu haben, in einer gewissen Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen.

Mit Achtung

Stephana Stephensen."

Er schleuderte das Billet weit vor sich hin auf den Tisch und murmelte:

„Sie und ich, wir haben keine Angelegenheiten zu besprechen."

Zugleich nahm er einen Bogen Briefpapier zur Hand, tauchte die Feder ein und wollte eine Antwort schreiben. Bei dem ersten Wort aber warf er die Feder wieder fort, wendete sich zu Fredrik, der seine Antwort erwartete, und sagte:

„Laß melden, daß ich kommen würde."

Fredrik ging und Hermann begann in sichtlich aufgeregter und misvergnügter Gemüthsstimmung in der Bibliothek auf und ab zu schreiten, während er murmelte:

„Welche neue Demüthigung wird dieses verhaßte Weib mir jetzt bereiten? Es war unrecht von mir, daß ich nicht meinem ersten Gefühle folgte. Ich hätte ihr schreiben sollen, daß ich nicht die Ehre haben könnte, mich bei ihr einzufinden. Warum laß ich mich von ihr beherrschen, während ich doch den tiefsten Widerwillen gegen sie empfinde? — Wir werden sehen, ob ich nicht meinen Besuch bei ihr heute ebenso bereuen werde, wie ich jedesmal gethan, wenn ich bei ihr gewesen bin. Es ist als ob ein widriges Schicksal sie mir in den Weg geschickt hätte, um meine jetzige Lage recht unerträglich zu machen."

Stephana empfing den Grafen im Pavillon.

Sie begrüßte ihn mit so herzlichem Willkommen und reichte ihm mit so bezaubernder Freundlichkeit die Hand, daß Hermann's Unmuth beinahe augenblicklich verschwand.

Noch niemals glaubte er sie schöner und reizender gesehen zu haben, noch niemals war sie so vollkommen ein liebenswürdiges Weib gewesen und nichts andres. Jede Spur von der stolzen Würde, welche sonst bei Stephana durchleuchtete, war heute verschwunden, und als er sie näher betrachtete, kam es ihm vor, als ob er Spuren von Thränen auf ihrem Antlitz wahrnähme, aber er konnte nicht sagen, warum es ihm so schien.

„Ich habe Sie heute um eine Unterredung ersucht, Herr Graf", begann sie, „und zwar in einer Sache, die mich in große Verlegenheit setzt. Als der Bote mit der Antwort zurückkam, daß Sie meinen Wunsch erfüllen würden, bereuete ich beinahe, denselben ausgesprochen zu haben."

„Und warum?" fragte Hermann. „Wenn es etwas ist, womit ich Ihnen dienen kann, so seien Sie überzeugt, daß ich mit Vergnügen alles thun werde, was ich kann."

„O, Herr Graf, es ist ein großer Dienst, den ich von Ihnen zu begehren beabsichtige und wegen dessen ich mich lieber an jeden andern wenden möchte als an Sie."

„Dann haben Sie also einen sehr geringen Begriff von meiner Ritterlichkeit."

„Durchaus nicht, aber ich fürchte Ihre Vorurtheile."

„Dann trauen Sie mir also dergleichen sehr viele zu, nicht wahr?"

„Ja, sehr viele", antwortete Stephana und schwieg einen Augenblick.

Der Graf betrachtete sie und dachte bei sich selbst:

„Das war albern von mir und von der Art, daß

es nur in dem eingebildeten Gehirn eines Edelmanns entstehen konnte."

„Ehe ich auf das komme, was ich mir von Ihnen zu erbitten beabsichtige, Herr Graf, erlauben Sie mir wol einen Vorschlag zu machen", sagte Stephana plötzlich.

„Und dieser wäre?"

„Daß Sie mir erlauben, während unserer Unterredung ganz zu vergessen, daß Sie Graf sind."

Hermann wechselte die Farbe.

Stephana reichte ihm die Hand mit einem so verbindlichen und sanften Ausdruck des Blickes, daß er sich dadurch beinahe gerührt fühlte und jeder Eindruck von Misvergnügen, beleidigtem Stolz und Unwillen verschwand.

Er ergriff die dargebotene Hand und antwortete:

„Vor Ihnen, geehrte Frau, bin ich, wie Sie selbst äußerten, Gentleman und nichts weiter."

„Ich danke Ihnen", entgegnete Stephana. „Und versprechen Sie mir auch, das, was ich sage, nicht dem Endurtheil des Grafen zu unterbreiten, sondern es nur vom Gesichtspunkt der Vernunft ins Auge zu fassen?"

„Ich verspreche es", antwortete Hermann.

„Nun dann kann ich ruhig sprechen und brauche nicht zu fürchten, Vorurtheile zu verletzen, die ich selbst niemals habe begreifen können."

Stephana machte eine Pause, hob aber sogleich wieder an:

„Sie sprachen vor einiger Zeit den Wunsch aus, Akersnäs zu pachten. War dies Ihr Ernst?"

„Ja wohl, mein vollkommener Ernst."

„Warum wünschten Sie es denn?" fragte Stephana und setzte, als sie Hermann die Stirn runzeln sah, lächelnd hinzu: „Ich glaube, daß der während unsers Gesprächs verabschiedete Graf sich dann und wann als Gespenst zeigt. Wir waren ja übereingekommen, ihn gänzlich zu vergessen."

„Aber, geehrte Frau, Sie thaten jetzt eine Frage, welche —"

„Nicht zartfühlend war, wollen Sie sagen. Es ist möglich, daß Sie hier in Schweden die Sache so beurtheilen, in Amerika aber würde jeder beliebige Gentleman diese Frage ohne den geringsten Zwang beantwortet haben, ohne etwas Verletzendes darin zu sehen. Lassen Sie uns ein Stündchen wie die Kinder zweier Republiken miteinander sprechen."

Wieder lächelte sie ihn so sanft und herzlich an, daß sein Stolz entwaffnet ward.

Halb lächelnd antwortete Hermann:

„Das kann wohl geschehen, geehrte Frau. Ich wünschte Akersnäs zu pachten, um mir eine Existenz zu schaffen und durch ein thätiges Leben zu versuchen, ob ich das finanzielle Gebäude wieder aufrichten kann, welches zusammengebrochen ist und in seinem Sturze mich beinahe begraben hätte."

Hermann hatte mit vollkommen ruhiger Stimme gesprochen. An der bleichen Stirn aber sah man es ihm gleichwol an, daß dieses Geständniß ihm schwer ankam.

In Stephana's Augen leuchtete ein Ausdruck von Genugthuung.

„Ich danke Ihnen, Graf Romarhjerta, für diese offene Erklärung", sagte sie. „Sie haben mir dadurch ein Gefühl wirklicher Achtung eingeflößt."

„Trotzdem, daß ich Edelmann bin?"

„Für den Augenblick sind Sie dies nicht — wir haben ja den Grafen verbannt", antwortete Stephana scherzend; „aber", setzte sie ernst hinzu, „meine Achtung haben Sie auf alle Fälle. Und da Sie mir nun gesagt haben, was ich allerdings schon vorher wußte, so habe ich Ihnen einen Vorschlag zu machen. Ich wünschte nämlich für Kungsborg, dieses beinahe unermeßlich große Besitzthum, einen Hausherrn zu haben — das heißt einen Mann, der alle Functionen und die gewissenhafte

Wachsamkeit eines Hausherrn auf sich nähme und dafür den Ertrag des Besitzthums nach einem gewissen Procentsatz mit mir theilte. Wohlan, sind Sie geneigt, ein solcher Geschäftscompagnon von mir zu werden?"

Stephana hatte ihre Augen fest auf Hermann geheftet, und obschon er sein Aeußerstes aufbot, um sich zu beherrschen, so war es ihm doch nicht möglich zu verhindern, daß seine Augen zornige Blitze schossen und er unwillkürlich den Kopf emporwarf.

Was sie ihm, dem letzten Romarhjerta, anbot, war auch in der That nichts mehr und nichts weniger, als ihr erster Diener — eine Art Verwalter auf den Gütern seines Vaters — zu werden.

Einen Augenblick lang wallte ihm das Blut siedendheiß durch die Adern.

Stephana ließ ihm nicht Zeit zu antworten, vielleicht weil sie ahnte, daß er in dem ersten unüberlegten Ausbruch seines Stolzes die Hülfe, die sie ihm jetzt bot, von sich stoßen würde.

„Bemerken Sie wohl", hob sie wieder an, „es ist ein förmliches Compagniegeschäft, welches ich Ihnen vorschlage und wobei keins von uns von dem andern abhängig ist. Ich als Frau kann in dem Landwirthschafts- und Hüttenwesen nicht die Einsicht haben, welche nothwendig ist, um den Betrieb richtig zu leiten und die Aufsicht über Verwalter, Inspector und die übrigen Untergebenen zu führen. Sie dagegen wünschen sich einen Wirkungskreis, wo Sie unabhängig sein und sich dennoch pecuniäre Vortheile verschaffen können. Aus diesem Grunde schlage ich Ihnen vor, die Verwaltung aller meiner Geschäftsangelegenheiten zu übernehmen. Ich verlange nicht, daß Sie jetzt augenblicklich einen Entschluß fassen sollen. Nein, solche Sachen wollen überlegt sein, aber ich bitte Sie, darüber nachzudenken. Wie abstoßend Sie jetzt auch meinen Vorschlag finden mögen, so werden Sie doch vielleicht bei näherer und ruhigerer Prüfung

die Sache von einem andern Gesichtspunkt betrachten lernen. Eins aber bitte ich Sie schon jetzt zu glauben, nämlich, daß ich nur einem wirklichen Gentleman, auf dessen Ehre ich ein unbegrenztes Vertrauen setze, den Vorschlag machen könnte, mein Haupt zu werden, das heißt seiner Redlichkeit und Ehre mein ganzes Wohlergehen anzuvertrauen. Nicht wahr, Graf, Sie werden sich meinen Vorschlag überlegen?"

Wieder reichte sie ihm die Hand mit einem so freundschaftlichen Ausdruck in Stimme und Blick, daß sie wirklich unwiderstehlich ward.

„In einigen Tagen sollen Sie meine Antwort hören, geehrte Frau", sagte Hermann, indem er ihre Hand an seine Lippen drückte. „Glauben Sie mir, ich sehe jetzt das Edelmüthige, was in Ihrem Anerbieten liegt, vollkommen ein. Es ist der arme Edelmann, dem Sie auf zartfühlende Weise dienen wollen."

„Aber das würde ja bei mir ein persönliches Interesse an Ihnen voraussetzen und —"

„Und ein solches hegen Sie nicht."

„O ja, ich hege es, aber kein größeres als gegen jeden gebildeten Mann, dem ich auf meinem Lebenswege begegne. Es liegt durchaus nichts Edelmüthiges in meinem Vorschlag, sondern er gründet sich im Gegentheile auf reinen Egoismus. Ich brauche jetzt Hülfe und man sagt mir, daß Graf Romarhjerta ein Mann von dem strengsten Ehrgefühl, daß er zugleich ein unterrichteter, erfahrener Landwirth und mit allen Angelegenheiten, die bei Bewirthschaftung eines so großen Besitzthums in Frage kommen, vollständig vertraut ist. Was ist da wol natürlicher, als daß ich, eine echte Amerikanerin und gewohnt, Gewinn und Verlust zu berechnen, dem Grafen Romarhjerta den Vorschlag mache, mit mir ein Compagniegeschäft zu gründen?"

„Aber dazu würde gehören, daß ich durch eine Einlage das Betriebskapital vermehrte. Wie kann ich, der

ich keinen Schilling im Vermögen habe, Compagnon eines Geschäfts werden?"

„Ach, Herr Graf, Sie verstehen sich auf die Geschäfte weniger als ich. Sie besitzen ja das Kapital Ihrer Einsichten und davon ziehen Sie eine gewisse Rente! Ohne die Einlage dieses Kapitals von Ihrer Seite würde der Ertrag meines Geldes ein so bedeutend geringer sein, daß Sie stets annehmen können, eine nicht unbedeutende Summe mit ins Geschäft gegeben zu haben. Wir wollen indessen jetzt nicht weiter hierüber sprechen. Bedenken Sie immer eins, nämlich, daß wir Amerikaner durchaus keine großen Freunde von Aufopferungen sind, sondern stets von unserm eigenen Interesse geleitet werden. Wir sind Egoisten."

Es wäre unmöglich den Ton wiederzugeben, womit sie das Wort „Egoisten" aussprach. Es lag ein eigenthümlich schmeichelnder Ausdruck darin.

Ohne daß Hermann Zeit hatte, etwas Weiteres über den Gegenstand zu sagen, zeigte sie auf ein an der Wand hängendes Gemälde, welches eine junge italienische Bäuerin vorstellte, die auf dem Kopfe einen großen Fruchtkorb und auf dem linken Arme ein schlafendes Kind trug. Man sah, daß die doppelte Bürde schwer und daß die Kräfte der Bäuerin erschöpft waren, in dem Blick aber, den sie auf das schlafende Kind geheftet hielt, lag eine ganze Welt von Liebe, welche sie die eigene Ermüdung vergessen zu machen schien.

„Wie gefällt Ihnen dieses Bild?" fragte Stephana.

Hermann stand auf und ging hin, um es näher zu betrachten.

„Es ist schön", antwortete er. „Einen solchen Ausdruck von Wahrheit kann nur das Antlitz einer Mutter haben."

„Oder das eines Weibes, welches liebt", flüsterte Stephana.

Hermann fühlte sein Herz bei dem beinahe glühenden

Ausdruck in der flüsternden Stimme schneller schlagen und drehte sich schnell herum.

Stephana war ebenfalls aufgestanden und stand, die Augen auf das Gemälde heftend, hinter ihm. Die halbgeöffneten Lippen zitterten bemerkbar und in dem Blick lag eine ganze Welt von Gefühlen.

„Sie glauben also, daß es eine Liebe gibt, die ebenso mächtig und stark ist wie die einer Mutter?"

„Ja, nämlich die, welche ein Weib empfindet, wenn sie zum ersten mal liebt. «Das Kind kann seine Mutter, die Mutter ihr Kind vergessen, aber niemals vergißt das Weib den Mann, dem sie ihre erste Liebe schenkte», sagt ein berühmter Schriftsteller, und er hat recht."

Stephana's Wangen wurden von einer warmen Röthe übergossen.

Hermann betrachtete sie schweigend und glaubte dabei sein eigenes Herz schlagen zu hören.

Es entstand eine Pause und dann wendete Stephana sich wieder zu Hermann mit den Worten:

„Wissen Sie, wer dieses Bild gemalt hat?"

„Nein."

„Jacobo Lange."

„Ah! — Aber Herr Lange ist ja Mechaniker."

„Von Profession ja, er trägt aber auch ein poetisches Element in sich, und dies da ist ein Erzeugniß desselben. In Amerika erniedrigt sich der Künstler durchaus nicht, wenn er zugleich ein praktisch tüchtiger Mann ist. Im Gegentheil, je vielseitiger ein Mensch ist, desto höhere Achtung genießt er.

Eine halbe Stunde später ritt der Graf nach Hause.

Gegen Abend kam Jacobo von Akersnäs zurück. Er suchte Stephana und traf sie im Pavillon.

„Nun, wie nahm der Graf den Vorschlag auf?" fragte er.

„Das weiß ich selbst nicht recht“, antwortete Stephana mit mattem Lächeln. „Der erste Eindruck war natürlich beleidigter Stolz, der zweite eine Bewegung von — Gott weiß was.“

„Von Erkenntlichkeit?“ fragte Jacobo und sah Stephana lächelnd an, während er mit den Fransen ihres Aermels spielte.

„O nein, es war eine Bewegung, durch welche er zuzugeben schien, daß ich es gut meinte. Dennoch aber fürchte ich, daß der ganze Vorschlag an seinem Stolze scheitern wird.“

„Elin sollte ja an ihn schreiben und ihn zu überreden suchen, ihr Vermögen dem ihm gesetzlich zustehenden Rechte gemäß in Besitz zu nehmen“, sagte Jacobo.

„Ganz recht“, antwortete Stephana, „und heute Abend muß er meiner Berechnung gemäß ihren Brief erhalten. Deshalb habe ich ihm eben heute meinen Vorschlag gemacht. Ich weiß, daß seine finanziellen Aussichten sehr düster sind. Jetzt bieten sich, um sie aufzuhellen, ihm zwei Wege dar: Meine Achtung für ihn wird ausschließlich von der Wahl abhängen, die er nun trifft. Nimmt er nach Verlauf von zehn Jahren das Anerbieten einer verstoßenen und verachteten Gattin an, um einen pecuniären Vortheil zu ziehen, so ist er ganz gewiß ein Mann ohne Ehre und Würde, und es ist dann jede weitere Berührung zwischen ihm und mir zu Ende. Elin mag dann allein über die Zukunft entscheiden. Gibt er dagegen meinem Anerbieten den Vorzug, dann ist er ein Mann, der lieber mit Ehren für seine Existenz arbeiten als dieselbe von einer Frau annehmen will, die er nicht für würdig hält, seine Gattin zu sein. Durch eine solche Handlungsweise macht er viel wieder gut, was sein Stolz verbrochen hat.“

„Aber wenn er nun beide Anerbietungen ausschlägt?“

„Nun dann bleibt er seinem stolzen Charakter treu

und erniedrigt ihn wenigstens nicht durch gemeinen Eigennutz", antwortete Stephana, stützte das Haupt mit einer Geberde der Ermüdung an die Rücklehne ihres Armsessels und sah bekümmert vor sich hin.

„Weißt du noch, Stephana", fragte Jacobo, „daß du mir einmal die seltsame Fähigkeit zugestandest, deine Gedanken lesen und deine Gefühle errathen zu können?"

„O, dessen entsinne ich mich sehr wohl", entgegnete Stephana; „aber" — hier erröthete sie — „du hast doch nicht jetzt die Absicht, in meiner Seele zu lesen und zu dolmetschen, was darin vorgeht?"

„Das wäre eine überflüssige Mühe", sagte Jacobo. „Ich will blos die Warnung aussprechen: Nimm dich in Acht und spiele nicht mit einem Feuer, welches brennen kann."

Stephana betrachtete Jacobo mit beinahe kaltem Blicke.

„Ach, Stephana, was kann es nützen, hinter diesem kalten Blicke die Wahrheit verbergen zu wollen? Glaubst du wirklich, daß ich dadurch getäuscht oder irre geleitet werden könnte?"

„Jacobo, was willst du sagen?"

„Daß du, Stephana, die vor einigen Jahren sagte: «Die Liebe ist für mich ein fremdes Element und muß es stets bleiben» — jetzt Gefahr läufst —"

„Bekanntschaft damit zu machen, willst du sagen", entgegnete Stephana, indem sie ihre Hand auf Jacobo's Schulter legte. „Und Hermann Romarhjerta sollte der sein, welcher dieses Element in mir erwecken könnte? Nein, Jacobo, dreimal Nein! Zwischen ihm und mir liegt ein ganzer Abgrund von Leiden. Es wäre eine Schmach, wenn ich diesen Mann lieben könnte!"

Jacobo betrachtete sie schweigend und mit einem eigenthümlichen Ausdruck des Kummers. Dann hob er wieder an:

„Hat Elin die Absicht, nach Schweden zu kommen?"

„Ja, nächsten Sommer. Aber sag' mir, Jacobo, was hast du gegen Elin?"

„Daß sie nicht wahr ist. Bei ihr ist alles Spiel. Sie ist eine ausgezeichnete Schauspielerin und auf der Bühne würde ich sie bewundert haben, im wirklichen Leben aber ist sie meine Plage. Ich liebe die Wahrheit, und was nicht wahr ist, das ist mir zuwider. Wenn ich einmal gesehen habe, daß ein Mensch heuchelt, so glaube ich, daß er es in allem thut, und diese Elin habe ich mit einer merkwürdigen Leichtigkeit alle möglichen Rollen spielen sehen."

Stephana zeigte eine nachdenkliche Miene.

„In gewissem Grade hast du recht", sagte sie nach einer kurzen Pause. „Sie ist in der That fähig, jede beliebige Rolle zu spielen; bedenke aber wohl, daß die Umstände sie zu dem gemacht haben, was sie ist. Ich, die ich Elin schon so lange kenne, weiß, daß der Grund ihres Herzens gut ist, obschon Verachtung und Leiden sie zu einem Kinde der Thorheit gemacht haben. Die Menschen haben mit ihr gespielt und nun spielt sie ihrerseits mit ihnen."

„Es ist möglich, daß ich zu streng urtheile, und sie ist vielleicht besser, als ich glaube", sagte Jacobo.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Eine ganze Woche verging, ohne daß Stephana etwas von dem Grafen Hermann hörte. Sie begann schon es als entschieden zu betrachten, daß er auf Elin's Vorschlag, ihr Vermögen zu verwalten und darüber zu disponiren, eingegangen sei.

In dieser Vermuthung ward Stephana noch mehr bestärkt, als sie hörte, daß Graf Hermann verreist sei.

An einem Sonnabend abends, etwas über acht Tage, seitdem der Graf in Kungsborg gewesen, war Stephana in das obere Stockwerk hinaufgegangen. Jacobo war in Geschäftsangelegenheiten nach der Hauptstadt gereist, und Jane mit der gewöhnlichen Sonnabendaustheilung von Brot und dergleichen unter die Armen beschäftigt.

Gedankenvoll durchwanderte Stephana die Räume, wo die altmodischen Möbel noch unberührt standen, denn die eine Hälfte der Prachtetage ward jetzt restaurirt.

Auf dem Rückwege blieb sie in der Gemäldegalerie stehen, welche eine Menge ausgezeichnet schöner und werthvoller Kunstwerke enthielt.

Stephana's Blicke hafteten jedoch auf keinem derselben, sondern sie blieb vor dem einzigen Porträt stehen, welches noch da war, nämlich dem Bildniß der Gräfin Romarhjerta, des bretonischen Fischermädchens. Die Arme über

der Brust gekreuzt und den Kopf zurückgeworfen, betrachtete Stephana das Bild dieser schönen und wahrscheinlich unglücklichen Frau, die von der stolzen Familie verstoßen worden.

Wie lange sie so stand, wußte sie nicht, denn dieser einzige Gedanke hatte alle andern verdrängt.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie hier so auf eigene Faust aufgesucht habe, geehrte Frau“, sagte eine wohlbekannte Stimme ganz plötzlich hinter Stephana.

Sie erschrak und drehte sich schnell herum.

Es war Graf Hermann, der neben ihr stand; in dem Augenblick aber, wo Stephana ihr Gesicht nach ihm herumkehrte, haftete sein Blick ganz überrascht darauf, denn dieses gewöhnlich so ruhige, beinahe strenge Antlitz war jetzt von Thränen benetzt — ein Anblick, welcher Hermann unwillkürlich zwang, die Augen von ihr auf das Gemälde zu wenden, welches sie betrachtete, und zu seinem Erstaunen erkannte er das Porträt Gunilla's.

Bei der Geberde der Verwunderung, die er machte, hatte Stephana sich vollkommen wieder gefaßt, und indem sie mit einer hastigen Bewegung sich die Thränen von den Wangen trocknete, sagte sie:

„Willkommen, Graf! Ich begann schon zu glauben, daß Sie sich vorgenommen hätten, Kungsborg nicht mehr zu besuchen.“

„Eine solche Vernachlässigung dessen, was die Artigkeit verlangt, würde ich mir niemals zu Schulden kommen lassen“, antwortete Hermann.

Sie standen jetzt nebeneinander, dem Bildniß der Gräfin Gunilla gerade gegenüber.

„Welches Interesse hat dieses Gemälde für Sie, geehrte Frau? Weshalb haben Sie gewünscht es zu behalten?“ fragte Hermann.

„Weil sie verstoßen war“, sagte Stephana ernst, beinahe bekümmert.

„Kennen Sie ihre Geschichte?“

„Nein.“

„Und dennoch kann der Anblick dieses Bildes Ihnen Thränen in die Augen locken?“

„Eine innere Stimme sagt mir, daß sie unglücklich war. Ich habe, während ich sie betrachtete, in meinem Innern die ganze Qual von Demüthigung, unerwiderter Liebe, Vernachlässigung und unverdienter Verachtung durchlebt, wovon diese arme Frau auf ihrem ganzen Lebenswege begleitet worden ist. Herr Graf, sie hat sicherlich viel gelitten, und wie ungerecht war es, sie aus widersinnigem Stolze zu allen diesen Leiden blos deshalb zu verurtheilen, weil sie nicht von Adel war! Arme Frau, einsam und verlassen!“ setzte sie flüsternd hinzu.

Hermann schwieg. Eine peinliche Erinnerung klagte ihn in diesem Augenblick an, selbst nicht edelmüthiger gehandelt zu haben als der Ahn, welcher die Liebe durch den Stolz ertödten ließ.

„Es ist eigenthümlich“, hob Stephana wieder an, „daß wir uns bei dem Anblick eines Bildnisses in das Leben und Leiden der betreffenden Person versetzen und unser Herz von demselben Schmerze bluten fühlen können, der einmal die Brust der Person erfüllt hat, deren Bild wir sehen.“

„Aber gleichwol“, entgegnete Hermann, „geschieht es nur selten, daß wir uns in andere Leiden hineindenken können, außer in solche, die wir selbst erfahren. Wie könnten Sie, geehrte Frau, zum Beispiel die verstehen, welche möglicherweise einmal diese Brust erfüllten?“

„O sehr leicht — der Verstoßene versteht am besten den, welcher verstoßen worden.“

Stephana sprach diese Worte in so ergreifendem Tone, daß Hermann unwillkürlich schauderte. Es entstand eine Pause, dann sagte Stephana mit gleichgültigem Lächeln:

„Wenn es Ihnen beliebt, Herr Graf, so wollen wir

hinuntergehen in den Salon. Ich vermuthe, daß Sie kommen, um mir eine abschlägige Antwort zu geben."

„Woraus schließen Sie dies?" fragte der Graf.

„Es fiel mir ein, als —"

Stephana schwieg, und sie verließen die Galerie.

„Bei welcher Gelegenheit?"

„Als ich das Bildniß der verstoßenen Gräfin Gunilla betrachtete", sagte Stephana. „Es erinnerte mich an alles, was man mir von Ihrem Familienstolze gesagt, und ich bereuete fast einen Vorschlag, von dem Sie sicherlich glauben, es liege eine Demüthigung darin. Gleichwol —"

Stephana heftete einen ruhigen, ernsten Blick auf Hermann.

„Fahren Sie fort, wenn ich bitten darf", sagte der Graf.

„Gleichwol kann ich Ihnen heilig versichern, daß ich lieber mich jeder Demüthigung unterwerfen, als durch meine Worte einen Menschen verwunden wollte."

„Davon bin ich vollkommen überzeugt", entgegnete Hermann. „Von Ihnen kann ganz bestimmt nur etwas Gutes ausgehen."

Sie waren jetzt in den Salon eingetreten.

„Ich bin hier", hob der Graf wieder an, „um, wenn es Ihnen recht ist, wieder auf den Vorschlag zurückkommen, den Sie mir kürzlich machten. Ich nehme denselben an."

Stephana blickte zu ihm auf und über ihr ganzes Antlitz breitete sich ein Schimmer freudiger Ueberraschung, aber sie sagte blos:

„Ich danke, Graf Romarhjerta!"

Dann reichte sie ihm die Hand, welche er eine Secunde lang in der seinigen hielt und dann rasch an seine Lippen führte.

Es entstand ein augenblickliches Schweigen. Stephana unterbrach es endlich dadurch, daß sie von Geschäften zu

sprechen anfing. Der Graf sollte den nächstfolgenden Tag wiederkommen, wo sie dann beiderseitige Contracte u. s. w. aufsetzen und unterschreiben wollten.

Der Graf blieb, bis es Abend war. Stephana und er sprachen darüber, welche Zimmer er bewohnen sollte, und über eine ganze Menge gleichgültige Dinge. Noch niemals hatte Hermann sich in Stephana's Gesellschaft so wohl gefühlt wie jetzt.

Als er endlich Abschied nahm, fragte Stephana:

„Haben Sie den Entschluß, den Sie gefaßt, Herr Graf, schon Ihrer Familie mitgetheilt?“

„Noch nicht“, antwortete Hermann. „Ich wollte Ihnen erst meine Antwort und mein Wort darauf geben, daß ich das Amt, welches Sie mir übertragen wollen, annehme.“

„Das Amt?“

„Ja, geehrte Frau. Obschon Sie ihm einen andern Namen geben wollen, so ist es gleichwol ein Amt oder vielmehr ein Dienst bei Ihnen, den Sie mir anbieten und den ich mir vorgenommen habe, nicht blos anzunehmen, sondern auch auszufüllen wie ein — Edelmann, hätte ich beinahe gesagt, aber eine solche Versicherung würden Sie nicht annehmen, deshalb sage ich — wie ein Gentleman.“

„Mit diesem Ihren Worte bin ich vollkommen zufrieden.“

Stephana reichte, indem sie dies sagte, ihm die Hand zum Abschied und im nächsten Augenblick galopirte das Pferd mit dem jungen Grafen davon.

Am nächstfolgenden Morgen sehen wir Helfrid und Hermann unter den Bäumen in dem großen Fichtenwalde sitzen.

Der junge Graf war soeben mit seiner Mittheilung

zu Ende und dieselbe hatte auf Helfrid's reinen Zügen eine Wolke zurückgelassen.

Als Hermann schwieg, sagte die Schwester:

„Nun, du hast wol das Anerbieten zurückgewiesen?"

„Ja, ich hab' ihr geschrieben, daß wir niemals ein Ehepaar gewesen sind und niemals eins sein werden, sondern daß sie blos von mir das Recht erhalten, meinen Namen zu tragen, weshalb es mir unmöglich sei, die Vortheile ihres Vermögens zu genießen."

„Ich habe dein Verfahren gegen Elin niemals gebilligt und werde es niemals billigen", antwortete Helfried; „gleichwol aber billige ich vollkommen, daß du, da du ihr nicht die Rechte einer Gattin einräumen gekonnt, auch nichts von ihrem Vermögen annimmst. Es wäre ein wirklicher Diebstahl. — Das ebenso kränkende Anerbieten der Frau Stephensen hast du wol auch abgeschlagen?"

„Nein, dieses habe ich angenommen", antwortete der Graf in bestimmtem Tone.

Helfrid zuckte zusammen.

„Hermann, du scherzest wol?" rief sie.

„Sehe ich aus, als ob ich scherzte?"

„Du, ein Graf, wolltest der erste Diener einer Frau Stephensen werden!"

„Ja! Und ich werde es, ohne mich dadurch gedemüthigt zu fühlen. Sie hat mir den Vorschlag mit so vielem Zartgefühl und auf so edle Weise gemacht, daß ich mich durch das Vertrauen, welches sie auf meine Ehre setzt, geschmeichelt fühle."

Helfrid stierte ihren Bruder an, als ob sie das, was er sagte, nicht recht fassen könnte.

„Helfrid", hob Hermann wieder an, „es gibt blos eins, was ich nicht ertragen könnte, und dies wäre, wenn ich früher oder später, nachdem das kleine Kapital, welches wir jetzt besitzen, aufgezehrt wäre, durch eine schimpfliche Abtretung unsers letzten Besitzthums mich meiner Gläubiger entledigen müßte. Komm und laß

uns zu Mama gehen; ich muß ihr meinen gefaßten Entschluß mittheilen und dann nach Kungsborg hinüberreiten."

Helfrid nahm seufzend den Arm ihres Bruders, und sie wandelten schweigend heimwärts.

Wir übergehen das Gespräch des Grafen mit seiner Mutter. Es war ein schwerer Kampf, den er mit der stolzen und halsstarrigen Frau zu bestehen hatte, die unmöglich begreifen wollte oder konnte, daß ihre bedrängte Lage wirklich dieses Opfer von ihm erheische.

Hermann, der seine Mutter innig liebte, vermochte es kaum über sich, ihr den Schmerz zuzufügen, den sein Entschluß, wie er sah, ihr kostete, aber er sah auch ein, daß er recht gehandelt hatte. Ach, es hatte in seinem Leben so viele Gelegenheiten gegeben, wo der Stolz der Mutter sein Rechtsgefühl unterdrückt hatte. Jetzt fühlte er, daß es Zeit war, auch andere Gefühle als den Stolz sprechen zu lassen.

Zu einer spätern Stunde des Vormittags ritt er nach Kungsborg, wo er den Bezirksrichter und ein paar Notare antraf. Nun ward ein förmlicher Contract aufgesetzt und die ganze Verwaltung von Kungsborg mit der unbeschränkten Vollmacht eines Hausherrn in die Hände des Grafen Romarhjerta gelegt. Für diese Mühwaltung wurden dem Grafen gewisse Procente von dem Ertrag zugesichert, welchen das Besitzthum abwarf.

Nachdem der Contract unterschrieben und ein lucullisches Mittagsmahl eingenommen worden, reisten die Juristen wieder ab. Der Graf blieb noch da.

Als er und Stephana allein waren, nahm er den Contract wieder zur Hand und sagte:

„Der Contract, den Sie aufsetzen ließen, war ein wenig zu unüberlegt, weshalb ich den Districtsrichter bat, den Satz hinzuzufügen: «Mit den Rechten eines Hausherrn in allem, was nicht meinem Willen und meinen Wünschen widerstreitet!» Wäre dieser Satz nicht eingeschaltet worden, so wäre ich ja so gut wie Ihr Vormund

geworden, und dies, geehrte Frau, wäre eine Autorität, die ich unter keiner Bedingung besitzen möchte."

„Ich vertraute auf Ihre anerkannte Redlichkeit und ihre strengen Begriffe von Ehre", entgegnete Stephana, „und deshalb fürchtete ich keinen Missbrauch der Macht, die Sie meinem eigenen Willen gemäß erhielten."

Ein paar Tage darauf kehrte Jacobo von seiner Reise zurück,

„Der Graf hat mein Anerbieten angenommen und wird künftige Woche hierher nach Kungsborg ziehen", sagte Stephana, nachdem sie einander begrüßt hatten.

„Der stolze Graf steht also in deinem Dienst?"

„Ja."

„Stephana, hier ist seine Antwort an Elin. Ich habe sie, wie du mir auftrugst, an der bewußten Stelle abgeholt."

Stephana nahm den Brief und erbrach ihn mit den Worten:

„Wenn seine Ablehnung allzu stolz ist, so wollen wir Elin die Demüthigung ersparen, sie zu lesen."

Sie schlug das Blatt auseinander, Jacobo aber legte seine Hand auf die ihrige und sagte:

„Sollte es Elin nicht leichter sein, die Demüthigung seiner stolzen Worte zu ertragen, als dir?"

Stephana blickte zu ihm auf, und ihre Augen begegneten sich.

„Jacobo!" murmelte Stephana betroffen von dem Ausdruck seines Blicks.

„Lies den Brief nicht", flüsterte Jacobo; „erspare dir diesen Schmerz."

Einen Augenblick lang zögerte Stephana, dann aber warf sie den Kopf zurück und sagte entschlossen:

„Nein, ich will ihn lesen. Ich will sehen, wie er jetzt nach Verlauf von zehn Jahren der armen Elin begegnet."

Sie las:

„Geehrte Frau!

„Wie edelmüthig Ihr Anerbieten auch ist, so muß ich es doch bestimmt zurückweisen. — Sie sagen, der Mann sei der natürliche Verwalter des Vermögens seiner Frau. Sie haben recht, aber Sie vergessen, daß wir kein Ehepaar sind, daß ich nicht Ihr Mann bin. Eine Annäherung in finanzieller Beziehung wäre auch eine Annäherung zwischen uns selbst, und eine solche kann und darf nicht zwischen uns statthaben. Ich kann von Ihnen **nichts** annehmen und Sie sind die letzte Person auf der Welt, der ich eine pecuniäre Verbindlichkeit schulden möchte. —

„Sie haben **einmal** mich zu Ihrem Schuldner gemacht, und ich bezahlte meine Schuld damit, daß ich meine Freiheit für mein ganzes Leben in Ketten schlug. Wir sind sonach quitt. — Mich Ihnen noch einmal verbindlich zu machen, erlaubt meine Ehre nicht, denn ich könnte Ihnen nichts dafür gewähren — weder Zuneigung noch Theilnahme.

„Gestatten Sie daher, daß wir hinfort ebenso wie zeither ohne alle Berührung miteinander leben, denn zwischen Elin Martenson und Hermann Romarhjerta kann niemals eine Annäherung stattfinden. Eine Vereinigung zwischen uns wäre ebenso unmöglich wie eine Vereinigung entgegengesetzter Pole.

Hermann Romarhjerta."

„Lies!" rief Stephana und reichte Jacobo den Brief, während sie sich in einen Armsessel warf. Ihre Miene war so kalt, daß ihre Züge aussahen wie versteinert.

„Er verabscheuet also die Verstoßene, nach ihr auf so schonungslose Weise begegnet ist' Jacobo.

„Ja."

„Und du hoffst dennoch?"

„Worauf hoffe ich?" sagte Stephana in so h losem Tone, daß es Jacobo durchs Herz ging.

„Elin und Hermann vereinigen zu können.“

„Nein, Jacobo, das hoffe ich nicht. Ach, nein, ich kenne seinen Widerwillen gegen sie zu gut.“

„Was beabsichtigst du denn?“

„Ihn fühlen zu lehren, worin der eigentliche Werth des Menschen beruht; ihn zur klaren Einsicht zu bringen, wie wenig übereinstimmend mit wahrer Ehre er handelte, als er nur der Stimme der Ehre zu gehorchen glaubte.“

„Aber dann?“

„Dann ist er nicht mehr ein übermüthiger Edelmann, sondern ein — Mensch.“

„Und dann hoffst du, daß er Elin selbst aufsuchen werde?“

„Ach nein, aber er soll ihr sein Unrecht abbitten.“

„Hast du niemals daran gedacht, daß, wenn er sie jetzt sähe, so unwiderstehlich reizend, wie sie jetzt ist, er sie lieben würde?“ fragte Jacobo und faßte Stephana dabei scharf ins Auge.

Stephana wechselte die Farbe, während sie antwortete:

„Wenn auch so etwas geschehen könnte, glaubst du wol, daß Elin sein Benehmen vergessen habe, welches die Ursache war, daß auch ihr Vater sie verstieß. Glaubst du, sie habe vergessen, daß Graf Hermann nicht einmal sich dazu hergeben wollte, ihr die Verzeihung ihres Vaters auszuwirken zu suchen? Daß er gefühllos blieb gegen ihre Bitten, und ihre Briefe uneröffnet zurücksendete? Nein, nein, zwischen Elin und ihm stehen Ungerechtigkeiten und Kränkungen, die nicht vergessen werden nnen. Sie wird ihn niemals lieben.“

„Bist du davon fest überzeugt?“

„Ja, ich bin vollkommen überzeugt, daß Elin diesen n niemals lieben wird.“

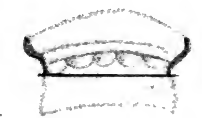
Ind du, Stephana?“

Jacobo, kommst du schon wieder darauf? Vergissest

du, daß er vermählt ist und daß ich all das Ueble kenne, was er Elin zugefügt hat?

„Ich vergesse nichts. Ich gehe blos in die Vergangenheit zurück, und wenn ich das Längstverflossene mit der Gegenwart zusammenhalte, fürchte ich für die Zukunft.“

„Für die Zukunft! Besitze ich wol eine solche? Nein, Jacobo, ich hätte eine besitzen können, ich hätte lieben und glücklich sein können, aber damit ist es aus. Und nun sollte ich ein Spielball für die Gaukelei der Liebe sein! Unmöglich. — Stephana lebt nicht mehr für sich selbst, sie lebt nur für andere. Gute Nacht, Jacobo.“



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Einige Tage später waren alle Nachbarn zu Stephana eingeladen.

Es war dies die erste Einladung, die sie ergehen ließ. Daß Graf Romarhjertas mit inbegriffen waren, versteht sich von selbst. Die Gräfin ließ sich jedoch entschuldigen, und Helfrid ging nur mit, weil Hermann sie überredete.

Von den übrigen Nachbarn hatte kein einziger versäumt zu kommen. Alle wollten sehen, wie es bei der reichen Amerikanerin zuginge, und die Neugier, dieser allmächtige Sporn, trieb sie, sich auf Kungsborg einzufinden.

Alle hatten bei dieser Gelegenheit zugleich gesucht, in ihrer äußern Erscheinung den größten Luxus zu entwickeln. Die Versammlung war infolge dessen sehr glänzend, besonders da die Mehrzahl aus Adelichen bestand.

Stephana's Costüm zeichnete sich durch seine Einfachheit aus, gleichwol aber entdeckte man bei näherer Prüfung, daß diese Einfachheit weit kostbarer war als die prunkenden Trachten der andern.

Sie war jetzt, wie stets, vollständig schwarz gekleidet. Der einzigen Kleinodien, womit sie sich geschmückt, waren zwei an der Zahl, von seltener Schönheit und großem

Werth, nämlich eine Broche von schwarzen Diamanten und ein Armband von denselben Steinen.

Ihre ganze äußere Erscheinung war so reizend, daß ein jeder überrascht stehen blieb, wenn sie ihm entgegentrat, und wenn der Blick auf den neben ihr stehenden Jacobo fiel, fühlte man sich versucht, auszurufen:

„Welch ein schönes Paar!"

Alle waren schon beisammen, als Eklund in lautem, nachdrücklichem Tone den Grafen Romarhjerta und seine Schwester anmeldete.

Jacobo war eben in einem lebhaften Gespräch mit dem Baron H— begriffen, drehte sich aber schnell nach den Eintretenden herum. Seine klaren Augen hafteten auf Helfrid mit einem eigenthümlich strahlenden Ausdruck von Befriedigung. Man konnte sehen, daß der Anblick ihm zusagte.

Aber Helfrid war auch in der That königlich schön, und jeder Zug, jede Geberde trug bei ihr das Gepräge der schwedischen Edeldame.

„Sie wäre schön, wenn sie weniger königlich wäre", dachte Jacobo, während er sie begrüßte.

Später am Abend hatten sich einige Personen, unter welchen sich auch Helfrid befand, um Jacobo versammelt. Man sprach über England und dann ging das Gespräch auf das Leben in Amerika über.

„Es ist", bemerkte die schöne junge Freiherrin F—, „doch ein eigenthümliches Land, wenn man bedenkt, daß es weder König noch Adel hat."

„Ebenso wenig als eine Staatskirche", setzte Jacobo lächelnd hinzu, „aber gerade deshalb läßt sich annehmen, daß es in seiner intellectuellen und moralischen Entwickelung mit Riesenschritten vorwärts kommt."

„Das klingt, als ob Sie behaupten wollten, daß Monarchie, Adel und Kirche einer solchen Entwickelung entgegenarbeiteten", fiel die Freiherrin lächelnd ein und heftete ihre funkelnden Augen mit nicht geringer Koketterie

auf den jungen Mann. „Gestehen Sie, Herr Lange, daß dies nicht recht artig von Ihnen gesagt war.“

„Wir Amerikaner sind überhaupt nicht sehr artig“, antwortete Jacobo lächelnd, „und deshalb müssen Sie mir diesen Nationalfehler verzeihen.“

„Aber nur unter der Bedingung“, entgegnete die Freiherrin, „daß Sie sich in Bezug auf die so wenig schmeichelhafte Aeußerung über Adel und Kirche näher erklären.“

Die Freiherrin war eine bezaubernde Witwe und konnte unbeschreiblich anziehend sein, wenn es ihr beliebte zu kokettiren.

„Erlauben Sie mir, daß ich in diesem Falle Ihren Wunsch nicht erfülle“, sagte Jacobo. „Ich würde dabei Ansichten aussprechen, welche für eine Gesellschaft, die größtentheils aus Adelichen besteht, verletzend wären.“

„Dann geben Sie wenigstens zu, daß das gesellschaftliche Leben in Amerika unbeschreiblich einfach sein muß, weil es keine Gesellschaftsklasse gibt, welche die Gebildeten repräsentirt“, sagte die Freiherrin.

„Das bestreite ich“, entgegnete Jacobo. „Es gibt vielleicht in der ganzen Welt kein angenehmeres gesellschaftliches Leben als in Neuengland, und zwar gerade deshalb, weil alle größere Gesellschaft dort etwas Unbekanntes ist. Man geht nur mit wirklich vertrauten Freunden um, und wenn man beisammen ist, hält man Vorträge, oder führt Gespräche über wirklich lehrreiche Gegenstände. Es herrscht in Amerika ein Geist allgemeiner Bildung, der sonst in der ganzen Welt nicht wieder anzutreffen ist. Tocqueville sagt ganz richtig: «Die allgemeine Bildung steht in Amerika einem jeden zu Gebote; die höhere dagegen ist niemand zugänglich.»“

In diesem Geiste ward das Gespräch fortgesetzt, bis die Musik zum Tanze rief.

„Tanzen Sie auch?“ fragte die Freiherrin den jungen

Amerikaner, während sie ihre Hand in die des Barons H— legte, um sich von ihm fortführen zu lassen.

„Nein, ich tanze nie", antwortete Jacobo.

„Sie sind wol ein Quäker?" sagte die Freiherrin und entschwebte.

Helfrid und Jacobo blieben allein zurück.

„Tanzen Sie auch nicht?" fragte Jacobo zu Helfrid gewendet.

„O ja, aber nicht heute Abend", entgegnete Helfrid. „Es ist mit dem Tanz wie mit der Musik. Man muß sich niemals öfter damit befassen, als man sich dazu aufgelegt fühlt."

„Das ist auch ganz richtig. Der Tanz ist ein Ausdruck der Freude, und wenn man nicht freudig gestimmt ist, so liegt etwas Unnatürliches darin, zu tanzen."

„Wie viele glauben Sie wol, daß unter denen, welche heute Abend tanzen, es aus Vergnügen thun, oder wirklich zur Freude aufgelegt sind?"

„Wahrscheinlich höchst wenige."

„Und dennoch tanzen sie."

„Weil wir so unnatürlich, so wenig wahr sind, mein Fräulein. Wir sind Sklaven von Vorurtheilen, die unsere Vernunft verachtet, und wir unterwerfen uns Gewohnheiten, die wir drückend finden, welche abzuschütteln uns aber gleichwol der Muth fehlt. Ich für meinen Theil finde den Europäer in dieser Beziehung sehr beklagenswerth."

„Andererseits aber kann man wol auch behaupten, daß, wenn wir jungen Leute einen Ball besuchen, es unsere Pflicht ist zu tanzen. Außerdem müssen wir davonbleiben."

„Warum dies? Es kann mir ja Vergnügen machen, andere tanzen zu sehen, oder auch zu conversiren, und dann hört die Pflicht auf."

„Warum tanzen Sie nicht? Unterlassen Sie es aus irgendeinem religiösen Grunde?"

„Durchaus nicht. Ich bin Universalist und Sie wissen wahrscheinlich, daß für einen solchen nur sein eigener Wille das Gesetz für seine Vergnügungen ausmacht. Die Religion mischt sich nicht darein. Ich finde kein Vergnügen an diesem kindischen Amusement. Es kommt mir vor, als säh ich einen Haufen Narren.“

„Die Wahrheit zu gestehen“, bemerkte Helfrid, „finde auch ich kein großes Behagen daran.“

In diesem Augenblick tanzte eine brünette Dame an der offenen Thür vorbei.

„Wer ist diese Dame?“ fragte Jacobo.

„Die Oberstin D—“, antwortete Helfrid.

„Ah', ich habe von ihr gehört. Man hat mir gesagt, sie habe in ihrer Jugend viel zu dulden gehabt.“

„Ja, gewissermaßen, denn sie heirathete in eine Familie, welche —“

„Der Meinung war, sie sei von zu geringer Geburt, nicht wahr?“

„Ja, und darin hatte man auch recht. Sie ist weiter nichts als eine Küsterstochter.“

Es wäre unmöglich, den einfach stolzen Ton wiederzugeben, womit Helfrid diese Worte aussprach.

Jacobo sah sie an.

„Können Sie billigen, daß die stolze Familie sie um ihrer Geburt willen gering achtete?“ fragte er.

„Ich misbillige, daß Oberst H— das geringe Mädchen heirathete.“

„Wahrscheinlich liebte er sie.“

„Das ist keine Entschuldigung. In einer Liebe, welche zum Vergessen unserer Pflichten gegen uns selbst und die gesellschaftliche Stellung, die wir einnehmen, verleitet, liegt eine Erniedrigung.“

„O Vorurtheile, wann werdet ihr aufhören, eine Fessel der Vernunft zu sein!“ rief Jacobo mit wehmüthigem Lächeln.

„Nennen Sie es Vorurtheil, daß wir Achtung

vor unserer höhern Menschenwürde hegen?" fragte Helfrid.

„Mein Fräulein", antwortete Jacobo, „es gibt blos eine Menschenwürde, vor welcher wir uns mit Achtung beugen können, und diese ist die moralische Ueberlegenheit. Diese finden wir aber bei dem Sohne des Bauern öfter als bei dem des Edelmanns. — Doch verzeihen Sie, ich verletze Sie durch meine vorurtheilsfreien Ideen."

„Dann betrachten Sie also wol die meinigen als vorurtheilsvoll?" fragte Helfrid lächelnd.

„Ja, mein Fräulein."

Es war für Helfrid etwas ganz Eigenthümliches, jemand sich so aufrichtig gegen die Grundsätze, welche sie hegte, aussprechen zu hören, und gleichwol sich dadurch nicht verletzt, sondern eher interessirt zu fühlen.

Zwei Wochen später hatte Hermann seinen Wohnsitz auf Kungsborg genommen. Stephana hatte den linken Flügel in Ordnung bringen lassen und dieser ward nun zur Disposition des Grafen gestellt.

An dem Tage, wo Hermann auf Kungsborg ankam, um hier seinen dauernden Aufenthalt zu nehmen, war Stephana in Jane's Begleitung verreist. Sie sah ein, daß es für Hermann's Stolz ein peinlicher Augenblick sein würde, wenn er das Schloß seiner Väter als eine abhängige Person wieder beträte. Deshalb wollte sie nicht, daß der Anblick fremder Gesichter, besonders des ihrigen, diesen Augenblick noch bitterer mache.

Ganz spät kehrte sie von dem Besuch, den sie abgestattet hatte, zurück, und die Augustnacht hatte schon ihren dunkeln Schleier über die Erde gebreitet, als der Wagen vor der Veranda halt machte.

Als der Diener den Schlag öffnete, sah Stephana eine männliche Gestalt am Wagentritte stehen und die

Hand ausstrecken, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein.

Stephana nahm es für ausgemacht an, daß es Jacobo sei, und sagte, indem sie die dargebotene Hand ergriff:

„Bist du schon wieder da, Jacobo? Ich —"

Hier aber schwieg Stephana plötzlich, denn es war nicht Jacobo. Der Lampenschimmer von der Veranda fiel auf das Gesicht der Person, die ihr heraushalf, und mit Ueberraschung rief sie:

„Ah, Herr Graf!"

„Leider war es nicht Herr Lange", sagte Hermann mit einem gewissen Anflug von Ironie. „Ich konnte aber nicht dem Drange widerstehen, noch heute Abend einen Willkommen von Ihren Lippen zu hören."

Die letzten Worte wurden in ungewöhnlich herzlichem Tone gesprochen. Der Graf hatte Stephana's Arm genommen und in den seinen gelegt, worauf er sie die Treppe hinauf in den Salon führte.

Hermann schien es, als ob ihre Hand zitterte und als ob ein wärmeres Colorit als gewöhnlich ihre Wangen färbte, während der Lampenschein in der Hausflur ihre Züge beleuchtete. Mochte dem jedoch auch sein wie ihm wollte, so war ihr Ton ruhig, als sie, nachdem sie in den Saal getreten, Hermann mit den Worten die Hand reichte:

„Herzlich willkommen in Kungsborg, Herr Graf, und mögen Sie alles vergessen, was Ihnen diese Heimat unangenehm machen kann."

„Ich danke, geehrte Frau", entgegnete Hermann. „Ich bedurfte wirklich eines freundlichen Willkommens von Ihnen, und dieses wäre ich verlustig gegangen, wenn ich nicht Ihre Zurückkunft abgewartet hätte. Sie hatten beabsichtigt, mich dieser Freude zu berauben."

„Hätte ich gewußt, daß Sie Werth darauf legen, so wäre ich die erste gewesen, die Sie heute hier empfangen hätte, aber —"

„Sie wollten mir den Schmerz ersparen, als eine untergeordnete Person in dem Hause meiner Väter begrüßt zu werden. War dem nicht so?“

„Ich wünschte, Sie von dem Anblick der jetzigen Besitzerin dieses Hauses zu befreien und Ihnen die Erinnerung zu ersparen, daß es einer andern Person als Ihnen gehörte.“

„Ihr Anblick versöhnt mich mit allem andern“, sagte Hermann hastig, als ob ihm die Worte gegen seinen Willen über die Lippen schlüpften.

Stephana schien diese Worte nicht gehört zu haben, denn sie brachte nun das Gespräch auf etwas anderes und erkundigte sich nach seiner Mutter und Schwester u. s. w.

Nachdem auf diese Weise noch einige Worte gewechselt worden, nahm der Graf Abschied und ging.

Stephana blieb einige Augenblicke lang unbeweglich stehen. Dann flüsterte sie:

„O Adelstolz, o Adelstolz! Wenn du dich zu Elin's Rächer machst, dann ist meine Mitwirkung überflüssig.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Sommer und ein Theil des Winters waren vergangen. Das neue Jahr mit seinem klaren Himmel war auf das Weihnachtsfest gefolgt.

Auf Kungsborg waren die Dinge ihren alltäglichen Gang gegangen. Stephana pflegte mit werkthätigem Eifer alles, was unter das Kapitel der Barmherzigkeit und der moralischen Besserung ihrer Untergebenen gehörte, aber sie überschritt niemals das rein weibliche Gebiet ihrer Thätigkeit.

Dazwischen vergaß sie auch nicht, das Leben zu genießen, das heißt sie befriedigte ihren Hang zur Entfaltung von Pracht und zum Gesellschaftsleben, sodaß Kungsborg gleichzeitig sich rühmen konnte, die wohlthätigste und für die Armen am eifrigsten bemühte Herrin zu besitzen, während sie zugleich ein Vorbild der Gastfreundschaft und ihr Haus ein Muster der Eleganz war. Bei all diesem besaß Stephana dennoch eine sofort in die Augen springende Anspruchslosigkeit in ihrem eigenen Wesen.

Jacobo hatte sich nun in Akersnäs so ziemlich eingerichtet und war hier mit seiner Werkstätte in voller Thätigkeit. Alle Abende ritt er nach Kungsborg hinüber und brachte diese Erholungsstunden hier zu, denn er

wohnte immer noch hier, obschon er auch in Akersnäs einige Zimmer für sich eingerichtet hatte.

Graf Hermann widmete sich seinem Amte als Haupt des Besitzthums mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Er hatte einen tüchtigen Verwalter und einen routinirten Inspector engagirt und auch für seine eigene Person das Feld, welches sich seiner Thätigkeit nun darbot, mit einem Interesse betreten, welches weit größer war, als da er es für seine eigene Rechnung verwaltet hatte.

Die weitläufigen Geschäfte und die wesentlichen Verbesserungen, welche besorgt und gemacht werden mußten, hatten längere und kürzere Reisen veranlaßt, sodaß der Graf während der ersten Monate selten zwei Wochen hintereinander auf Kungsborg zubrachte, und wenn er da war, so hatte er wenig Zeit für Stephana's Gesellschaft übrig, denn während des Abends ritt er gern hinüber nach Furuhof.

Alles dies war der Grund, aus welchem ein vertraulicherer Umgang zwischen ihm und Stephana sich bis jetzt nicht entwickelt hatte; im Gegentheil schien es, als ob Stephana durch stete Beobachtung einer gewissen Würde eine Scheidewand zwischen ihnen aufrichten wollte, die nicht so leicht zu übersteigen war.

Gleichwol aber lag in Stephana's Art und Weise niemals etwas Hochtrabendes, was die Herrin ihrem Untergebenen gegenüber verrathen hätte. Sie ließ ihn niemals fühlen, daß sie ihn als etwas anderes denn als den Grafen Romarhjerta betrachtete, und deshalb behielt sie ganz dasselbe Benehmen bei wie zu Anfange ihrer Bekanntschaft.

Dagegen hatte Stephana öftere Besuche in Furuhof abgestattet und durch ihre gebildete und interessante Gesellschaft der kranken Gräfin, die während des Herbstes und Winters sehr an ihrer schwachen Brust litt, manche langweilige Stunde verkürzt.

Auch Jacobo war ein gern gesehener Gast bei der Gräfin geworden, welche ihm und Stephana stets mit würdevoller herablassender Freundlichkeit entgegenkam.

In der Weihnachtszeit war Stephana nach der Hauptstadt gereist und hatte hier einen Monat verlebt. Jetzt war sie ganz kürzlich zurückgekehrt, und da die Geschäfte während des Winters auch dem Grafen mehr freie Zeit ließen, so hatte es den Anschein, als ob er und Stephana unbedingt in nähere Berührung miteinander kommen müßten.

An einem schönen Nachmittag in den ersten Tagen des Februar fuhr Stephana hinüber nach Furuhof. Jacobo hatte ihr mitgetheilt, daß er auch dahin wollte, und Stephana war kaum aus ihrem Schlitten gestiegen, als auch schon der seinige in den Hof hereinschwenkte.

Sie wurden von der Gräfin mit der gewöhnlichen verbindlichen und vornehmen Artigkeit, von Helfrid mit wirklicher Herzlichkeit empfangen.

Jacobo hatte einige englische Bücher mitgebracht, und während er und Helfrid über den Inhalt derselben sprachen, hatte die Gräfin angefangen, mit Stephana über ihren Sohn zu sprechen. Mit der ganzen Zuversicht einer stolzen Mutter äußerte sie sich über ihn und die glänzende Carrière, die er hätte machen können, wenn er nicht durch unglückliche Umstände daran verhindert worden wäre.

„Es ist mir unbegreiflich“, sagte Stephana und heftete die Augen auf ihre Stickerei, „daß der Graf unvermählt geblieben ist. Ich sollte meinen, ein Mann von seiner glänzenden Begabung hätte eine brillante Partie machen müssen.“

Nun blickte sie auf und richtete ihren Blick zuerst auf die Gräfin und dann auf die gerade gegenüber am Sofatische sitzende Helfrid.

Beide machten bei Stephana's Worten eine hastige Bewegung, als ob eine wunde Stelle berührt worden wäre.

„Hermann hätte allerdings eine glänzende Partie machen können, aber er kann es nicht mehr“, antwortete die Gräfin mit beinahe dumpfer Stimme.

„Und warum nicht?“ fragte Stephana. „Der Herr Graf besitzt doch alles, was eine junge Dame für ihn einnehmen kann.“

„Aber dessenungeachtet wird er niemals eine passende Partie machen.“

Die Gräfin sprach diese Worte in einem bestimmten und beinahe hochtrabenden Ton, welcher deutlich zu erkennen gab, daß dieses Thema nicht weiter besprochen werden könne.

In demselben Augenblick ward Graf Hermann angemeldet, der gleich darauf seine Mutter ehrerbietig, seine Schwester herzlich, Stephana höflich und Jacobo kalt begrüßte.

Man plauderte eine Weile über Wind und Wetter, dann über Reisen, bis Stephana plötzlich bemerkte:

„Während meines Verweilens in Paris machte ich die Bekanntschaft einer Gräfin Romarhjerta; ist diese mit Ihnen verwandt?“

Hermann, der neben Stephana saß und an welchen sie sich wendete, als sie die Frage that, ward bleich, die Gräfin führte rasch ihr Riechfläschchen zur Nase, und Helfrid richtete mit einer hastigen Bewegung den Kopf empor.

„Sie ist durch Heirath mit uns verwandt“, antwortete die Gräfin mit einiger Anstrengung.

„Das ist mir sehr angenehm zu hören“, entgegnete Stephana, „denn sie ist eine ungemein liebenswürdige Dame. Sie hat versprochen nächsten Sommer, wo sie nach Schweden zu kommen gedenkt — ich glaube sie sagte, ihr Gatte wohne hier — mich auf einige Zeit in meiner neuen Heimat zu besuchen. Dann kann sie durch mich die Bekanntschaft mit ihren Verwandten erneuern.“

Ueber Hermann's Antlitz legte sich eine dunkle Wolke und er lehnte sich mit einer stolzen Bewegung, die seinen Zügen etwas Hartes gab, gegen den Stuhl zurück.

Die Gräfin heftete ihre großen Augen mit einem eigenthümlichen scharfen Ausdruck auf Stephana, während sie antwortete:

„Wir kennen die Gräfin nicht und können daher auch keine Bekanntschaft mit ihr erneuen, besonders da wir niemals anerkannt haben, daß sie mit uns verwandt sei."

„Nicht! Ich glaubte, Sie hätten gesagt, Frau Gräfin —"

„Daß der Mann, mit dem sie vermählt war, unserer Familie angehört? Ja, das habe ich gesagt, wenn aber ein Glied unserer Familie den unverzeihlichen Fehler begeht, sich unter seinem Stand zu vermählen, so sind wir nicht gezwungen, die Unebenbürtige als unsere Verwandte zu betrachten."

Hermann hatte seinen Blick auf Stephana geheftet, als wollte er erforschen, ob sie wüßte, wie nahe sie mit der erwähnten Person verwandt wären. Bei den Worten der Gräfin sah er Stephana den Kopf zurückwerfen und die Edeldame mit einem Blick betrachten, der vollkommen ebenso stolz war wie der der Gräfin.

In einem Tone, der einen gewissen Grad von Ironie verrieth, sagte Stephana:

„Ach, Frau Gräfin, Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich einen unangenehmen Gegenstand berührt habe. Mir, die ich in einem Land ohne Adel erzogen bin, wird es schwer, Ihre Begriffe von Standesunterschied zu verstehen. Ich weiß weiter nichts, als daß ich selten eine einnehmendere Persönlichkeit kennen gelernt habe als die Gräfin Elin Romarhjerta. Ihr Witz, ihre Schönheit, ihre Bildung und die glänzende Lebensweise, die sie führte, erwarben ihr in Paris viele Bewunderer und Verehrer. Sie galt dort für sehr reich und ich hatte es

dem schwedischen Gesandten zu danken, daß ich bei ihr eingeführt ward."

Als Stephana ausgeredet hatte, entstand allgemeines Schweigen. Jacobo unterbrach es endlich, indem er eins der mitgebrachten Bücher zur Hand nahm und auf ein Porträt zeigte, indem er sagte:

„Hat Washington nicht ein geistreiches Gesicht?"

Helfrid, an welche die Frage gestellt ward, neigte sich über das Buch.

„Er sieht hier gegen die Porträts, die ich schon von ihm gesehen, sehr jung aus", sagte sie.

„Dieses da ist auch vor dem Kriege aufgenommen", entgegnete Jacobo. „Haben Sie das Bildniß seiner Mutter gesehen?"

„Nein, niemals."

„Hier ist es. Betrachten Sie diese Züge und Sie werden zugeben müssen, daß sie aussieht wie eine Frau, die ihren Sohn so zu erziehen verstand, daß er das, was er ward, werden mußte."

„Ja, es ist merkwürdig", fiel Stephana ein, „daß alle große Männer ausgezeichnete Mütter haben, was zu beweisen scheint, daß es die Mutter ist, welche auf den Charakter des Kindes den größten Einfluß äußert."

„Das ist wol als ausgemacht zu betrachten", sagte Jacobo, „denn es ist ja die Mutter, welche in der Seele des Kindes die erste Empfänglichkeit für das Gute und Böse weckt, die unsern Anlagen Nahrung gibt und sie auf diese Weise zu dem bildet, was sie dereinst werden sollen."

„Deshalb ist es wichtig, daß eine Mutter wisse, welche Anlagen sie vorzugsweise auszubilden habe", fiel die Gräfin ein.

„Das ist wahr", sagte Stephana, „aber vor allen Dingen muß sie erst selbst wissen, was gut oder nicht gut ist. Es ist dies etwas, worüber sich nur höchst wenige klar werden, und die Folge davon ist, daß die

meisten Mütter, anstatt, wie sie wünschten, eine Tugend zu cultiviren, einen Fehler hervorrufen. So ist es zum Beispiel sehr leicht, einen edeln Stolz in herzlosen Hochmuth zu verwandeln; das wahre Ehrgefühl kann in seichten Dünkel und der Begriff von Ehre in ein verderbliches Streben nach dem Schein anstatt des wirklichen Seins verwandelt werden. Dies ist der Grund, aus welchem gewisse Menschen ehrenvoll gehandelt zu haben glauben, während sie doch in der That ihre Ehre mit Füßen getreten haben."

Der Diener trat mit dem Thee ein und das Gespräch nahm nun eine andere Wendung. Nicht lange darauf nahmen Stephana, Jacobo und Hermann Abschied.

„Willst du schon fort?" flüsterte Helfrid dem Bruder zu.

„Ja", war die kurze Antwort.

Als Stephana im Begriff stand sich in ihren Pelz zu hüllen, sagte Hermann:

„Erlauben Sie, geehrte Frau, daß ich Ihr Kutscher sei?"

„Sehr gern", antwortete Stephana, „aber ich habe heute nur den zweisitzigen Schlitten, sodaß Akerlund in diesem Falle nebenher laufen müßte."

„Er kann in meinem Schlitten nach Hause fahren", sagte der Graf. „Fahren Sie auch mit nach Kungsborg, Herr Lange?" setzte er zu Jacobo gewendet hinzu.

„Nein, ich fahre nach Akersnäs, um dort zu übernachten."

Wenige Augenblicke später flog der Schlitten mit Stephana und dem Grafen über den im Mondschein knisternden Schnee dahin. Anfänglich schwiegen beide; endlich hob Hermann an:

„Beantworten Sie eine Frage, die ich an Sie zu thun wünsche."

„Wenn ich kann."

„Kennen Sie die Gräfin Elin Romarhjerta näher?"

„Ja."

„Kennen Sie ihre frühern Schicksale? Sind dieselben merkwürdig?"

„Nicht sonderlich. Aber erlauben Sie mir jetzt, eine Frage an Sie zu thun. Was hat Ihre Mutter gegen die junge Gräfin?"

„Daß sie nicht von Geburt ist."

„Ah, es ist ja wahr — in Ihrer Familie wird dies als ein Verbrechen betrachtet. Welche Lächerlichkeit, um nicht zu sagen Grausamkeit!"

Der Graf versetzte den Pferden einen Hieb, und der Schlitten sauste mit vermehrter Schnelligkeit weiter. Eine lange Weile ward die Fahrt schweigend fortgesetzt. Als sie eine Ebene passirten, machte sich der Nordwind sehr fühlbar, und Stephana hüllte sich dichter in ihren Pelz.

„Sie frieren", sagte Hermann, indem er sich bückte und das Bärenfell fester um sie zog.

„Ich bin die Kälte so ungewohnt", antwortete Stephana, „daß der Winter mir hier ein wenig zu hart vorkommt."

„So hart, wie nach Ihrer Meinung unsere Vorurtheile sind."

„Habe ich wol unrecht, wenn ich dies behaupte?"

„Es ist möglich, daß Sie recht haben; ich fange zuweilen an es zu glauben; dies rührt aber vielleicht daher, daß Sie diese Behauptungen aussprechen. Wäre es jemand anders, so würde ich sicherlich nicht so denken."

„Wahrheit bleibt stets Wahrheit, mag dieselbe sprechen, wer da wolle."

„Nicht ganz. Wir hängen allzu sehr von dem Eindruck ab, den die Person macht, welche das Wort der Wahrheit führt."

„Dann sind wir aber Sklaven unserer Gefühle und nicht unserer Vernunft. Gleichwol soll nur die Vernunft das Wort führen, wenn es die Beurtheilung dessen gilt, was wahr oder falsch ist."

„Sie soll? — Ja, aber dies trifft niemals ein, oder wollen Sie behaupten, daß wir uns auch nur in einem einzigen Falle von etwas anderm als von unsern Gefühlen leiten lassen?"

„Allerdings behaupte ich das."

„So führen Sie mir ein Beispiel an. — Aber Sie frieren wirklich; erlauben Sie mir, Ihnen noch meinen Pelz umzulegen."

„Und Sie selbst hätten dann keinen?"

„Ich bin die Kälte gewohnt", antwortete der Graf und wollte seinen Vorschlag ins Werk setzen.

„Nein, Graf Hermann, ich erlaube nicht, daß Sie um meinetwillen Ihre Gesundheit bloßstellen. Sie dürfen Ihren Pelz nicht abnehmen."

„Ich darf nicht? Wer will mich denn daran hindern?" fragte Hermann lächelnd und sprang aus dem Schlitten.

„Ich, indem ich mich weigere, Ihren Dienst anzunehmen."

„Ach, geehrte Frau, in diesem Fall haben Sie keinen Willen", rief Hermann und wickelte Stephana trotz aller ihrer Einwendungen in den Pelz.

„Ich bin wirklich ganz bös auf Sie", sagte Stephana. „Bedenken Sie, wie dünn gekleidet Sie jetzt sind!"

„Durchaus nicht; ich habe ja noch den Ueberrock, und übrigens fahre ich sehr schnell."

Hermann gab den Pferden die Peitsche, und wieder sauste der Schlitten unter einem Schweigen, welches einige Augenblicke dauerte, weiter.

Stephana saß mit gesenktem Haupte, um sich vor dem scharfen Winde zu schützen, der ihr das Gesicht peitschte.

„Sie dürfen nicht mehr des Abends so in offenem Fuhrwerk reisen", sagte Hermann.

„Ich sage, wie Sie soeben sagten: Wer soll mich hindern?"

„Ich“, antwortete der Graf in bestimmtem Tone; „Sie vergessen, daß ich der Herr im Hause bin.“

Wieder entstand eine Pause, die keins von beiden eher unterbrach, als bis der Schlitten vor der Freitreppe halt machte.

Der Diener nahm die Pferde in Empfang, der Graf half Stephana aussteigen und folgte ihr in das Zimmer hinauf, wo er ihr den Pelz abnahm.

„Sie sind sicherlich ganz durchfroren“, sagte Stephana.

„Nein, ich habe nicht einmal gefühlt, daß es kalt war.“

Stephana und der Graf gingen in den Salon hinein, wo Jane saß. Es dauerte nicht lange, so ward ein warmes Souper aufgetragen, worauf man sich trennte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage ließ Stephana sich durch Eklund erkundigen, wie es mit der Gräfin ginge, und erhielt zur Antwort, daß sie sich wohl befände.

Jacobo kam, wie gewöhnlich, zum Mittag nach Kungsborg. Nachdem man gegessen hatte, fragte ihn Stephana:

„Bleibst du heute da?"

„Nein, ich habe Fräulein Helfrid und der Gräfin versprochen, heute Abend hinzukommen und ihnen vorzulesen."

„Und mich willst du also hier der Einsamkeit überlassen?" sagte Stephana lächelnd. „Du weißt doch, daß mir etwas fehlt, wenn du nicht da bist."

„Was willst du, daß ich thue? Mein Versprechen muß ich doch halten", entgegnete Jacobo ebenfalls lächelnd.

„Also blos um ein Versprechen zu halten gehst du hin?"

„Durchaus nicht. Wenn ich nicht gern hinginge, hätte ich das Versprechen nicht gegeben."

„Gut, dann muß ich mich also wol in mein Schicksal finden, mich vergessen zu sehen."

„Du weißt, Stephana, daß man dich niemals ver-

gißt, und daß es mir schwer wird, überhaupt etwas zu vergessen."

„Kann nicht einmal der Besuch auf Furuhof es dir möglich machen zu vergessen?"

„Die Erinnerung ist wie ein Gespenst. Sie kehrt unaufhörlich wieder, wenn auch blos, um uns zu peinigen. Von dieser Art sind meine Erinnerungen. Sie werden mich wahrscheinlich durch das ganze Leben verfolgen."

„Thorheiten, Jacobo! Sollst du, ein junger Mann, und mit den glänzendsten Gaben ausgerüstet, dich den Schatten der Vergangenheit überlassen — du, der du blos die Arme auszustrecken brauchst, um die Seligkeit zu umfassen?"

„In welcher Gestalt denn, wenn ich fragen darf? Zweimal, wo ich im Leben sie fangen wollte, entschlüpfte sie mir, und sicherlich würde sie es auch zum dritten mal thun, wenn es möglich wäre, daß mein Herz noch einmal neue Gefühle und neue Hoffnungen in sich aufnähme."

„Du glaubst also, in einem Alter von neunundzwanzig Jahren Gefühle und Hoffnungen schon begraben zu haben?"

„Ja, insoweit sie die Liebe betreffen."

„Jacobo, es ist mit dem Menschenherzen wie mit allem in der Natur — es ist einer ewigen Veränderung unterworfen. Stirbt ein Gefühl, so keimt ein anderes, und es gibt kein Wesen, welches sagen kann: «Ich kann nicht mehr lieben, ich kann nicht mehr hoffen», denn selbst wenn wir dies glauben, liegt auf der Tiefe unsers Herzens sowol Liebe als auch Hoffnung."

„Ich will deine Behauptung nicht bestreiten, aber —"

„Aber dann darf man meinen Charakter nicht haben, willst du sagen."

„Ganz richtig."

„Gerade du mit deinem unverdorbenen Gemüth und

deinem reichen Herzen bist nicht geschaffen, deine beste Kraft und dein Leben über einer Erinnerung zu verträumen, welche deiner nicht würdig ist. Du mußt diese Träume, welche dein Dasein nur verdüstern, weit, weit von dir scheuchen und das Leben genießen, welches edler Genüsse so voll dir entgegenlächelt."

„Du hast recht, Stephana, und ich thue, was ich kann. Später einmal werde ich vollkommen wieder gesundet sein, denn Zeit, Arbeit und ein thätiges Leben heilen alle Wunden."

Stephana reichte ihm die Hand und sagte:

„Such' dir einen würdigen Gegenstand für deine Liebe, denn in deinem Alter muß man schwärmen, wenn das Leben Werth haben soll."

„Gäbe es noch eine Stephana, so würde ich es versuchen", antwortete Jacobo und küßte die dargebotene Hand. „Ich würde aber blos die Erfahrung machen, daß —"

„Daß es viele gibt, welche edler und besser sind als Stephana."

„In meinen Augen nicht."

Graf Hermann trat ein und Jacobo ließ Stephana's Hand los.

„Ich störe vielleicht", sagte der Graf kalt und mit dem ihm eigenen Stolz im Blick.

„Durchaus nicht", versicherte Stephana; „im Gegentheil, Sie kommen wie gerufen, Herr Graf, denn Jacobo hat mir soeben mitgetheilt, daß er mich heute Abend der Langeweile und der Einsamkeit zu überlassen beabsichtigt, und ich hoffe, Herr Graf, daß Sie es, wenigstens aus Artigkeit, nicht ebenso machen werden wie er."

„Meine Gesellschaft ist aber ein geringer Ersatz für den Verlust, den Sie in Herrn Lange erleiden", sagte der Graf kalt.

„Das klingt wirklich, als ob auch Sie, Herr Graf, Jane und mich einander Gesellschaft leisten lassen woll-

ten. Gestehen Sie, daß dies nicht sehr ritterlich ist, wenn eine Dame Sie bittet, ihr die langen Stunden eines Winterabends vertreiben zu helfen."

„Ich, geehrte Frau, habe niemals eine andere Absicht gehabt, als mich Ihnen zur Verfügung zu stellen. Ich fürchtete blos, daß der Verlust, den Sie in Herrn Lange erleiden, durch mich nicht ersetzt werden könnte."

„Wir wollen keine Vergleiche anstellen, Graf", sagte Stephana lachend und forderte den Grafen durch eine Handbewegung auf, Platz zu nehmen.

In diesem Augenblick trat Jane ein. Sie war in alle möglichen Farben gekleidet und aufs beste herausstaffirt.

„Wo willst du denn hin?" fragte Stephana.

„Ich will mit Jacobo fahren. Er hat versprochen, mich bis zum Pfarrhofe mitzunehmen und dann, wenn er von Furuhof zurückkommt, wieder abzuholen. Die Propstin schickte herüber und ließ mich bitten, sie zu besuchen."

„Dann verlaßt ihr mich also beide?"

„Blos auf einige Stunden", antwortete Jane, und wenige Augenblicke darauf sahen Stephana und Hermann sich allein.

„Die Augen thun einem weh, wenn man Miß Jane ansieht", sagte Hermann, „soviel grellbunte Farben häuft sie in ihrer Kleidung zusammen."

„Das ist ein Erbtheil von ihren Müttern, denn ihre Urgroßmutter war eine Negerin, und diese lieben, wie Sie wissen, Herr Graf, es sehr, sich möglichst bunt herauszuputzen."

„Sie ist in dieser wie in allen andern Beziehungen das vollkommene Gegentheil von Ihnen."

„Ich habe grelle Farben allerdings niemals geliebt."

„Aber sagen Sie mir, weshalb kleiden Sie sich stets schwarz?"

„Weil — weil ich trauere — ich bin ja Witwe."

Es lag etwas Schwermüthiges in Stephana's Tone.

„Ihr Gatte ist ja aber schon seit mehreren Jahren todt, hörte ich Miß Jane sagen, und diese erklärte zugleich bestimmt, daß Sie niemand zu betrauern, sondern daß Sie während der ganzen Jahre, die sie Sie gekannt, niemals andere als schwarze Kleider getragen hätten."

„Das ist wahr, aber es gibt eine Trauer, welche das ganze Leben hindurch dauert, einen Kummer, der im Herzen sitzt, den weder die Zeit noch die Verhältnisse mildern können und der es dem kranken Gemüth zuwider macht, Farben zu tragen, welche nicht mit unserm Innern übereinstimmen."

„Und ein solcher Kummer ist es, den Sie zu tragen haben?" fragte der Graf, indem er mit einem Blick der Theilnahme der jungen Frau in das bekümmerte Antlitz blickte.

„Ja."

„Werden Sie ihn niemals überwinden?"

„Wie soll man einen Kummer überwinden, der sich in der Seele festgesetzt hat? Wir können uns mit dem Verlust, den uns der Tod durch den Raub einer uns theuern Person zugefügt hat, aussöhnen und die Freude kann wieder erwachen. Der Kummer aber, der unser Herz zermalmt und uns durch ein ganzes Leben begleitet hat, dieser kann nicht überwunden, nicht gemildert werden. Das einzige, was wir vermögen, ist, ihn mit Ergebung zu tragen und durch das Gute und Nützliche, was wir im Leben wirken, unser eigenes Dasein so erträglich als möglich zu machen."

„Wie können aber Sie, die Sie alles besitzen, was den Menschen glücklich machen muß, nämlich Jugend, Schönheit, Geist, Herzensgüte und Reichthum, dennoch Ihr Leben als einem stillen Kummer geweiht betrachten?"

„Weil ich alles besitze — nur nicht das, was mich

glücklich machen könnte", sagte Stephana mit wehmüthigem Ernste.

„Wenn man Sie sieht", entgegnete Hermann, „sollte man nicht glauben, daß Sie mit Ihrem energischen und elastischen Geiste einem tiefen Kummer Raum in Ihrer Seele gewähren könnten."

„Dies hat seinen Grund darin, daß ich, obschon er der Begleiter meines Lebens gewesen ist, mich doch niemals von ihm habe beherrschen oder niederwerfen lassen. Ich hege eine zu tiefe Ehrfurcht vor dem Willen Gottes, um nicht mit Demuth das Kreuz zu tragen, welches er mir aufgelegt hat. Nur wenn das Vertrauen schwach ist, läßt man sich durch Prüfungen niederbeugen. Doch lassen wir dieses Thema ruhen; es lohnt nicht der Mühe davon zu sprechen."

„Erlauben Sie mir blos eine einzige Einwendung. Kann man in Ihren Jahren wirklich glauben, daß ein Kummer das ganze Leben hindurch dauern werde?"

„Ja, wenn man mit demselben aufgewachsen und verkörpert ist. Doch weshalb wollen wir weiter darüber sprechen? Ich weiß wirklich nicht, Graf, wie ich Sie heute einen Blick in meine Seele habe werfen lassen können, ich, die ich sonst so sehr fürchte, andere ahnen zu lassen, was mein Herz birgt — gleichwol habe ich's jetzt gethan."

„Bereuen Sie es?"

„O nein, ich bereue selten, einer unwillkürlichen Bewegung Raum gegeben zu haben. Was ich Ihnen jetzt sagte, kam ganz absichtslos über meine Lippen, und Sie werden es hoffentlich nicht weiter erzählen."

„Das brauche ich Ihnen wol kaum erst zu versichern. Wenn Sie aber nicht wollen, daß die Welt den Kummer, der Sie durchs Leben begleitet, ahne, warum geben Sie ihn dann durch Ihre Kleidung zu erkennen?"

„Sehen Sie, Graf, ich habe versucht, mich in bunte Farben zu kleiden, ich habe versucht, mich zu putzen,

aber dies ist mir so zuwider gewesen, daß ich mich sofort von einer Tracht befreien mußte, in der ein Hohn über mein Inneres liegt, während dagegen die schwarze Farbe meiner kranken Seele schmeichelt. Uebrigens habe ich mir einmal selbst gelobt, keine andere Farbe als Schwarz zu tragen, bis zu dem Tage, wo ich mich wieder mit Freude und Hoffnung im Leben umschauen könnte. Ein solcher Tag wird aber niemals kommen, und deshalb bin und bleibe ich eine Braut des Kummers.“

Stephana ergriff ein auf dem Tische liegendes neues Gesangstück und sagte:

„Haben Sie Jacobo singen hören, Herr Graf?“

„Nein“, antwortete Hermann, „ich wußte nicht einmal, daß er singt. Sie sind wol Herrn Lange sehr zugethan?“

„Ja, ich bin ihm aufrichtig zugethan, und das muß bei einem jeden der Fall sein, der ihn so gut kennen lernt, wie ich ihn kennen gelernt habe.“

Es lag in Stephana's ganzem Wesen etwas so Einfaches und Unbefangenes, daß Hermann niemals etwas dergleichen gesehen zu haben glaubte, und gleichwol war heute zugleich ein unverkennbarer Schleier der Wehmuth über sie ausgebreitet.

Alles an ihr gefiel Hermann, gerade deshalb, weil er sah, daß sie natürlich war; sogar das Lob, welches sie Jacobo spendete, machte nicht den gewöhnlichen widerwärtigen Eindruck auf ihn.

„Sie sind mir noch einen Beweis für Ihre Behauptung schuldig, daß wir uns bei unsern Handlungen nicht allemal von unsern Gefühlen leiten lassen. Wollen Sie nicht jetzt diese Schuld abtragen?“ fragte Hermann.

„Sehr gern, besonders da dieses Beispiel Sie selbst sind.“

„Ich! Erlauben Sie mir, zu bezweifeln, daß Sie mich schon hinreichend kennen, um die Beweggründe meiner Handlungen zu beurtheilen.“

„Im allgemeinen will ich auch nicht behaupten, daß ich dies thun könnte, aber bei einer Gelegenheit, die sich neulich ereignete, ließen Sie Ihr Gefühl vollständig von dem Verstande beherrschen.“

„Ich fürchte, daß Sie sich irren; wann war das?“

„Als Sie sich entschlossen, auf meinen Vorschlag einzugehen und die Obhut und Leitung meiner Angelegenheiten zu übernehmen.“

Der Graf stützte den Arm auf die Lehne des Sofas, worauf Stephana saß, und sagte langsam, während sein Blick mit einem eigenthümlichen Ausdruck auf ihr ruhte:

„Sie glauben also, daß ich damals der Stimme der Vernunft gehorchte?“

„Ja, denn Ihr Gefühl, Ihr Stolz und alle Ihre Vorurtheile empörten sich gegen meinen Vorschlag. Ich las den Kampf, der in Ihrem Innern entstand, und ich beklagte es tief, daß Ihre und meine Ansichten so verschieden waren, daß Sie sich verwundet von etwas fühlten, was ich in Amerika ohne das mindeste Zögern jedem beliebigen Gentleman hätte vorschlagen können. Gleichwol aber und obschon Ihr Gefühl sich empörte, ließen Sie sich von der Vernunft beherrschen, als Sie Ihren Entschluß faßten.“

„Ach, geehrte Frau, die Vernunft allein würde nicht die Macht gehabt haben, siegreich aus dem Kampfe mit meinem Stolze hervorzugehen. Bedenken Sie, welche Bitterkeit darin liegt, daß ich, ein Edelmann, der einer der ältesten Familien Schwedens angehört, jetzt der erste Diener auf dem Besitzthum meines Vaters bin! Glauben Sie, daß irgendeine Vernunft in der Welt im Stande wäre, durch ihre Argumente eine solche Demüthigung zu besiegen?“

„Das glaube ich allerdings, denn ich kann nicht begreifen, wie ein Vorurtheil mich so ausschließlich beherrschen könnte, daß ich mit meiner Vernunft nicht das

Demüthigende besiegen würde, welches darin lag, daß Sie einem thätigen Leben mit finanzieller Unabhängigkeit den Vorzug gaben vor einem weichen beschäftigungslosen Leben, während dessen Sie den Ueberrest ihres Vermögens aufzehrten. In Amerika sind wir gewohnt, die Arbeit zu schätzen und den Müßiggang zu verachten. Dort bricht sich jeder eine Bahn zum Wohlstand und hat das, was er ist, nur seiner eigenen Kraft zu danken."

„Graf Romarhjerta hätte aber wol auch anderwärts als gerade hier auf dieser Scholle, die einst sein gehörte, sich den Weg zur Unabhängigkeit bahnen können."

„Das ist wahr, aber Ihre Vernunft sagte Ihnen: «Ich schaffe mir nicht allein einen Wirkungskreis, sondern ich kann auch zugleich dieser Frau nützen, die einsam und fremd hier steht und deren ganze Zukunft von der Ehre und Redlichkeit der Personen abhängt, deren Händen sie ihr pecuniäres Wohlergehen anvertraut.»"

„Wenn ich so gefolgert hätte, wie Sie jetzt behaupten, so hätten Sie allerdings ein Recht zu sagen, die Vernunft sei mein Lenker gewesen, aber damals überlegte ich gar nicht. Ich berechnete weder den Nutzen, den ich durch Annahme Ihres Vorschlags mir oder Ihnen schaffen könnte, sondern ich folgte blos dem Gefühl, welches alle meine andern Eindrücke beherrschte."

„Und was für ein Gefühl war dies?"

„Ich weiß in der That selbst nicht, welchen Namen ich ihm geben soll", antwortete Hermann, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr. „Was ich weiß, ist blos das, daß Sie einen seltsamen Einfluß auf mich ausübten. Ich habe von Ihnen Demüthigungen hingenommen, die ich niemals jemand anderes verziehen haben würde. Sie haben alles, was ich werth gehalten, herabgezogen und mit Füßen getreten, und ich habe Ihnen in meinem Herzen recht gegeben. Sie haben meine Ansichten verlacht, meine Vorurtheile verspottet,

und dennoch bin ich in diesem Augenblicke Ihr erster Diener."

Es lag in Hermann's Ton ein Gemisch von Ernst und Unmuth.

„Wollen Sie, daß ich Ihnen die Ursache erkläre, weshalb Sie meine Worte geduldet und sich doch gleichzeitig dadurch schmerzlich berührt gefühlt haben?"

„Ja, lassen Sie mich dies hören, obschon ich bezweifle, daß Sie wirklich das rechte Wort zur Lösung des Räthsels finden."

Hätte Stephana in diesem Augenblick Hermann angesehen, so würde sie sicherlich in Verlegenheit gerathen sein, inwieweit sie das Gespräch fortsetzen sollte oder nicht. Sie hatte aber die Augen auf ihre Stickerei geheftet und sagte daher ganz ruhig:

„Sie sind in einer alten hochadelichen Familie aufgewachsen, die durch ihre Ahnen und Reichthümer ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung gewesen ist. Sie haben den Glauben an Ihre angeborene Ueberlegenheit, an Ihr Blut u. s. w. mit der Muttermilch eingesogen und mit Stolz, ja vielleicht mit Uebermuth auf alles herabgeblickt, was bürgerlich genannt wird, ohne ihm dieselben Gefühle und denselben Menschenwerth zuzugestehen, den Sie selbst besaßen. Nehmen Sie hierzu das den Schweden noch anhängende und lächerliche Vorurtheil, dem hohen Adel mit unterthäniger Hochachtung zu begegnen, und die natürliche Folge hiervon ist gewesen, daß Sie nur Nahrung für Ihren Stolz erhielten. Sie haben sich deshalb niemals vorstellen können, daß jemand es wagen würde, Sie schlicht und recht wie einen gewöhnlichen Menschen zu behandeln. Diese Ueberzeugung wurzelte bei Ihnen fest, weil man immer noch, obschon Sie nicht mehr reich waren, den Grafen Romarhjerta überall, wo er erscheint, mit offenen Armen empfängt, blos um seines Namens willen. Sie sind gewohnt, die Bürgerlichen ihre Artigkeiten verdoppeln und Ihnen eine

Aufmerksamkeit widmen zu sehen, die man einem jungen bürgerlichen Manne ganz bestimmt nicht erweisen würde. Sie sind auch gewohnt, daß die Damen aus dem Mittelstande sich durch Ihre Gesellschaft geschmeichelt fühlen und daß die Frau, welche den Professor D—, wenn er ihren Salon betritt, nur mit flüchtigem Kopfnicken begrüßt, dem Grafen mit ihrem verbindlichsten Lächeln entgegengeht, um ihn zu bewillkommnen, und alles, was in ihren Kräften steht, aufbietet, um ihn zu amusiren, während sie dem geistreichen und wegen seiner Kenntnisse allgemein geachteten Mann der Wissenschaft es überläßt, sich selbst zu zerstreuen, wie es ihm beliebt. Sie wissen, daß der Name Romarhjerta die Macht besitzt, Ihnen überall Zutritt zu öffnen und einen Tribut von Achtung zu verschaffen, den man blindlings dem Grafentitel zollt."

Stephana richtete den Kopf empor und heftete ihre Augen mit tiefem Ernst auf Hermann, während sie fortfuhr:

„Ich war die erste Person, die Ihnen begegnete und in Ihnen nicht den Grafen sah. Meine rein republikanische Denkweise machte, daß Sie für mich nicht mehr waren, als wenn Sie Ström, Berg oder Persson geheißen hätten. Als Sie glaubten, ich wollte Sie demüthigen, irrten Sie sich. Ich handelte und sprach, wie eine Person handeln und sprechen muß, die unmöglich begreifen kann, daß ein Mensch deshalb, weil er Graf oder Baron genannt wird, mehr Recht auf Achtung habe als irgendjemand anderes. Zum ersten mal in Ihrem Leben hörten Sie jemand ganz aufrichtig seinen Abscheu gegen den Adel und gegen den Druck aussprechen, den derselbe zu allen Zeiten ausgeübt, sowie über den niedrigen Standpunkt der wirklichen Bildung und Moral, auf welchem diese erste Klasse der Gesellschaft steht. Ich zerstörte, wie Sie selbst sagen, den Nimbus falscher Ueberlegenheit, womit Sie gewohnt waren, den Stand,

welchem Sie angehörten, zu umgeben, und ich zeigte Ihnen, wie nichtig und werthlos eine Größe ist, die sich nicht auf wirkliches Verdienst stützt, sondern es von einem Namen erhält, der seine Berühmtheit der Tradition verdankt."

Stephana machte eine Pause.

„Aber Sie sind noch nicht zum Resultat gelangt, geehrte Frau", bemerkte Hermann.

„Das Resultat war, daß meine Worte Sie auf Gedanken brachten, welche Sie veranlaßten, sie mit kalter Vernunft zu prüfen und —"

„Fahren Sie fort, ich bitte Sie."

„Und Sie konnten nicht die Wahrheit dessen leugnen, was ich in dem aufgeklärten Geist der Zeit sprach. Ihr Hochmuth — verzeihen Sie diesen harten Ausdruck — kämpfte ganz gewiß dagegen, aber die Stimme der Vernunft läßt sich nicht so leicht zum Schweigen bringen. Sobald wir einmal dem Licht der Wahrheit den Zutritt in unsere Seele gestatten, muß die Finsterniß daraus entweichen. Daß wir von dem Falschen so oft irre geleitet werden, hat seinen Grund darin, daß wir unser Ohr dem Wahren verschließen."

„Aber weshalb besaßen gerade Sie die Macht, mich zum Nachdenken über Ihre Worte zu bewegen und ihnen einen Einfluß auf mein Gemüth zu ermöglichen, während nicht einmal mein eigener Vater meinen unbeugsamen Stolz zu mindern vermochte?"

„Deshalb, weil ich zu Ihnen sprach, nachdem widrige Umstände Sie gezwungen hatten, einzusehen, daß der Mensch, um sich eine Existenz zu schaffen, etwas mehr braucht als einen glänzenden Namen. Ihre ökonomische Stellung hatte Sie schon gezwungen, von der Höhe, die Sie früher behauptet, herabzusteigen, und der Gedanke an die Zukunft hatte schon Raum für Betrachtungen geschaffen, welche Sie der Stimme der gesunden Vernunft zugänglich machten."

Hermann saß einige Augenblicke lang gedankenvoll da, dann sagte er:

„Es ist möglich, daß Sie recht haben, doch glaube ich, wenn Sie selbst in den besten Tagen meines Stolzes und meines Hochmuths zu mir gesprochen hätten, so würden Ihre Worte ganz denselben Eindruck auf mich gemacht haben."

„Nein, Graf Hermann", sagte Stephana mit Nachdruck, „sie würden blos einen unauslöschlichen Haß gegen mich erweckt haben."

„Ich sollte Sie hassen?" entgegnete Hermann und lächelte wehmüthig. „Allerdings möchte ich fast wünschen, es gekonnt zu haben, jetzt aber bezweifle ich sehr, daß Sie im Stande wären, auch nur meinen Unwillen gegen sich zu erwecken."

„Wer weiß, ob nicht später einmal ein Tag kommt, wo Sie —"

Stephana stand auf und ging auf das Piano zu.

Hermann folgte ihr.

„Wo ich?" wiederholte er fragend.

„Wo Sie wünschen, daß ich Ihnen niemals in den Weg gekommen sein möchte."

„Das ist wol möglich", antwortete Hermann langsam; „wenn aber ein solcher Tag kommt, so ist es blos mein eigenes unglückliches Schicksal, welches einen solchen Wunsch hervorruft. Sie kennen gelernt zu haben, werde ich stets als ein Glück betrachten, weil Sie mich das Edle und Erhabene schätzen gelernt haben."

„Ich danke Ihnen für diese Worte", antwortete Stephana, indem sie ihm die Hand reichte. „Was ich von Ihnen zu gewinnen wünschte, war Ihre Achtung."

Hermann führte schweigend ihre Hand an seine Lippen.

Stephana sagte hierauf:

„Singen Sie, Graf?"

„Nicht heute Abend. Aber Sie singen, hat man mir gesagt, obschon ich Sie noch niemals gehört habe."

„Ich sage wie Sie — nicht heute Abend.“

Stephana setzte sich an das Piano und spielte einige treffliche Pièçen von Chopin.

Als sie endete, war das Souper servirt, und während sie bei diesem saßen, kamen Jacobo und Jane nach Hause.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein paar Tage darauf — es war gerade in der Dämmerung — stand Stephana an einem der Salonfenster und blickte hinauf zu dem tiefblauen sternenhellen Himmel.

Jacobo saß am Piano und spielte die phantastischsten Melodien, Jane hatte sich in eine Sofaecke geduckt. Man hatte noch nicht Licht angezündet.

Plötzlich drehte Stephana sich herum und rief:

„Jacobo, komm einmal hierher!"

Er gehorchte dem Ruf.

„Sieh einmal diesen grellen Lichtschein! — das ist gewiß eine Feuersbrunst!" fuhr Stephana fort.

„Ja, bei Gott! Es sieht aus, als ob es in Furuhof wäre."

Jacobo war schon an der Thür.

„Laß anspannen — ich komme mit", rief Stephana.

„Ich will den Schlitten herschicken, denn ich nehme Leute mit und reite hinüber."

Mit diesen Worten war er verschwunden.

„Jane, ist der Graf noch nicht nach Hause?" fragte Stephana, während sie sich anschickte das Zimmer zu verlassen.

„Nein, er kommt erst morgen Abend — er ist in X—."

Jane war aufgesprungen und folgte Stephana, indem sie sagte:

„Ich begleite dich."

Wenige Augenblicke darauf flog der Schlitten auf dem Wege nach Furuhof an allen den Leuten vorüber, welche sich auf Jacobo's Aufforderung dorthin begaben.

Je näher man kam, desto stärker ward der Feuerschein von dem Walde her, wo Furuhof lag.

Stephana sprach während des ganzen Weges kein Wort, sondern trieb die Pferde an, welche sie selbst lenkte und die ihr vorkamen wie ein paar Schildkröten, obschon sie mit voller Schnelligkeit dahineilten.

Endlich bog sie in den breiten Waldweg ein, der nach Furuhof hinaufführte.

Bei dem Anblick, der sich ihr jetzt zeigte, riß sie die Zügel so heftig an sich, daß die Pferde, durch den Feuerschein und die hastige Bewegung scheu gemacht, sich bäumten und einen Seitensprung thaten, um dann in den Wald hineinzurennen.

„Knöpfe die Decke auf und springe hinaus", sagte Stephana zu Jane.

Dieser war es eben gelungen, die Decke aufzuknöpfen, als der Schlitten umschlug, worauf Jane herausgeworfen, Stephana aber noch ein Stück mit fortgeschleppt ward, bis es ihr durch eine gewaltige Kraftanstrengung gelang, sich von der Pelzdecke freizumachen. Dabei aber bekam sie einen so heftigen Schlag an den Kopf, daß sie das warme Blut am Halse herabströmen fühlte.

Gleichwol richtete Stephana, obschon ganz betäubt, sich auf, und nur durch eine starke Willensanstrengung gelang es ihr, sich auf den Füßen zu erhalten.

„Stephana, was ist dir geschehen?" rief Jane und kam auf sie zu.

„Halte mir ein wenig die Stirn und gib mir dann deinen Arm. Ich m u ß hin und wenn ich hinkriechen sollte", setzte sie heftig hinzu.

Sie riß Jane das Tuch aus der Hand und band es sich um ihre verwundete Stirn. Dann nahm sie Jane's Arm und setzte, ohne die Fragen, welche diese in ihrer Angst an sie that, zu beantworten, den Weg nach Furuhof fort, wo sie ein Feuermeer und das das brennende Haus umringende, gaffende Volk antraf, welches zuschaute, wie die Flammen den letzten Rest des Hauptgebäudes verzehrten, das ebenso wie das kleinere schon gänzlich niedergebrannt war.

„Wo ist die Gräfin?“ fragte Stephana, an allen Gliedern zitternd.

„Man hat sie dort hineingetragen“, sagte ein Bauer und zeigte seitwärts auf den Wald.

In demselben Augenblick hörte sie Jacobo mit starker Stimme Befehl geben, man solle durch Anwendung der Spritzen zu verhindern suchen, daß das Feuer die Bäume ergriffe, und auf diese Weise das noch größere Unglück eines Waldbrandes abwehren.

Stephana selbst lenkte ihre Schritte nach dem Orte, wo die Gräfin sich befinden sollte.

Man hatte die alte Dame auf einen Haufen Reiser gelegt, und Helfrid suchte weinend durch Benetzen der Schläfe mit Schnee sie wieder zur Besinnung zurückzurufen.

Stephana holte schnell ein Fuhrwerk herbei, und obschon es ihr vor den Augen schwindelte und vor den Ohren sauste, so bot sie doch die ganze Kraft ihres Willens auf, um ihren Schmerz zu bezwingen, bis sie die Gräfin nebst Helfrid und Jane im Schlitten hatte, um sie nach Kungsborg zu führen.

Stephana selbst beabsichtigte, Platz in einem kleinen Korbschlitten zu nehmen, den ein Bauer ihr anbot. Sie fühlte ihre Kräfte so erschöpft, daß sie die Gräfin nicht begleiten wollte, denn sie fürchtete ihren Schmerz nicht ganz bezwingen zu können.

Kaum hatte das Fuhrwerk mit den Abgebrannten

sich entfernt, so ward Stephana von einem solchen Schwindel überwältigt, daß sie nicht länger zu stehen vermochte, sondern nach den ihr zunächstbefindlichen Personen griff, um nicht zu fallen. Es war aber zu spät, und sie sank ohnmächtig zur Erde nieder.

Von den qualmenden Trümmern hinweg fuhr eine Stunde später ein Schlitten, in welchem ein Mann saß, der mit seinen Armen ein bleiches Weib stützte. Der Kutscher fuhr so schnell die Pferde laufen konnten nach Kungsborg.

„Wie fühlst du dich, Stephana?“ fragte er und neigte sich über sie.

„Ich weiß es selbst nicht, Jacobo“, antwortete Stephana, „aber es ist, als ob ein unbegreiflicher Schwindel meine Gedanken erfaßte. Ich fühle, daß — daß ich keine Macht über sie habe. Jacobo, es darf niemand mich pflegen oder bedienen — ich könnte — ich könnte — vieles sagen, was — was —“

Stephana drückte die Hand an die brennende Stirn.

„Was niemand hören darf“, flüsterte Jacobo.

Aber Stephana hörte nicht, was er sagte; sie murmelte blos: „O Adelstolz, du hast alles gerächt!“

Jane hatte auf Kungsborg sogleich zwei Zimmer für die Gräfin und ihre Tochter in Bereitschaft gesetzt. Man hatte auch sogleich nach dem Arzt geschickt, die Gräfin ward wieder zur Besinnung gebracht, aber sie war so schwächlich, daß man sie sogleich zu Bett schaffen mußte. Als sie aus ihrer langen Ohnmacht erwachte, hatte sie einen schweren Blutsturz gehabt.

Jane hatte alles nach bestem Vermögen besorgt und geordnet. Als sie die Einquartierten verließ, um sich in das untere Stockwerk zu begeben, fuhr der Schlitten, welchen man nach Stephana geschickt, an der Freitreppe vor.

„Gott sei Dank, da ist sie wieder!“ dachte Jane und eilte hinaus in die Vorhalle, um sie zu empfangen. „Ich bin wegen dieses armen Kindes in fürchterlicher Unruhe gewesen“, fuhr sie in Gedanken fort.

In demselben Augenblick ward die Thür der Vorhalle aufgerissen, und Jacobo trat, Stephana tragend, ein, während Eklund ihm folgte.

Jacobo hatte einen Shawl um Stephana's Kopf gehüllt, sodaß niemand die unzusammenhängenden Worte erhaschen konnte, welche sie in ihrem wilden Fieberwahnsinn hervorstammelte.

„Rufe den Doctor hierher“, war alles, was Jacobo sagte, nachdem er sie in den Salon hineingetragen hatte.

„Gott, Vater im Himmel, Jacobo!“ schrie Jane, „wie steht es denn?“

„Still, still! bringe schnell Stephana's Zimmer in Ordnung und laß den Arzt sofort herbeirufen.“

Jacobo legte, indem er dies sagte, Stephana auf das Sofa und eilte laut weinend hinaus.

Es dauerte nicht lange, so trat der Arzt ein.

„Herr Doctor“, sagte Jacobo, „Frau Stephensen hat eine schwere Kopfwunde davongetragen und phantasirt.“

Als der Arzt Stephana's Arm faßte, um den Puls zu untersuchen, rief sie heftig:

„Er ist fort — er ist fort!“

„Haben Sie die Güte, Herr Doctor, womöglich ihrem Phantasiren ein Ende zu machen, und vor allen Dingen vergessen Sie jedes Wort, welches sie in diesem Zustande äußert“, sagte Jacobo, der bei den Worten, welche Stephana fortfuhr im Fieberwahnsinn zu sprechen, die Farbe wechselte.

Der Arzt antwortete blos:

„Wir Aerzte haben blos Gedächtniß für das, was unsere Wissenschaft angeht, außerdem vergessen wir alles, was wir sehen und hören.“

Hierauf ertheilte er einige Vorschriften, mischte einen kühlenden Trank, legte kalte Umschläge auf den Kopf u. s. w. Die Folge dieser Maßregeln war, daß Stephana sehr bald ruhiger ward.

Jacobo hielt Wort und ließ niemand weiter als Jane in das Zimmer kommen, aber auch diese nur auf ganz kurze Augenblicke.

Gegen Morgen schlief Stephana ein und der Arzt erklärte, daß Jacobo sie nun der Obhut und Abwartung jeder beliebigen Person anvertrauen könne, weil nach dem Schlafe alles Phantasiren aufhören würde.

„Dieses Phantasiren ist nicht blos durch den Schlag auf den Kopf entstanden", sagte der Arzt, „sondern fast noch mehr aus der zugleich hinzugetretenen heftigen Gemüthserschütterung. Wenn das Gemüth durch Ruhe wieder in seinen frühern Zustand zurückkehrt, wird auch die Verwirrung der Gedanken aufhören."

Nach dem Abend und der Nacht, die für die Gräfin Romarhjerta so stürmisch und unheilvoll gewesen, brach endlich der Tag an.

Bleich wie eine Leiche, mit noch im Tode stolzem Ausdruck des Antlitzes, während jeder Zug das Gepräge von Seelen= und Körperleiden trug, lag die Gräfin jetzt als Gast in ihrem frühern Schlosse Kungsborg, in demselben Zimmer, welches ihr früher zum Schlafgemach gedient.

Das Zimmer war beinahe noch unverändert und die matten Augen ruhten auf jedem Gegenstand mit einem eigenthümlich schmerzlichen und bittern Ausdruck.

Sie athmete schwer und man sah, daß sie litt, aber keine Klage kam über die festgeschlossenen Lippen.

Helfrid saß am Lager der Mutter, in einen Sessel zusammengesunken, und auf ihrem schönen Antlitz zeigten sich Spuren von Thränen.

„Du weißt, Helfrid", flüsterte die Mutter mit matter Stimme, „ich wollte, ich hätte noch Thränen, aber ihr Quell ist vertrocknet, sonst würde ich blutige Zähren bei dem Gedanken vergießen, daß ich als obdachloser Fremdling jetzt hier ruhe unter dem Dache unserer Väter."

„Geliebte Mama", stammelte Helfrid, „nicht diese Gedanken jetzt, wo du so schwach bist!"

Sie ergriff die abgezehrte Hand ihrer Mutter und drückte sie weinend an ihre Lippen.

„Dein Leben", flüsterte sie, „ist für deine arme Tochter das Theuerste, was sie besitzt."

„Helfrid, deine Mutter hat sich überlebt; wünsche nicht, daß sie ihre noch übrigen Tage im Bewußtsein des unrettbaren Verfalls ihres Hauses hinschleppen soll. Bitte vielmehr Gott, daß er sie sterben lasse und ihr weitere Demüthigungen erspare."

Es trat eine Pause ein. Plötzlich hob die Gräfin wieder an:

„Hermann weiß wol noch nichts?"

„Nein, er ist nach X— gereist."

„Es wird ein bitterer Kelch sein, den er leeren muß", sagte die Mutter seufzend, und Helfrid drückte die Hand auf die unruhig wogende Brust.

Der Tag verging, ohne daß eine Veränderung, weder zum Bessern noch zum Schlimmern, sich in dem Zustand der Gräfin bemerkbar machte.

Mit Stephana dagegen hatte es sich bedeutend gebessert und gegen Abend hatte sie sich ankleiden lassen. Sie ruhte auf einem Sofa in ihrem Boudoir.

„Nun, Jacobo, ist der Graf wieder da?" fragte sie, als Jacobo eintrat.

„Nein, er wird erst morgen kommen, wenigstens hat er bei seiner Abreise so zu dem Verwalter gesagt. — Aber wie geht es mit dir?"

Jacobo setzte sich neben Stephana und ergriff ihre Hand.

„Mit Ausnahme eines heftigen Kopfwehs und allgemeiner Mattigkeit befinde ich mich ganz wohl."

„Gestern Abend hattest du einen Anfall von heftigem Fieber. Er dauerte nur eine kurze Weile."

„Und während dieser Zeit sprach ich von —"

„Von allem."

„Ha!"

Stephana fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Es hat aber ebenso wie in Barthen niemand weiter als ich etwas davon gehört."

„War mein Kopf ebenso heftig angegriffen wie damals?"

„Ja, obschon mit dem Unterschied, daß letzterer Anfall nur einige Stunden dauerte, während der in Barthen mehrere Tage währte."

„Habe ich während dieses unglücklichen Anfalls irgendwelche Namen genannt?"

„Ja."

„Dann kennst du also mein ganzes Leben?"

„Ich habe es errathen, denn deine Worte waren völlig unzusammenhängend."

„Kennst du auch das Band zwischen mir und Elin?"

„Ich ahne es."

Stephana sah gedankenvoll vor sich hin.

„Betrübt es dich, Stephana, daß die Vergangenheit mir bekannt ist?"

„Nein, Jacobo, ich wünschte, daß mein Leben für dich wäre, wie ein aufgeschlagenes Buch, und einst, wenn es mir unmöglich sein wird, mich selbst klar zu beurtheilen, sollst du mein Gewissen werden. Ich that mir einmal selbst das Gelübde — es geschah auf einem Grabe — daß die Vergangenheit todt sein solle, und hätte das Schicksal mir nicht Elin in den Weg geführt, so wäre auch sie mit dem Staube dessen, der im Grabe ruhte, begraben gewesen, aber man hatte mir Elin's Zukunft als Erbe anvertraut und ich nahm das Erbe an."

„Elin, immer Elin“, sagte Jacobo lächelnd. „Ist sie denn dieses Interesse und alle die Opfer, die du ihr gebracht, auch wirklich werth?“

„Ja.“

Wieder entstand eine Pause.

„Zu Anfang des Monats Juni wird sie hier sein“, sagte Stephana plötzlich.

„Aber, Stephana, was du durch diesen ihren Besuch bezwecken willst, begreife ich nicht.“

„Du verstehst das jetzt nicht, wenn aber mein Werk vollendet ist, dann wirst du mich begreifen.“

Stephana begann nun von der Gräfin Romarhjerta und Miß Helfrid sowie von der jetzigen mislichen Lage dieser Personen zu sprechen.

Als Jacobo im Begriff stand sich zu entfernen, sagte Stephana:

„Sag' den Leuten, daß niemand dem Grafen eher etwas von dem Unglücksfall sagen soll, als bis ich mit ihm gesprochen habe. Ich selbst will ihm den betrübenden Vorfall mittheilen. Ich werde mich bemühen, diese Mittheilung so wenig bitter als möglich zu machen.“

„Wenn irgendjemand im Stande ist, ein Unglück zu mindern, so bist du es“, sagte Jacobo. „Es ist gleichwol möglich, daß er unterwegs Kenntniß davon erlangt hat.“

„Das glaube ich nicht“, entgegnete Stephana; „er kommt ja von der entgegengesetzten Richtung.“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Am nächstfolgenden Morgen, als der Arzt bei Stephana gewesen war, nach ihrer Kopfwunde gesehen und sie ersucht hatte, sich so still als möglich zu verhalten, ließ sie sich dessenungeachtet ankleiden, um der Gräfin einen Besuch zu machen.

Stephana's ganze Erscheinung hatte etwas so Leidendes, daß man deutlich sah, daß sie einen schweren, sowol innern als äußern Schmerz durchgemacht hatte.

Als sie die Hand auf das Schloß der Thür legte, welche in das Zimmer der Gräfin führte, blieb sie einen Augenblick stehen. Die schneeweißen Wangen wurden von einer Purpurflamme überzogen und aus dem Auge zuckte ein drohender Blitz.

„O Gott", murmelte sie, „wie unbegreiflich sind deine Wege, daß ich, gerade in diesem Zimmer, ihr, dieser stolzen und übermüthigen Frau, eine Heimat unter meinem Dache anbiete — unter diesem Dach, welches das ihrige war und unter welchem sie einmal Elin so unbarmherzig verstieß! O du gütiger Vater im Himmel, bewahre mich vor jedem Gefühl der Rachgier und gib mir nun Stärke, eine echte Christin zu sein! Ich will des Wortes eingedenk sein, welches er über seine Henker sprach: «Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun!»"

Der düstere, drohende Ausdruck verschwand, und als Stephana in das Vorzimmer der Gräfin trat, lag ein Gepräge von so unbeschreiblicher Sanftmuth auf ihrem ganzen Antlitz, daß sie dem Engel der Barmherzigkeit glich, welcher herniederschwebt, um mit den Leidenden zu weinen und den Betrübten Trost zu spenden.

Helfrid stand auf und kam Stephana entgegen; ehe aber das junge Mädchen noch ein einziges Wort sagen konnte, um ihren Dank für das Wohlwollen und die Theilnahme auszudrücken, die ihnen bewiesen worden, rief Stephana, indem sie ihre beiden Hände faßte:

„Kein Wort, Fräulein Helfrid. Wäre Kungsborg niedergebrannt, so wären Sie die ersten gewesen, die mir eine Freistätte in Furuhof geöffnet hätten. Sprechen wir daher nicht davon. Wie geht es mit der Gräfin?"

„Die Nacht war ruhiger, als wir zu hoffen wagten", antwortete Helfrid mit Rührung und drückte Stephana dankbar die Hände.

„Darf ich zu ihr hineingehen?" fragte Stephana.

„Ich will fragen."

Mit diesen Worten verschwand Helfrid hinter dem Thürvorhange und erschien gleich darauf wieder, um Stephana zu bitten, näher zu treten.

Stephana näherte sich der Kranken mit einem so bezaubernden Ausdruck von Milde und Sanftmuth, daß ihr ganzes Wesen dadurch gleichsam verklärt ward.

Es lag ein ganzer Himmel von Güte in dem Blick, welchen sie auf die Gräfin heftete, und es war, als ob sie die stolze Frau um Verzeihung bitten wollte, daß sie ihr den Dienst, den sie ihr erzeigt, hatte leisten können.

Die Gräfin konnte, obschon kalt gegen alle, die nicht ihrer Familie angehörten, sich doch nicht eines Gefühls der Rührung erwehren, als sie Stephana erblickte. Mit matter Bewegung reichte sie ihr die Hand und sagte, nicht ohne einen Anflug von stolzer Bitterkeit:

„Geehrte Frau, ich bin Ihnen ewigen Dank für die Theilnahme schuldig, die Sie mir bewiesen, sowie für die Gastfreundschaft, die ich jetzt in meiner frühern Heimat genieße.“

Stephana ergriff die dargebotene Hand, und einer innern Stimme, die aus ihrem reinen und edeln Herzen kam, gehorchend, führte sie die Hand an ihre Lippen, indem sie mit gerührter Stimme flüsterte:

„Frau Gräfin, Sie stehen mir gegenüber in keiner Schuld, denn was ich jetzt im Stande gewesen bin, für Sie zu thun, dasselbe würden Sie gethan haben, wenn das Unglück mich getroffen hätte. Die einzige Bitte, die ich an Sie habe, ist, zu vergessen, daß dieses Haus nicht das Ihrige ist. Ach, Frau Gräfin, mein Herz fühlt sich heute stolz und glücklich bei dem Gedanken, daß ich Ihnen im mindesten habe von Nutzen sein können.“

Stephana's Benehmen war von ihrer gewöhnlichen Art und Weise, oder von dem, wie die Gräfin sie früher gesehen, ungemein verschieden. Die edle, von ihrem Wesen sonst so unzertrennliche Würde, die vollendete Weltdame, das geistreiche Weib von überlegener Bildung war verschwunden und sie stand hier als ein liebevolles bittendes Kind mit einer Thräne im Auge und die stolze Stirn demüthig senkend.

Die sonst so klare entschiedene Stimme mit ihrer musikalischen Biegung war jetzt schwach und hatte einen eigenthümlichen wehmüthigen Tonfall, der in dem Innern der Gräfin einen besondern Schmerz zu erwecken schien.

Sie schloß die Augen und lauschte gleichsam dem Tone, dann seufzte sie und flüsterte einige verbindliche, obschon etwas kalte Worte.

Die stolze Dame war eine viel zu große Egoistin, um durch die Güte anderer so vollständig gerührt zu werden, daß sie vergessen hätte, daß diese Güte von ihr nicht vergolten werden konnte, und daß sie folglich in der

ewigen Schuld der Person blieb, von welcher ihr diese Güte erzeigt ward.

Helfrid dagegen war von Stephana's Benehmen so tief gerührt, daß es ihr die Thränen in die Augen lockte, und als sie sich entfernte, flüsterte sie:

„Sie sind ein Engel, theuere Freundin."

Die beiden jungen Damen standen allein im Vorzimmer, als Helfrid dies sagte. Stephana drehte sich bei diesem Ausruf nach ihr herum, und man konnte sagen, daß jeder Zug ihres Antlitzes Erkenntlichkeit ausdrückte.

„Ach, Fräulein Helfrid, dieser Augenblick und diese Worte von Ihnen, einer Romarhjerta, sind mir eine reiche Belohnung für ein ganzes Leben des Leidens!"

Sie drückte Helfrid die Hand und verschwand.

Stephana flog fast an Eklund vorbei, der sich in dem Vorgemach der Gräfin befand, und eilte die nach der Gemäldegalerie führende Treppe hinauf, wo sie, beide Hände auf die unruhig arbeitende Brust drückend, vor dem Bildniß der Gräfin Gunilla stehen blieb. Wie lange sie so dastand, wußte sie selbst nicht, plötzlich aber ward sie aus ihren tiefen Gedanken erweckt, indem eine Hand vorsichtig die ihrige faßte und eine helle wohlklingende Stimme auf englisch sagte:

„Du bist bei der Gräfin gewesen?"

„Ja, Jacobo", antwortete Stephana, indem sie sich nach ihm herumwendete.

„Sieh mich an, Stephana, und sage: was empfandest du, als du an dem Lager dieses vom Unglück hartgeprüften Weibes standest?"

In Jacobo's Ton lag etwas Ernst-Bestimmtes, wie wenn jemand zu einem Kinde spricht, welches für seine Handlungen Rechenschaft schuldig ist.

Stephana legte ihre Hand auf seine Schulter, sah ihm gerade in die Augen und antwortete:

„Ich fühlte mich ausgesöhnt mit meinem ganzen verflossenen Leben, und ich war demüthig in meinem inner-

sten Herzen. Ja, Jacobo, ich fühlte, daß du mich zu einer wahren Christin gemacht hast, und ich möchte um kein Glück der Welt jenen Augenblick des alles verzeihenden Gefühls vertauschen, welches sich meiner bemächtigte, als ich vor ihr stand. Ich fühlte, daß ich im Stande wäre, mich selbst für ihr Glück aufzuopfern. Ach, Jacobo, Jacobo, du weißt noch nicht alles, aber ich weiß, daß ohne dich Stephana heute nicht die über alle persönliche Leiden und Interessen erhabene Frau gewesen wäre, die sie jetzt ist. — Gott lohne es dir!"

„Ich danke", sagte Jacobo und seine Lippen berührten Stephana's Stirn.

Eklund öffnete die Thür und trat ein.

„Der Graf ist wieder da", sagte er mit bewegter Stimme.

„Weiß der Graf etwas?" fragte Stephana hastig.

„Nein, ich glaube es nicht, denn Persson, der den Grafen gefahren hat, wußte von nichts."

„Und Sie haben ihm nichts gesagt, Herr Eklund?"

„Sie sagten ja, ich sollte schweigen, geehrte Frau."

„Ich danke Ihnen dafür. Sagen Sie dem Grafen, daß ich die Ehre zu haben wünsche, mit ihm zu sprechen."

„Hier?"

„Nein, ich erwarte ihn unten in dem grünen Cabinet."

Stephana drückte Jacobo die Hand und verließ das Zimmer.

Einige Augenblicke darauf trat Graf Hermann in das Cabinet, wo er Stephana antraf.

Bei dem ersten Blick, den er auf sie warf, sah er, daß sie krank gewesen war und daß sie noch jetzt mit einem gewissen Grad von Schmerz kämpfte.

Stephana ging ihm entgegen und reichte ihm beide Hände, indem sie in herzlichem Tone sagte:

„Willkommen daheim! Verzeihen Sie mir, daß ich Sie habe rufen lassen, aber ich habe Ihnen einen be-

trübenden Vorfall mitzutheilen und wünschte, daß niemand anderes Sie vornweg dadurch betrübte. — Ich schmeichelte mir, als Freundin das Vorrecht zu besitzen, das Bittere weniger bitter zu machen."

Stephana sah ihn, indem sie dies sagte, mit jenem Ausdruck unbegrenzter Herzensgüte an, wodurch sie die Gräfin mit dem Demüthigenden ihrer Lage auszusöhnen gesucht hatte.

Hermann's Blick weilte auf ihr mit so inniger Bewunderung, daß es schien, als ob er über diesem Anschauen vergäße, daß sie ihn auf ein unangenehmes Ereigniß vorbereitete.

„Was Sie mir auch zu sagen haben, geehrte Frau, so wird die Gewißheit, daß Sie sich als meine Freundin betrachten, Ihrer Mittheilung einen großen Theil der Bitterkeit nehmen, die sie vielleicht enthält. Ihre Freundschaft würde mich mit jedem Unglücke aussöhnen, welches mich treffen könnte."

„Gott gebe, daß sie das könnte. Seien Sie versichert, daß ich als Ihre ergebene und aufrichtige Freundin Ihnen alles zu ersparen wünsche, was Ihnen Kummer verursachen kann. Das, um was es sich jetzt handelt, gehört, Gott sei Dank, auch nur zu den Ereignissen, welche man Misgeschicke nennen kann, und nicht wahr, Sie werden von einem solchen sich nicht entmuthigen lassen?"

Hermann hielt noch ihre Hand gefaßt und hätte beinahe denselben Ausruf gethan wie Helfrid, so kindlich engelgut sah Stephana aus.

„An Misgeschick bin ich gewöhnt, und da es mir einen Augenblick wahrer Theilnahme von Ihnen verschafft, so werde ich es ohne Murren tragen. Sagen Sie mir nun, worin es besteht."

„Furuhof ist ein Raub der Flammen geworden, aber Ihre Mutter und Schwester sind unversehrt und unter meinem Dach."

Stephana hatte schnell gesprochen, gleichsam um den Schmerz kurz zu machen.

Hermann's Hand klammerte sich fest um die ihrige, er schloß schnell die Augen und kniff die Lippen zusammen, sodaß sie ganz weiß wurden. Einen Augenblick darauf aber war sein schönes Antlitz wieder ruhig, obschon die Stirn noch unnatürlich bleich aussah.

„Ist bei diesem Unglücksfall ein Menschenleben verloren gegangen?“ fragte Hermann. „Wie trägt meine arme Mutter diesen neuen Schlag?“

„Es ist kein Leben verloren gegangen und Ihre Mutter trägt ihr Schicksal wie — eine Romarhjerta.“

„Sie sind ihr guter Engel gewesen“, sagte Hermann, indem er Stephana's Hand küßte.

„Es war eine Rolle, die ich sehr gern übernahm“, flüsterte Stephana, und Thränen zitterten in den großen dunkeln Augen.

Hermann fuhr sich mit der Hand über die Stirn, holte tief Athem und sagte:

„Das ist ein harter Schlag, aber ich werde Ihnen ewig dankbar dafür sein, geehrte Frau, daß Sie mir den Schmerz ersparten, diese Mittheilung von jemand anderes zu hören als von Ihnen.“

„Und nun, Graf, haben Sie den ersten Stoß ausgehalten und parirt wie ein Mann“, sagte Stephana. „Erlauben Sie mir, in meiner Eigenschaft als Freundin Ihnen zu sagen, wie wir die Sache nun arrangiren wollen, damit Ihre Mutter die Folgen des Unglücks, das sie getroffen hat, so wenig als möglich fühle. Versprechen Sie mir, abgesehen davon, daß Sie ein Edelmann sind und ich ein Kind aus dem Volke, mich als Ihre Schwester zu betrachten, und lassen Sie uns ganz aufrichtig, ohne Stolz miteinander sprechen. Wenn Sie mit Ihrer Mutter sprechen, so ist es nothwendig, daß Sie mit einem für ihren Stolz passenden Vorschlag sie mit ihrem Verweilen unter diesem Dache aussöhnen.“

Stephana bat nun den Grafen, der Mutter begreiflich zu machen, daß der Theil des Ertrags von Kungsborg, der auf seinen Antheil kam, vollkommen groß genug war, um die Kosten für ihr Verweilen hier zu decken.

„Aber“, setzte Stephana hinzu, „sollten Sie glauben, daß —“

„Reden Sie aus, ich bitte.“

„Sollten Sie glauben, daß es verletzend für sie sei, von —“

„Von dem Lohne ihres Sohnes bei Ihnen zu leben“, ergänzte der Graf.

„Ach, Herr Graf, ist Ihr Stolz gegen mich immer noch derselbe?“ fragte Stephana und es lag etwas Wehmüthiges in ihrer Stimme.

„Ach nein. Glauben Sie mir, ich hege keinen Stolz gegen Sie, aber meine Mutter —“

„Ja, diese besitzt ihn, und wenn sie deshalb nicht von dem Ertrage leben will, auf den Sie ein Recht haben, so lassen Sie sie glauben, daß Sie von den Zinsen des Kapitals, welches noch von ihrem Familienvermögen übrig ist, mich für ihre Beherbergung hier bezahlen. Mit wenigen Worten, thun Sie, was Ihnen beliebt, dafern Sie die Sache nur so einrichten, daß die Gräfin auf keine Weise erfährt, daß sie die mindeste Verbindlichkeit gegen mich hat. — Mein Haus und alles, was ich besitze, steht ihr zu Diensten, aber ich wünsche vor allen Dingen, daß sie so wenig als möglich den Verlust fühle, den sie erlitten hat.“

„Welche zartsinnige Herzensgüte beweisen Sie uns und wie soll ich Ihnen beweisen, wie tief ich meine Verbindlichkeit fühle?“

„Dadurch, daß Sie Achtung vor dem Guten und Edeln hegen, möge es sich offenbaren, wo es wolle, und daß Sie glauben, ein hoher Sinn könne ebensowol

in der Brust eines einfachen Seemanns wohnen als in der des hochgeborenen Edelmanns."

Die Gräfin Romarhjerta und Helfrid sollten dem Vorschlage gemäß, den Hermann seiner Mutter gemacht, auf Kungsborg bleiben bis zum Frühling, und Stephana für ihre Beherbergung bezahlen. Wenn die schöne Jahreszeit da wäre, sollte die Gräfin um ihrer schwachen Brust willen eine Reise nach einem Badeorte in den wärmern Gegenden machen.

Auf diese Weise war es Hermann gelungen, seine Mutter mit der bittern Nothwendigkeit auszusöhnen, in dem Hause einer Person zu verweilen, von der sie nicht bestimmt wußte, welcher Gesellschaftsklasse sie eigentlich angehörte.

Vielleicht hätte Hermann sie doch nicht dazu zu überreden vermocht, wenn nicht ihre schwer angegriffene Brust, die nach der Feuersbrunst, dem Schrecken und dem langen Verweilen in der kalten Luft so schwach geworden, daß sie nicht ohne Lebensgefahr einen Wechsel des Aufenthaltsortes vorzunehmen wagte, aus der Nothwendigkeit ein Gesetz gemacht hätte.

Stephana hatte mit der größten Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit gesucht, durch ihre Gesellschaft der Kranken die langen Stunden zu verkürzen. Zugleich hatte sie die ganze rechte Seite der untern Etage der Gräfin und ihrer Tochter zur Disposition gestellt, damit sie allen gewohnten Comfort besitzen möchten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Februarmonat und ein Theil des März waren vergangen.

Die Gräfin lag jetzt auf ihrem Sofa, und obschon noch matt und schwach, fand sie doch Vergnügen daran, des Abends alle in ihrem Salon versammelt zu sehen.

Sie bildete sich dann ein, sie sei noch Herrscherin auf Kungsborg, und vergaß oft ganz die Wirklichkeit und die Zeit, die an Demüthigungen so reich war, über der Illusion, daß ihre Stellung noch dieselbe sei wie früher.

Stephana, welche das Vergnügen, welches die Gräfin empfand, alles um sich versammelt zu sehen, recht wohl begriff, machte es bald zur Gewohnheit, daß man sich jeden Abend, wenn sie es nicht ausdrücklich verbat, bei ihr einfand.

Jacobo und Helfrid trafen auf diese Weise täglich zusammen, und der intelligente, außergewöhnliche, junge Mann ward nicht blos ein Günstling des Fräuleins, sondern auch von der Gräfin gern gesehen, welche seiner geistreichen Conversation mit wirklichem Interesse zuhörte. Oft, wenn man sich wieder getrennt hatte, pflegte die Gräfin seufzend zu bemerken:

„Wie schade, daß er kein Edelmann ist! So muß man stets eine gewisse Zurückhaltung gegen ihn beobachten, damit er nicht eine hohe Meinung von sich fasse und möglicherweise auf den Gedanken komme, daß man ihn als seinesgleichen betrachte."

Helfrid sagte nichts, aber selbst sie dachte auch:

„Wie schade, daß er kein Edelmann ist!"

Jacobo dagegen, der durchaus nicht an seine Ueberlegenheit dachte und das wirklich große Interesse, welches er erweckte, ebenso wenig kannte als den Kummer, den sein bürgerlicher Name bereitete, war in seinem Benehmen gegen die Gräfin und Helfrid gerade so wie gegen jeden, in dessen Gesellschaft er sich bewegte.

Daß Helfrid ihn interessirte, war leicht zu sehen, aber es war ein vollständig intellectuelles Interesse und es lag nichts darin, was auf wärmere oder lebhaftere Gefühle hätte schließen lassen.

Er ging mit ihr auf dieselbe einfache und herzliche Weise um, wie mit Stephana, obschon weniger vertraulich.

Helfrid dagegen, deren ganzes Leben still verflossen war und ohne daß ein Schimmer von Leidenschaft die Ruhe ihrer Seele getrübt hätte, schien in Jacobo's Gesellschaft und durch den Umgang mit ihm mehr Leben und Wärme sowol in Gedanken als in Gefühlen zu gewinnen.

Es war, als wenn die ungewöhnlich guten und edeln Elemente in der Seele des jungen Mädchens zur Thätigkeit erweckt worden wären und sie selbst das Bewußtsein erlangt hätte, daß auch sie ein Wesen sei, welches einen Wirkungskreis, sowol außer als in sich, suchen müsse.

Sie fühlte während des täglichen Umgangs mit Stephana und Jacobo, daß sie ihnen an Seelen- und Gemüthsbildung weit, weit nachstand, und oft, wenn diese beiden Fremdlinge aus einer andern Welt ihre Gedanken

austauschten, saß Helfrid, von den neuen Ideen und deren Reichthum gleichsam geblendet, stumm daneben.

Eines Abends waren alle wie gewöhnlich im Salon der Gräfin versammelt.

Auf einem Schemel neben dem Sofa sitzend, erzählte Jane auf den Wunsch der Gräfin einige Episoden aus dem Sklavenleben, denn Jane war in den Sklavenstaaten geboren und erzogen und kannte deshalb das, was sie erzählte, aus eigener Anschauung.

In geringer Entfernung davon, um einen kleinen Tisch herum, saßen Hermann, Stephana, Jacobo und Helfrid.

„Wer hat denn dieses Bild gemalt?“ fragte Helfrid und zeigte auf ein Gemälde, das über dem Sofa hing und ein junges Mädchen vorstellte, welches vor einem Heiligenbilde auf den Knien lag. In den festgefalteten Händen, dem innigen Blicke und der ganzen Stellung glaubte man das inbrünstigste Gebet lesen zu können.

„Jacobo hat es gemalt“, antwortete Stephana.

Hermann blickte von seiner Zeitung auf und heftete die Augen auf das Gemälde.

„Ist Herr Lange auch Künstler?“ fragte Helfrid.

„Wie Sie sehen, Fräulein, pfusche ich auch in die Genremalerei“, antwortete Jacobo mit seinem ruhigen Lächeln.

„Es ist seltsam, jemand zu sehen, der so verschiedene Dinge sich aneignet, wie die, womit Sie sich befassen“, hob Helfrid wieder an. „Ich sollte meinen, die Zeit könne dazu gar nicht ausreichen.“

„Man hat immer Zeit genug, wenn man sie anwenden will“, entgegnete Jacobo. „Der Fehler liegt darin, daß wir so verschwenderisch mit diesem goldenen Geschenk umgehen. Wenn man es richtig schätzen lernen will, so muß man in Amerika leben. Dort versteht man, aus der Zeit Gold zu machen. Wissen Sie wol, Fräulein, was hier in Schweden mein Erstaunen erregt hat? Eben

der Umstand, wie der Schwede sein Leben vergeudet und wie wenig er die Gaben, welche die Natur ihm geschenkt, zu nützen versteht."

„Es ist möglich, daß dem so ist, andererseits aber ist der Schwede an und für sich weniger materiell als der Amerikaner, der nur lebt, um die materiellen Bedürfnisse zu befriedigen."

„Aber durch diese Anstrengung werden die Kräfte der Seele geübt und daraus entstehen intellectuelle Bedürfnisse und auch intellectuelle Entwickelung. Vergleichen Sie nur die Schwedin und Amerikanerin und Sie werden erstaunen, wie hoch letztere in Bezug auf Intelligenz über der erstern steht."

„Das war aber kein Compliment für uns Schweden", meinte Helfrid lächelnd.

„Auf Kosten der Wahrheit mache ich niemals ein Compliment."

„Dann betrachten Sie uns also in Bezug auf den Verstand als ziemlich beschränkte Wesen."

„Das will ich nicht sagen, aber Ihre ganze Erziehung ist blos darauf berechnet, daß Sie einmal heirathen und, wenn dies geschehen ist, auf dem Sofa oder hinter dem Stickrahmen weiter vegetiren. Die Amerikanerin dagegen wird gleich von ihrer Kindheit an zu einem selbstständigen Wesen erzogen, welches keinen Mann braucht, um sich in der Welt zu bewegen, sondern sich durch eigene Arbeit einen Weg bahnen kann."

„Aber so ist das Verhältniß bei uns blos mit den arbeitenden Klassen. Die Bessern und Vermögendern haben ja nicht das materielle Interesse an der Arbeit."

„Nein, sie brauchen nicht für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten, das ist wahr; aber sie thun gar nichts, und dies ist etwas, was die Amerikanerin sich nicht erlaubt. Sie fühlt, daß sie eine Seele hat und diese der Veredlung bedarf, und wenn sie Vermögen besitzt, so verwendet sie ihre Zeit zur Vermehrung ihrer Kenntnisse und erhält

dadurch auch in den Augen des Mannes einen höhern Werth, als sie hier besitzt."

„Ich glaube, Sie sind parteiisch."

„Beweisen Sie mir dies", sagte Jacobo und sah Helfrid mit seinen hellen, offenen, klaren Augen an.

„Das würde sehr schwierig sein. Sagen Sie mir statt dessen, worin Sie glauben, daß ich meine Zeit vergeude."

„Das ist eine Gewissensfrage und ich fürchte sie nicht aufrichtig beantworten zu können."

„Wirklich? Und warum nicht?"

Helfrid stützte den Arm auf den Tisch und die Wange auf die Hand. Ihr reines schönes Antlitz hatte eine lebhafte Farbe gewonnen und das tiefblaue Auge war forschend auf Jacobo geheftet.

„Weil ich mich dann einer Unhöflichkeit schuldig machen würde, die Sie mir vielleicht nicht verzeihen könnten."

„Ich habe ja selbst durch meine Frage Ihre Aufrichtigkeit herausgefordert und folglich kann sie mich nicht verletzen. Antworten Sie mir mit Ihrer gewöhnlichen Einfachheit."

„Nun gut, wenn Sie es einmal wollen, so soll es geschehen", entgegnete Jacobo lächelnd. „Sie fragten, womit Sie Ihre Zeit vergeudeten."

„Ganz richtig — das möchte ich gern wissen."

„Wohlan, mein Fräulein, Sie vergeuden sie mit allem, und ich behaupte, daß Sie kaum zwei Stunden täglich auf nützliche Weise anwenden."

„Das ist wol etwas zu viel gesagt", entgegnete Helfrid und erröthete unwillkürlich. „Diese Behauptung müssen Sie beweisen."

„Sehr gern", antwortete Jacobo, indem er sich näher zu Helfrid hinneigte und mit gesenkter Stimme fortfuhr: „Jedoch es ist überflüssig. Sie werden es selbst einsehen, wenn Sie sich jeden Abend, ehe sie sich zur Ruhe begeben, die Fragen vorlegen: Was habe ich heute ausge-

richtet? — Habe ich mit diesem Tage meines Lebens etwas genützt? — Habe ich ihn zu meinem eigenen Nutzen, zu meiner eigenen Ausbildung und Veredlung angewendet? — Wenn dann Ihr Gewissen sagt: Dieser Tag ist zwecklos gewesen, dann haben Sie auch Ihre Zeit vergeudet."

Helfrid handhabte fleißig ihre Nadel und schwieg.

„Sehen Sie, Fräulein Helfrid, meine Worte haben Sie erzürnt", sagte Jacobo, nachdem er sie lange und schweigend betrachtet hatte.

„Keineswegs, aber sie haben mich geschmerzt, denn Sie haben recht."

„Wenn dem so ist, mein Fräulein, so bin ich auch vollkommen überzeugt, daß dieser Tag der letzte ist, den sie vergeudet haben."

„Ich fürchte leider, daß mein ganzes Leben eine fortgesetzte Vergeudung sein wird."

„Weshalb?"

„Was wollen Sie, daß ich thue?"

„Arbeiten."

Helfrid blickte rasch zu ihm auf.

Er lächelte ernst über den Ausdruck ihres Blicks und sagte:

„Die Arbeit veredelt, der Müßigang erniedrigt, das merken Sie sich. Wer nicht um des materiellen Gewinnes wegen arbeiten muß, muß es um eines geistigen willen thun, und um seine Fähigkeiten anzuwenden und seinen Vorrath an Kenntnissen zu vermehren, sich mit der Natur und ihren Gesetzen bekannt machen. Er muß sich selbst dadurch veredeln, daß er Wohlthätigkeit und Fleiß zu seinen Begleitern wählt. Sehen Sie, dies ist das Feld, auf welchem jedes weibliche Wesen arbeiten kann, selbst wenn es eine Königstochter wäre."

Jacobo erhob sich und näherte sich den andern Personen, welche während seines Zwiegesprächs mit Helfrid sich zu der Gräfin gesetzt hatten.

Wenige Augenblicke darauf bewegte er sich mitten in der Sklavenfrage.

Helfrid blieb schweigend und über ihre Arbeit gebeugt sitzen. Man sah ihr an dem ganzen Ausdrucke ihrer Züge an, daß Jacobo's Worte tief in ihre Seele gedrungen waren.

Eines Abends hatte sich die Gräfin in den großen Salon führen lassen. Das Gespräch kam auf den Roman „Jane Eyre“ von Currer Bell.

„Dieses Buch kann nur von dem Gesichtspunkte einer Charakterschilderung aus betrachtet werden, denn Jane ist keine eigentliche Romanheldin“, sagte Stephana. „Als Charakterroman ist das Werk aber meisterhaft.“

„Ich gebe das zu“, antwortete Hermann, „aber es kommen gewisse Scenen darin vor, wo Jane nicht Weib ist.“

„Welche denn?“ fragte Jacobo.

„Zum Beispiel, wo sie ihre Gefühle bekennt. Hier hat sie die Grenzen des Gebiets des Weiblichen überschritten.“

„Liegt in einer solchen Behauptung nicht ein Vorurtheil? Ich dagegen finde es im allgemeinen unerklärlich, weshalb wir Männer allein das Recht haben sollen, zu einem Weibe die Sprache des Herzens zu reden, während wir jede dergleichen Aeußerung von ihrer Seite misbilligen.“

„Aber Sie werden nicht behaupten wollen, Herr Lange, daß wir Frauen Ihnen unsere Gefühle erklären sollen, bevor Sie uns etwas von den Ihrigen gesagt“, fiel Helfrid lächelnd ein.

„Und warum nicht?“

„Weil in einem solchen Schritt stets die Möglichkeit liegt, daß man sich der Demüthigung aussetze, verschmäht zu werden.“

„Aber, mein Gott, Sie riskiren ja nicht mehr als wir, und weshalb soll die Demüthigung für Sie größer sein als für uns? Darin liegt eben das Vorurtheil.“

„Sollte es Ihnen wirklich gefallen, wenn das Weib, welches Sie einmal lieben, Ihnen seine Liebe gestände, bevor Sie ihm ein Wort gesagt haben?“ fragte der Graf.

„Ja, bei meiner Ehre, denn dann hätte sie mir bewiesen, daß sie ein Herz besitzt.“

Es lag etwas ganz Eigenthümliches in Jacobo's Ton, als er dies sagte.

„Mir würde es wie ein Ausbruch unbewachten Gefühls vorkommen“, sagte Hermann.

„Warum unbewachten Gefühls und nicht lieber wie ein Ausdruck wahrer und unüberlegter Hingebung? Ich für meinen Theil kann nicht begreifen, was für ein Reiz darin liegen kann, das Geständniß der Liebe eines Weibes erbetteln zu müssen. Die Folge hiervon ist in den meisten Fällen die, daß die Frauen ein Vergnügen darin finden, sich angebetet zu sehen, einen Sklaven zu besitzen, den sie durch ihre Blicke aufheitern oder zermalmen können. Sie spielen dann so viele Rollen, daß das wirkliche Gefühl abgestumpft wird und wir der Spielball ihrer Launen werden.“

Jacobo lehnte sich in seinen Sessel zurück. Er sah bleich aus.

Helfrid's Augen richteten sich unwillkürlich auf ihn und seine zerstreute Miene machte einen unangenehmen Eindruck auf sie.

„Ich für meinen Theil halte es für unumgänglich nothwendig, daß ein solcher Zwang für das Gefühl des Weibes besteht, denn sie würde sonst all jenes Keusche, Zarte und kindlich Unschuldige verlieren, was sie jetzt auszeichnet. Sie würde eine Amazone werden, die ihr Herz nach Laune verschenkte. Glauben Sie mir, das moralisch

Schöne bei dem Weibe würde verschwinden und sie ebenso wie wir ein Sklave vieler unedeln Eindrücke werden."

„Besonders wenn Sie die Sache so auffassen, Herr Graf. Meine Ansicht von dem Weibe ist in der That so hoch, daß ich glaube, sie nimmt im allgemeinen einen weit höhern moralischen Standpunkt ein als wir. Ihre Natur ist von der Art, daß sie niemals die Sklavin des Niedrigen werden kann, und zwar deshalb, weil sie wahr bleibt. — Wir Männer dagegen lieben im allgemeinen, in dem Weibe eine Sklavin zu sehen, und es liegt im ganzen in diesem selbst genommenen Vorrecht des Mannes etwas von orientalischer Sitte. Auch werden wir für diese moralische Tyrannei gezüchtigt, weil wir uns gerade von dem Weibe, an welches wir unsere edelsten Gefühle verschwenden, verrathen und betrogen sehen."

Wieder blickte Jacobo gedankenvoll vor sich hin.

Es trat eine Pause ein.

„Jacobo, sing' uns etwas vor", sagte Stephana, welche diesen Abend ungewöhnlich schweigsam war.

„Ja, Herr Lange, machen Sie uns das Vergnügen, Sie singen zu hören", mischte die Gräfin sich ein, welche selten an dem Gespräch theilnahm, weil es sie anstrengte. „Frau Stephensen hat schon oft von Ihrer ungewöhnlich schönen Stimme gesprochen, aber bisjetzt haben wir sie noch nicht zu hören bekommen."

„Sehr gern", antwortete Jacobo und ging an das Piano.

Stephana hatte sich neben das Instrument in einen Schaukelstuhl gesetzt. Helfrid blieb auf dem kleinen Sofa sitzen, und der Graf stand an den Kamin gelehnt.

Einige Augenblicke ließ Jacobo die Hand über die Tasten eilen, dann drehte er den Kopf herum und sagte zu Stephana:

„Was soll ich singen?“

„Was du willst — es ist deine wunderbare Stimme, was ich zu hören wünsche“, antwortete Stephana leise, aber doch nicht so leise, daß ihre Worte dem Grafen entgangen wären.

Hermann zog die Augenbrauen zusammen und warf einen düstern Blick auf Stephana, die vollständig von dem starken Lichtschein des Kronleuchters beleuchtet ward; aber sie bemerkte nicht seine finstere Miene, denn der ihrige weilte mit wehmüthigem Ausdruck auf Jacobo.

Einen Augenblick darauf ertönte eine wirklich wunderbar schöne Stimme durch das Zimmer.

Jacobo sang ein schottisches Gebirgslied.

Den Kopf auf die Hand stützend und mit verhaltenem Athem lauschte Helfrid. Es kam ihr vor, als ob er durch seinen Gesang ihre Seele zu sich zöge, und es war ihr, als ob jede Fiber bebte und als ob das Herz schneller und frischer schlüge.

Es lag in der männlichen klangvollen Stimme so viel Seele, so viel Feuer und dennoch so viel weiches Gefühl, daß Helfrid noch niemals einen so mächtigen Eindruck von irgendeinem Gesange erfahren hatte.

Als Jacobo die erste Strophe sang, wendete er den Kopf nach Stephana herum, und Helfrid, die hinter ihm saß, vermuthete, daß er Stephana auch ansähe, was den Eindruck des Gesanges auf peinliche Weise störte.

„Er liebt sie“, dachte Helfrid, und ein unwiderstehlicher Drang zum Weinen bemächtigte sich ihres Innern.

„Er liebt sie“, dachte Hermann und kniff die Lippen zusammen.

Jacobo sang nun einige bengalische Lieder und zum Schluß ein spanisches.

In dem letztern lag so viel Glut, so viel Musik, daß Helfrid, ohne zu wissen, was sie that, und von dem

Gesange hingerissen aufstand und sich dem Stuhle näherte, auf welchem der Sänger saß. Hier blieb sie hinter ihm stehen.

Sie war bleich geworden und die großen Augen blickten so wunderbar schwärmerisch, daß man deutlich sah, wie jeder Ton ihr ins Herz gedrungen war.

Als Jacobo mit dem spanischen Liede fertig war, stand er auf und sagte:

„Darf ich Ihnen meinen Platz einräumen, Fräulein?"

„Nein, Herr Lange; wer würde nach Ihnen singen wollen? Das wäre vermessen." Helfrid reichte ihm die Hand und setzte hinzu: „Ich danke Ihnen."

Stephana sagte nichts, sie saß unbeweglich, und Jacobo näherte sich der Gräfin, die ihm über das Vergnügen, welches er ihr bereitet, ein höfliches Compliment machte.

„Herr Lange besitzt wirklich eine wunderbare Stimme", sagte Hermann zu Stephana, die bei dem Ton seiner Worte zusammenfuhr. „Und wunderbar ist auch die Wirkung, die er erzielt."

„Ja", sagte Stephana und erhob sich. „Ich möchte diese Stimme in meinem letzten Augenblick hören und bei dem Klange dieser reinen Töne meinen letzten Seufzer aushauchen."

„Wie glücklich ist der, der diese Gabe besitzt, sogar den Tod angenehm zu machen!" sagte der Graf mit einem Anflug von Ironie in seiner Stimme.

„Ich habe schönere, stärkere und vollere Stimmen gehört als die seine", hob Stephana wieder an, ohne etwas auf die Worte des Grafen zu entgegnen, „aber ich habe fast niemals eine Stimme gehört, die mir so zugesagt hätte. Es liegt darin etwas männlich Kräftiges und dennoch so unbeschreiblich Gefühlvolles, sodaß sie mir vorkommt wie ein Bild

von Jacobo's Innerm, und ebendeshalb beherrscht sie mich."

Helfrid hatte Stephana schweigend zugehört. Was sie dachte und fühlte, das wußte nur Gott, aber während der noch übrigen Stunden des Abends war sie abwesend und träumerisch.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ein paar Personen, welche Kungsborg sehr oft besuchten, waren der Baron Skjöld und seine Mutter und Schwester. Sie wohnten ganz in der Nähe von Kungsborg und waren sozusagen mit Hermann und Helfrid aufgewachsen.

Fräulein Aurora Skjöld war Helfrid's Freundin, was man gewöhnlich darunter versteht, und der Baron hatte sich stets als ein sehr warmer Bewunderer von Helfrid's Schönheit gezeigt.

Während der Zeit, wo Graf Romarhjerta auf Furuhof gewohnt hatte, waren der Baron und das Fräulein auf Reisen im Auslande gewesen und erst gegen Weihnachten wieder nach Aengsvik, dem Besitzthum des Barons, zurückgekehrt.

Daß der Umgang mit den Bewohnern von Kungsborg lebhaft ward, versteht sich von selbst, wenn man erstens die alte Bekanntschaft mit der gräflichen Familie und dann das Vergnügen bedenkt, welches ein jeder an dem Besuche von Stephana's Haus fand.

Reich, schön und mit Witz begabt, war sie geschaffen einen Zauberkreis um sich zu ziehen, in welchem ein jeder sich wohl fühlte. Dies war der Grund, daß der Baron jede Woche wenigstens einmal Kungsborg be=

suchte und die Bewohner desselben sehr oft nach Aengsvik einlud.

Ein paar Tage nach dem vorhin beschriebenen Abend war man zu dem Baron eingeladen. Jane blieb zu Hause bei der Gräfin, und die übrigen rüsteten sich zum Aufbruch.

Als die Schlitten vorfuhren und die Damen einsteigen sollten, sagte der Graf zu Stephana:

„Ich habe mir die Freiheit genommen, mir das Recht vorzubehalten, Sie zu fahren, und es Herrn Lange überlassen, der Kutscher meiner Schwester zu sein. Ich hoffe, daß Sie die Güte haben werden, mich nicht zu verabschieden."

„Gewiß nicht", sagte Stephana lächelnd und stieg in den Schlitten des Grafen. Fort eilten sie über das Schneegefild, während die Schellen munter klingelten.

Es war ein sonnenheller frischer Nachmittag in den letzten Tagen des März, und die bereiften Bäume funkelten im Schein der untergehenden Sonne, als ob sie mit Diamanten bestreut wären.

„Gestehen Sie, daß ein schöner Wintertag hier in unserm hohen Norden etwas Schönes hat. Er athmet Kraft und Stärke", sagte der Graf.

„Ja, er ist unbeschreiblich belebend, und wenn man, wie wir jetzt, einen großen Wald mit hohen Bäumen und Bergen passirt, dann fühlt man, daß es überall in der Welt schön ist, am besten aber doch daheim im Norden."

„Daheim?" wiederholte der Graf und sah Stephana an. „Ihre Heimat ist der Norden doch nicht!"

„Ist das Geburtsland nicht unsere Heimat?" fragte Stephana.

„Aber Schweden ist nicht Ihr Geburtsland; Sie sind ja in Amerika geboren."

„Wer hat das gesagt?"

„Sie selbst, als meine Mutter Sie einmal fragte."

„Ich antwortete: Amerika ist mein Vaterland, aber nicht mein Geburtsland. Damit meinte ich, Amerika hat mich erzogen, meine Wiege aber, Herr Graf, hat einmal in Schweden gestanden. Ich bin ein Kind des hohen Nordens."

„Unmöglich, möchte ich sagen. Sie haben soviel Südländisches in Ihrem Aeußern."

„Das mag wol sein, aber ich bin Schwedin von Seele und Herzen, von Gedanken und Gefühl, oder glauben Sie, daß ich aus einem Welttheil nach dem andern gereist sei, um in einem fremden Lande zu sterben? Nein, meine Sehnsucht nach der Heimat war es, die mich hierher zog. Ich wünschte, da zu sterben, wo ich zuerst das Licht der Welt erblickte."

„Sie müssen aber sehr jung gewesen sein, als Sie Schweden verließen, da Sie Ihre Muttersprache so haben vergessen können, daß Sie dieselbe nur gebrochen zu reden vermögen."

„Ich war ein Kind, als ich Schweden verließ", antwortete Stephana wehmüthig lächelnd.

Der Graf hätte gern noch mehr gefragt, aber er wagte nicht, aus Furcht, indiscret zu erscheinen, und da Stephana das Gespräch zugleich auf etwas anderes brachte, so sah er ein, daß sie über diesen Gegenstand nicht weiter sprechen wollte. Er hörte zerstreut ihren Worten zu.

Plötzlich sagte er, ohne irgendwelchen Zusammenhang mit dem, was vorher gesprochen worden:

„Ich wünsche eine Frage an Sie zu thun, aber ich fürchte wirklich, zudringlich zu erscheinen."

„O hier, während einer Fahrt unter freiem Himmel, gebe ich Ihnen Erlaubniß, zu fragen, was Ihnen beliebt, und behalte mir nur das Recht vor, die Frage unbeantwortet zu lassen, wenn es mir beliebt."

„Und Sie versprechen, mir nicht zu zürnen?"

„Ich verspreche es."

„Nun dann sagen Sie mir aufrichtig: Welche Bande fesseln Sie an Herrn Lange?“

Hermann's blaue Augen senkten sich tief in Stephana's. Er wollte die Bewegung lesen, welche seine Frage in ihrem Blick emporrufen würde; aber dieser blieb ruhig, und ohne im mindesten verlegen zu werden, antwortete sie:

„Das stärkste und unauflöslichste Freundschaftsband. Er ist eine ganze Reihe von Jahren mir mehr gewesen als Bruder, Vater, Mutter und Gatte, denn er ist der gewesen, der das Gute in mir geweckt, der, wenn ich ein edles Weib bin, mich dazu gemacht hat. Er hat mir einen moralischen Werth gegeben.“

„Das, geehrte Frau, ist keine directe Antwort auf meine Frage. Ist es blos ein Band der Neigung oder der Verwandtschaft, welches Sie vereinigt? Warum, wenn er Ihnen so viel gewesen ist, haben Sie Ihr Schicksal nicht unauflöslich mit dem seinen verschmolzen?“

„Weil mein Schicksal mit dem Kummer verschmolzen ist, den ich lebenslang tragen muß. Dies ist aber ein Thema, über welches ich mich weder erklären kann noch erklären will. — Sie fragten, ob wir miteinander verwandt wären. — Ja, dies sind wir, denn mein Onkel war der Gatte seiner Tante. Dieses Verwandtschaftsband hat uns zusammengeführt, und wer einmal unter den Einfluß von Jacobo's ungewöhnlichem und redlichem Charakter kommt, der muß sich ihm fürs ganze Leben anschließen, besonders wenn man wie ich mehrere Jahre lang mit ihm in tägliche Berührung gekommen ist.“

„Eine solche tägliche Berührung zwischen zwei jungen Personen pflegt sehr gefährlich zu sein, besonders wenn diese, wie mit Ihnen beiden der Fall ist, schön sind und hinsichtlich ihrer Gedanken und Gefühle miteinander übereinstimmen. Haben Sie niemals diese Gefahr kennen gelernt?“

Und wieder sah der Graf seine Begleiterin an.

„O ja“, antwortete sie einfach. „Es gab eine Zeit,

wo Jacobo vor meiner Phantasie als der einzige stand, an dessen Seite mir das Glück hätte blühen können. Es erhoben sich jedoch zwischen ihm und mir Verhältnisse, welche es meinem Herzen unmöglich machten, ein wirkliches Gefühl der Liebe zu nähren, und wir wurden, was wir bis zum Tode bleiben werden — ein paar treue Freunde.“

„Werden Sie für ihn niemals etwas anderes werden als eine Freundin?“

„Nein, niemals“, antwortete Stephana so bestimmt und ernst, daß man deutlich hörte, daß sie die Wahrheit sprach.

„Ich danke, Stephana“, flüsterte der Graf und gab den Pferden einen Hieb.

Beide schwiegen eine lange Weile.

„Warum haben Sie sich niemals vermählt, Graf Hermann?“ fragte Stephana plötzlich.

Hermann zuckte zusammen und riß die Zügel heftig an sich, antwortete aber:

„Das werde ich Ihnen einmal erklären, aber nicht jetzt.“

Während des noch übrigen Theils des Weges ward nicht ein einziges Wort gewechselt.

Am Abend, als man nach Hause fuhr, war der Graf ungewöhnlich einsilbig, und man konnte sehen, daß seine Gedanken nichts weniger als angenehm waren. Eine Wolke nach der andern zog über die bleiche Stirn, die in dem Mondschein noch bleicher aussah.

„Sie sind heute Abend nicht auf guter Laune, Graf, nicht wahr?“ fragte Stephana.

„Ach, geehrte Frau, Sie haben auf dem Herwege meine Gedanken auf etwas geleitet, wovon ich selbst den Schatten fliehen zu können wünschte. Und nun habe ich Vergleiche gezogen, was mein Leben hätte sein können und was es ist.“

„Gewöhnlich schaffen wir selbst unser Schicksal, und

das, was wir leiden, ist in den meisten Fällen eine Folge unserer eigenen Fehler."

„Leider haben Sie recht, aber gestehen Sie, daß etwas verzweifelt Bitteres in dem Gedanken liegt, daß das Glück, welches wir träumen, uns niemals beschieden sein wird — sondern daß wir durch ein entsetzliches Schicksal davon ausgeschlossen sind. Ach geehrte Frau, ich wäre versucht, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn ich bedenke, daß das Schicksal mir gleichsam aus Hohn ein Paradies gezeigt hat, welches niemals mein werden kann."

„Warum kann es das nicht?"

„Und das fragen Sie? — Es gibt Augenblicke, wo ich wünschte, daß Sie mir niemals begegnet wären, denn durch Sie ist mir das Schicksal, welches ich mir bereitet, nur noch schwerer zu tragen geworden."

„Haben Sie es sich selbst geschaffen, so tragen Sie es auch wie ein Mann."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Von diesem Abend an entstand zwischen Hermann und Stephana wieder eine gewisse Entfremdung.

Er erwies ihr womöglich einen noch höhern Grad von Achtung als vorher, und sie verdoppelte ihr verbindliches und zartfühlendes Benehmen gegen die Gräfin, beide aber, Stephana sowol als der Graf, wichen sorgfältig jedem vertraulichen Gespräch und jedem tête-à-tête aus.

Sie sprachen sich niemals anders als in dem Salon der Gräfin, und hier war die Conversation allgemein.

Dagegen hatte Stephana sich Helfrid zu nähern gesucht, und obschon das junge Mädchen anfangs etwas zurückhaltend war, so konnte sie doch unmöglich umhin, sich an Stephana anzuschließen, deren unübertreffliche Herzensgüte und Zartgefühl sie so oft rührte.

Stephana hinwiederum hatte die unbegrenzte Liebe bewundert, welche Helfrid gegen ihre Mutter und gegen ihren Bruder hegte. Es gab kein Opfer, keine Entbehrung, nichts in der ganzen Welt, wozu sie nicht für sie bereit war.

Dieses Gefühl lag aber nicht auf der äußern Fläche. Dem, welcher nur Helfrid's stets ruhiges Wesen sah, welches auch keinen Schimmer von Exaltation besaß —

ward es kaum sichtbar; wenn man aber wie Stephana alle ihre Bewegungen beobachtete und verfolgte, dann bewunderte man dieses reiche, schweigend thätige Herz.

Auch Jacobo verfolgte die unbedeutendsten Handlungen Helfrid's mit steigendem Interesse und übte einen mächtigen Einfluß auf sie aus.

Sein reicher und starker Geist erweckte gleichsam ihren intellectuellen Menschen zum Leben und Bewußtsein.

Helfrid begann die Leere und Oberflächlichkeit der Bildung, die sie besaß, sowie das Bedürfniß einer wirklichern und durchgreifendern zu fühlen.

Dieses Bewußtsein war zugleich von einem allgemeinen Gefühle moralischer Veredlung begleitet.

Jacobo's Gespräche über den menschlichen Charakter, die Quellen, aus welchen unsere Fehler entstehen, die Nahrung, die sie durch unsere Unbekanntschaft mit diesen Quellen erhalten, und wie wir dadurch, daß wir uns selbst gründlich kennen lernen, die Fähigkeit besitzen, unsern Charakter zu veredeln und zu einem höhern moralischen Standpunkt zu erheben — alles dies war eine neue Welt, die Jacobo dem jungen Mädchen erschloß, welches von der Natur mit so vielen und reichen Schätzen der Herzensgüte und einer nach allem Edeln strebenden Seele ausgestattet war.

Eines Tages — es war ein sonnenheller Aprilvormittag — als Stephana in das obere Stockwerk ging, um das frühere Schlafzimmer der Gräfin Gunilla in Augenschein zu nehmen, weil es ebenso wie das Spiegelcabinet und der kleine Salon für Stephana's persönlichen Gebrauch in Stand gesetzt worden, nahm sie ihren Weg durch die jetzt so prachtvolle Gemäldegalerie.

Als sie in dieselbe trat, sah sie Helfrid vor dem Porträt der Gräfin Gunilla stehen, welches Stephana mit einem neuen Rahmen versehen und so hatte restauriren lassen, daß es ganz wie neu aussah. Es war mitten auf der langen Seite der Galerie angebracht.

„Kennen Sie dieses Bildniß?“ fragte Stephana.

„Ja, aber ich begreife nicht —"

„Wie es hierher kommt, während doch alle andern nach Furuhof gesendet und dort ein Raub der Flammen wurden, wollen Sie sagen?" unterbrach sie Stephana.

„Allerdings."

„Nichts ist einfacher. Als ich alle die Bildnisse, welche den Stolz Ihrer Familie ausmachten, zurücksendete, behielt ich mir dieses einzige vor, welches für Sie eine Demüthigung enthielt, dagegen für mich einen wirklichen Werth besaß."

„Welchen Werth konnte es für Sie haben? — Kennen Sie die Geschichte der Gräfin Gunilla Romarhjerta?"

„Nein, aber ich weiß, daß sie aus dem Volke stammte, daß sie infolge dessen von dem angeborenen Hochmuth Ihrer Familie zu leiden hatte, und deshalb interessirt mich das Bild."

„Hochmuth?" wiederholte Helfrid und heftete ihre großen dunkelblauen Augen mit einem entschieden misbilligenden Ausdruck auf Stephana.

„Ja, das Wort klingt nicht schön, Fräulein Helfrid, aber es ist wahr; oder wie wollen Sie das Vorurtheil nennen, infolge dessen Gunilla von Ihrer Familie so gut wie verstoßen ward?"

„Woher wissen Sie, daß sie verstoßen ward?"

„Ich weiß, daß ihr Bildniß eines Platzes unter Ihren Stammvätern unwürdig erachtet ward, und dies war eine Folge von Hochmuth, um nicht zu sagen Uebermuth."

Helfrid wechselte die Farbe. Stephana hatte jetzt die empfindliche Saite in dem Herzen des jungen Mädchens angeschlagen.

„Warum nennen Sie eins der edelsten Gefühle Hochmuth?"

„Eins der edelsten Gefühle? Ach, mein Fräulein, ich kann wirklich nicht begreifen, wie Sie dieses als edel vertheidigen wollen", sagte Stephana mit Ironie.

„Liegt nicht etwas Edles in der Achtung vor den großen und glänzenden Eigenschaften unserer Vorväter und in der Ehrfurcht, welche wir einem Namen erweisen, der von ausgezeichneten Personen getragen worden? Liegt nicht etwas Erhabenes darin, daß wir diesen Namen nicht von andern wollen tragen lassen als solchen, welche einen besitzen, der ebenfalls ausgezeichnet und geachtet ist? Und endlich werden Sie wol nicht bestreiten, daß, da der Adel ursprünglich von dem Edelsten, was eine Nation besessen, ausgegangen ist und eben infolge seiner höhern Vorzüge sich über die Masse erhoben hat, es auch die Pflicht jedes Edelmanns ist, nicht durch Verbindung mit Personen, welche durchaus keinen Anspruch darauf haben, ihren Ursprung von den edelsten Sprößlingen der Nation herzuleiten, einen Namen zu erniedrigen, der gerade durch die Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, ein Recht darauf hat, heilig gehalten zu werden."

Helfrid's ganze Erscheinung war imposant, als sie so sprach, und das königlich emporgetragene Haupt schien für eine Krone geschaffen zu sein.

So dachte auch Stephana, als sie mit einem mehr mitleidigen als verächtlichen Lächeln dieses schöne Musterbild einer jungen Edeldame betrachtete.

„Der Stolz auf einen Namen ist ungefähr ebenso weise wie der Stolz auf äußere Schönheit. Er ist lächerlich, wenn er nicht vereint ist mit edelm Streben nach moralischer Ausbildung, und egoistisch, wenn er, wie der Fall stets ist, uns gegen das wirkliche Verdienst blind macht, während wir das ererbte anbeten. Sie sagen, ein edler Name dürfe nicht durch Verbindung mit Personen erniedrigt werden, die keinen solchen besitzen. Ein Name, Fräulein Helfrid, wird aber blos dann erniedrigt, wenn wir ihn Personen schenken, deren Charakter und Handlungsweise sie zu schlechten Menschen stempelt, auch wenn sie einen noch so glänzenden Namen besäßen; aber er wird nicht dadurch erniedrigt, daß man ihn geringen,

aber tüchtigen Menschen schenkt. Antworten Sie mir, Fräulein Helfrid, Sie, die Sie Gunilla Romarhjerta's Geschichte kennen. War sie ein achtungswerthes oder ein verächtliches Weib?"

„Was ihren Charakter betrifft, so war sie in jeder Beziehung achtungswerth, und sie würde auch Achtung genossen haben, wenn sie nicht so vermessen gewesen wäre, sich würdig zu glauben, den Namen Romarhjerta zu tragen."

„Und warum war sie dieses Namens nicht würdig?"

„Geehrte Frau, sie war eine schlichte Fischerstochter."

„Fräulein Helfrid, das nennen Sie edeln Stolz, ich aber nenne es herzlosen Hochmuth!"

Stephana richtete sich empor und schien, während sie sprach, höher und größer zu werden als gewöhnlich, ein solches Gepräge ergreifender Hoheit lag in ihrem ganzen Wesen.

„Ich würde, wenn Gott mich aus adelichem Blut hätte geboren werden lassen", fuhr sie fort, „vor mir selbst und vor Gott erröthen, wenn ich meine Menschenwürde so tief erniedrigte und meine Eigenschaft als Christ so weit vergäße, daß ich nicht vor allen Dingen der Tugend und dem wahren Verdienst meine Achtung schenkte, auch wenn es in dem zerlumpten Kittel des Bettlers angetroffen würde. Ich würde mich stolz und geehrt fühlen, mich mit dem Edeln und Guten zu verbinden, auch wenn es in der Gesellschaft einen noch so geringen Standpunkt einnähme, wohl wissend, daß ich mich durch eine solche Verbindung vor Gott erhöhte, anstatt mich, wie Sie es betrachten, zu erniedrigen. Schauen Sie dorthin", setzte Stephana in ernstem Tone hinzu, „dort unten an der Thür sehen Sie das Bildniß Katharina's von Medici, jener blutdürstigen Tigerin in Purpur, jenes mit Verbrechen besudelten Weibes, und gleichwol würden dieselben Mitglieder Ihrer Familie, welche jene tugendhafte Fischerstochter verstießen, sich mit Stolz ge-

rühmt haben, mit diesem gekrönten Ungeheuer verwandt zu sein, dafern sie durch ihre Abstammung dazu berechtigt gewesen wären. Ist diese Auffassung von Menschenwürde und Vorzügen wahr und edel, dann, Fräulein Helfrid, ist das Christenthum falsch und alles Schöne und Herrliche, welches es uns lehrt, eine Lüge."

Helfrid stand wie betäubt von den energischen Worten; vielleicht fühlte sie sich auch geblendet von der Wahrheit, die sie enthielten. Gewiß ist, daß sie ihr Herz gleichsam still stehen fühlte.

Es trat ein längeres Schweigen ein, welches endlich wieder von Stephana unterbrochen ward, indem sie sagte:

„Es war ein sonderbares Spiel des Schicksals, daß alle Bildnisse Ihrer übrigen Verwandten gleichsam verschwinden mußten, während dieses Bild, das einzige, welches Sie für unwürdig hielten, sich in Gesellschaft der übrigen zu befinden, allein übrig geblieben ist, um den Repräsentanten der Familie Romarhjerta eine ewige Anklage über erlittenes Unrecht zuzurufen. Es liegt eine Nemesis in der Laune des Zufalls. Die Bilder der berühmten Heerführer sind Staub und Asche, aber das Bild der in der Stille leidenden und gedemüthigten Tugend hängt hier in der verödeten Burg wie die stille Gewissensqual im Herzen."

Stephana wendete sich von dem Bildniß ab und sagte, um das Gespräch auf etwas anderes zu bringen:

„Was meinen Sie von jenem Gemälde dort? Dem Korsar an dem Sarge seiner Braut."

„Es ist schön."

„Nicht wahr? Betrachten Sie sein Antlitz. In seiner Gestalt ist Kraft, wilde Leidenschaft und Sieg verkörpert. In den Zügen aber und in der Körperstellung liest man, daß seine Macht gebrochen ist, und wodurch? Durch den Verlust seines guten Engels."

„Ja, was ist unsere Stärke, was ist alle unsere Macht, wenn das Gute uns verläßt!" sagte Helfrid.

„Darin haben Sie recht; keine Macht ist so groß als die des Guten, und niemals zeigt sich der Mensch so in seiner ganzen Stärke, als wenn er durch das Gute siegen will."

Einige Augenblicke später gingen Helfrid und Stephana wieder hinab, um eine Promenade zu machen. Unten am Parke begegneten sie Jacobo.

„Wie? Du hier?" sagte Stephana; „ich sah dich ja ganz zeitig nach Akersnäs reiten."

„Ich bin überall und nirgends", antwortete Jacobo lächelnd; „übrigens hatte ich auch zu viel an das gedacht, was nicht zur heutigen Arbeit gehörte, und an diese zu wenig. Die Folge davon war, daß ich meine Zeichnungen zu der neuen Wasserleitung vergaß, welche jetzt in Angriff genommen werden soll, und deshalb mußte ich schnell wieder zurück, um sie zu holen."

Er nahm Abschied und eilte weiter nach dem Hause.

„Was denken Sie von Jacobo, Fräulein Helfrid?" fragte Stephana.

„Ich finde in ihm einen seltenen und ungewöhnlich reichbegabten jungen Mann. Sein überlegener Geist blendet und die Klarheit seiner Fassungsgabe setzt in Erstaunen."

„Nun, braucht er wol ein Edelmann zu sein, damit Sie ihm Ihre Achtung schenken?"

„Nein, ebenso wenig wie Sie, geehrte Frau, eine Edeldame zu sein brauchen, um Bewunderung zu erwecken."

„Und gleichwol würden Sie vor Schrecken erbleichen, wenn Ihr Bruder sein Schicksal mit einer so bewundernswürdigen, aber bürgerlichen Frau, wie ich bin, vereinigte."

Stephana's Ton war ungewöhnlich bitter.

„Ich würde nicht erbleichen, wol aber würde ich beklagen, daß Sie zu Ihren übrigen glänzenden Eigenschaften nicht auch die eines dazu passenden Namens zählen können. Uebrigens glaube ich, daß es eigentlich, was

mich persönlich betrifft, nicht die geringste Einwirkung äußern würde, wol aber würde es mich wegen des Schmerzes beunruhigen, den meine Mutter darüber empfinden würde. Sie ist zu alt, um ihre Lebensanschauung oder ihre Begriffe von Recht oder Unrecht zu ändern."

„Glauben Sie das wirklich? Und ich hatte die Absicht, sie ihren aristokratischen Begriffen untreu zu machen."

Stephana lächelte, indem sie dies sagte, so bezaubernd mild und sah so unbeschreiblich gut aus, daß Helfrid sie unwiderstehlich fand.

„Sie üben wirklich eine seltsame Macht auf das Menschenherz aus, aber —"

„Aber in diesem Fall bezweifeln Sie meine Macht, nicht wahr? Wer weiß! Ich pflege stets zu siegen, wenn ich will. Doch lassen wir dieses Thema ruhen. Wenn der Sieg mein wird, so werden wir weiter darüber sprechen."

„Etwas, worüber ich mich oft gewundert habe", hob Helfrid nach einer kurzen Pause wieder an, „ist, daß zwei Menschen, die in Bezug auf Bildung und Lebensanschauung einander so ähnlich sind wie Sie und Herr Lange, ihre Schicksale nicht vereinigt haben."

Stephana kam es jetzt vor, als wenn Helfrid's Farbe etwas lebhafter würde und als ob die Stimme etwas von ihrer gewöhnlichen Ruhe verloren hätte; ohne aber weiter darauf zu achten, antwortete sie:

„Es gab wirklich eine Zeit, wo wir beide, er und ich, fühlten, daß wir füreinander geschaffen waren, aber ich war — schon vermählt, — und Jacobo wendete sein Herz mit jugendlicher Glut einer andern zu."

„Ha! dann ist er also verlobt!"

„Er ist es gewesen. — Jetzt ist das Verhältniß wieder gelöst und er hat einen reichen Gewinn an bittern Erinnerungen geerntet."

„Wer löste das Verhältniß, er oder sie?"

„Sie brach ihr Wort und er löste das Verhältniß,

aber es gelang ihm nicht, das gefährliche Bild aus seinem treuen Herzen zu reißen."

„Das heißt, er liebt sie noch?"

„Nicht sie, aber wol die Vergangenheit. Seine Phantasie hängt fest an der Erinnerung dessen, was sie war, ehe sie mit ihrer Ehre und seiner Liebe spielte."

Helfrid schritt schweigend und gedankenvoll an Stephana's Seite einher. Sie konnte sich nicht erklären, weshalb sie bei Stephana's Worten ein so bitteres Gefühl empfand. Es kam ihr vor, als ob dieselben die Macht besäßen, wie eine scharfe Waffe in ihre Seele zu dringen und zu verwunden.

Endlich nahm sie das Thema des Gesprächs wieder auf, indem sie sagte:

„Eine solche Liebe, die auf der Phantasie und Erinnerung beruht, wird ihn sicherlich durchs ganze Leben begleiten."

„Das will ich nicht behaupten, aber jedenfalls gehören Jahre dazu, um sie aus einem solchen Herzen wie Jacobo's zu rotten. Die Wunde, welche ihre Treulosigkeit ihm geschlagen, hat die Zeit geheilt, das bezaubernde Bild aber, welches die Erinnerung an die erste Zeit seiner Liebe ihm zeigt, besitzt für ihn einen gleichzeitig so magischen und doch so bittern Reiz, daß ich oft gefürchtet habe, es werde ihn auf seinem ganzen Lebenswege begleiten."

„Aber wie war es nur möglich, ihm untreu zu werden?" fragte Helfrid und bemerkte selbst nicht, daß ihre Stimme einen ganz eigenthümlichen Ausdruck hatte, während sie diese Frage that.

Stephana ward dadurch betroffen gemacht und sah ihre Begleiterin mit einem forschenden Blick an, der Helfrid gleichwol entging, denn sie schaute vor sich hin.

„Um dies zu verstehen", antwortete Stephana, „muß man sie kennen. — Sie ist ein Wesen ohne Herz."

„Und ein solches hat er lieben können?"

„Sie war ein reizendes Kind, als er sich an sie anschloß, und jedermann hätte von diesem liebenswürdigen Wesen gefesselt werden können, welches ein Engel zu werden versprach, aber eine Schauspielerin auf der Weltbühne wurde, die um des Vergnügens willen, sich angebetet und gefeiert zu sehen, alles andere opferte."

Hufschläge, die sich hinter ihnen vernehmen ließen, bewogen Stephana sich umzusehen. Es war Jacobo, welcher im vollen Galop dahergesprengt kam.

Er nahm die Mütze ab, als er vorbeieilte, und sagte mit seinem schönen, frischen und herzlichen Lächeln:

„Verzeihen Sie mir meine Unhöflichkeit, so schnell an Ihnen vorbeizureiten, meine Damen, aber man erwartet mich dort in meinem Reiche, das heißt in den Werkstätten."

Und damit entschwand er.

Helfrid's Augen folgten ihm, und ein Zug der Schwermuth breitete sich über ihr schönes Antlitz.

Auch dies sah Stephana und sie dachte seufzend:

„Armes Kind, soll auch sie durch unerwiderte Liebe zu einem Nichtedelmann für all das Ueble büßen, welches der Hochmuth ihrer Familie verschuldet!"

Dreißigstes Kapitel.

Am Abend, als man sich getrennt, nachdem man einige Stunden im Zimmer der Gräfin zugebracht, finden wir Stephana und Jacobo in dem kleinen Cabinet, welches sich zwischen dem großen Salon und dem Vorzimmer befindet.

„Sag' mir, Jacobo, was denkst du von Helfrid?" fragte Stephana und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Sie gleicht dem Krystall, so rein und fleckenlos ist ihre Seele. Es ist ein Diamant, der durch das Schleifen etwas Unregelmäßiges erhalten hat, aber, wenn er eine richtige Fassung erhielte, von unschätzbarem Werthe sein würde."

„Was meinst du mit der Fassung?"

„Ich meine den Werth, welchen Bildung und wirkliche moralische Ueberlegenheit gibt. Die Richtung, welche Helfrid bekommen hat, ist schief und ihre Weltanschauung eine falsche."

„Das ist wahr, aber es liegt etwas unbeschreiblich Anziehendes in ihrer Anhänglichkeit an Mutter und Bruder, in ihrer Liebe zu allem Schönen und Edeln, sowie in der einfachen und makellosen Herzensgüte, welche überall hindurchleuchtet."

„Ja, und es liegt ein wirkliches Vergnügen darin,

während des Gesprächs die reichen Schätze zu wecken, die in ihr schlummern und dann hervorspringen wie Goldadern. Mich interessirt sie mehr, als irgendein fremdes weibliches Wesen seit mehreren Jahren gethan. Es thut einem wohl, in ihre offenen tiefblauen Augen zu schauen und darin eine schöne Seele zu lesen."

„Hast du dir niemals die Möglichkeit gedacht, dein Herz an sie zu fesseln?"

„Nein, ich habe gewünscht, ihr Freund sein und durch Gespräch womöglich ihren von Natur hellen Verstand vom Falschen dem Wahren zuzuführen."

„Sollte dieses schöne und edle Mädchen nicht im Stande sein, dich deine erste Liebe vergessen zu machen?"

„Das glaube ich nicht."

„Und warum nicht?"

„Weil ich die Erinnerung liebe. Uebrigens verspüre ich auch keine sonderliche Lust, meine Ruhe nochmals aufs Spiel zu setzen. Die Vergangenheit wird mir nicht untreu und auch ich will ihr treu bleiben."

„Aber du suchst doch Helfrid's Gesellschaft und bist gern bei ihr."

„Ja, ich befinde mich wohl in ihrer Nähe und ich athme gern die frische und reine Luft, welche eine so unverdorbene Natur umgibt. Ueberdies, Stephana, fühle ich, daß ich auf sie einen guten entscheidenden Einfluß ausüben kann, gerade wie ich einmal auf dich ausüben konnte und es jetzt noch kann."

„Nimm dich in Acht, Jacobo! Bedenke, daß du beinahe selbst Schiffbruch an der Einwirkung erlitten hättest, den du anfangs auf meine irre geleitete Seele äußertest."

„Damals war ich einundzwanzig Jahre, und in diesem Alter ist man noch kein Philosoph."

„Und ich — ich fürchte, daß man es mit neunundzwanzig Jahren auch noch nicht ist."

„O doch! Wenn man nämlich wie ich seine schön=

sten Hoffnungen hat entschwinden sehen und mit einer so bittern Erfahrung wie die meinige im Leben steht."

„Bedenke, wenn Helfrid nun ihr Herz an dich hinge?"

„Wie sollte sie dies thun können? Ich habe ihr ja niemals Anlaß gegeben, zu glauben, daß ich für sie etwas anderes als Achtung und Freundschaft hege."

„Du gestehst aber doch, daß du eine gewisse Einwirkung auf sie äußerst?"

„Ja, aber eine solche äußere ich auch auf dich. Uebrigens bin ich ein Bürgerlicher und sie eine starre Aristokratin. Ihr Geburtsstolz ist ein sicheres Schild gegen die Gefahr, ihr Herz an mich zu hängen, selbst wenn ich ein so gefährlicher Mensch wäre, wie du vorauszusetzen scheinst", sagte Jacobo lächelnd.

Stephana begann von andern Dingen zu sprechen, und nicht lange darauf ging Jacobo, eine Cigarre rauchend, nach dem Seitenflügel hinab, wo er seine Zimmer hatte.

Stephana wollte zum ersten mal in dem ehemaligen Schlafzimmer der Gräfin Gunilla übernachten, welches jetzt in Stand gesetzt war.

Als sie sich von Jacobo getrennt, ging sie die Treppe hinauf nach dem obern Stockwerk und nahm den Weg durch die Gemäldegalerie.

Gerade aber, als sie die Thür derselben öffnete, blieb sie betroffen stehen.

Vor Gunilla's Bildniß stand eine weiße Gestalt.

Bei dem ersten Anblick fühlte Stephana sich von einem Schauer durchrieselt und sie dachte an Eklund's Behauptung, daß die arme Gunilla umginge.

Einen Augenblick darauf aber war der Schreck überwunden und Stephana ging dreist auf die Gestalt zu, welche bei dem Geräusch der nahenden Tritte sich herumdrehte.

„Fräulein Helfrid!" rief Stephana, als der Mond auf Helfrid's bleiche, von Thränen benetzte Züge fiel.

Helfrid lächelte wehmüthig, ergriff Stephana's Hand und sagte, ohne eine Erklärung über ihr Verweilen zu dieser Stunde an diesem Orte zu geben:

„Gute Nacht."

Dann verließ sie mit leichten Tritten die Galerie.

„Gunilla und Elin!" murmelte Stephana. „Ich fürchte, das Schicksal hat es übernommen, euer unversöhnlicher Rächer zu sein."

Einige Tage darauf, eines Abends, zu der Stunde, wo man sich entweder in dem Salon der Gräfin oder in dem Stephana's zu versammeln pflegte, finden wir die erstgenannte ganz allein in dem ihrigen sitzen.

Sie hatte sagen lassen, daß sie sich erst ein wenig später einfinden würde, weil sie nach einem schweren Hustenanfall, den sie gehabt, erst ein wenig ausruhen wollte.

Helfrid war bei ihrer Mutter zurückgeblieben, denn sie wich nur höchst selten von ihrer Seite.

Jacobo war noch nicht von Akersnäs zurückgekehrt, und Jane war zu Besuch auf dem Pfarrhofe.

Stephana hörte von ihrem Platze aus, wie Hermann in das Speisezimmer trat und Eklund, der sich stets hier aufhielt, bis der Thee servirt war, fragte:

„Sind die Damen heute Abend bei der Gräfin oder bei Frau Stephensen?"

„Sie sind im großen Salon", antwortete Eklund, der den Namen Stephensen nur höchst ungern aussprach.

Im nächsten Augenblick trat Hermann ein, als er aber Stephana ganz allein fand, blieb er stehen und sagte:

„Entschuldigen Sie, geehrte Frau, ich glaubte aber —"

„Daß Ihre Mutter und Ihre Schwester hier wären, wollen Sie sagen, Graf; nicht wahr?"

„Ja, und ich würde nicht eingetreten sein, wenn ich gewußt hätte, daß Sie allein wären."

„Und warum nicht?"

„Aus Furcht, Sie zu stören."

„Sie stören mich nicht, Graf; im Gegentheil, ich erwartete sie."

Stephana machte eine Bewegung mit der Hand, welche Hermann einlud, Platz zu nehmen, während sie hinzusetzte:

„Die Gräfin wollte noch eine Stunde ruhen und erst ein wenig später kommen."

„Sie sind ganz allein — wo ist Herr Lange?"

„In Akersnäs, vermuthe ich."

Stephana betrachtete Hermann, dessen ganzes Wesen etwas Gezwungenes hatte. Sie blätterte schweigend in einigen Kupferstichheften.

„Graf Hermann", sagte sie ganz plötzlich, „Sie sind schon seit längerer Zeit unzufrieden mit mir. Auf welche Weise habe ich Sie verletzt?"

„Unzufrieden mit Ihnen, geehrte Frau!" rief Hermann und blickte auf. „Wie wäre das möglich?"

„Daß es möglich ist, haben Sie mir bewiesen, und es schmerzt mich, daß dem so ist. Inzwischen bitte ich Sie, zu glauben, daß ich wenigstens niemals mit Absicht Ihnen Ursache dazu gegeben habe, und ich hoffe, daß Sie so viel Freundschaft für mich haben, mir ganz aufrichtig zu sagen, was Ihre jetzige Gemüthsstimmung hervorgerufen hat, sonst fürchte ich, mich geirrt zu haben, als ich glaubte, daß Sie ein wenig Anhänglichkeit für mich empfänden."

Stephana hatte jetzt in ihrem Antlitz jenen eigenthümlich milden und kindlich guten Ausdruck, der sie so wirklich hinreißend machte.

Mit anmuthiger Bewegung reichte sie ihm die bildschöne Hand.

Hermann ergriff sie mit beinahe leidenschaftlicher Wärme, schloß sie zwischen die seinigen und sagte fast gerührt:

„Nein, Sie haben sich nicht geirrt, als Sie an meine Anhänglichkeit glaubten."

„Wohlan, dann sprechen Sie aufrichtig mit mir und sagen Sie mir, worin ich Sie verletzt habe. Liegt etwas in meiner Art und Weise gegen Ihre Mutter oder Schwester, was nicht so ist, wie Sie es wünschten?"

„O, wie können Sie auf einen solchen Gedanken kommen! Im Gegentheil scheint jeder Tag meine Schuld gegen Sie für die zartfühlende Weise, womit Sie die arme Sterbende mit ihrem Schicksal auszusöhnen und ihrem Stolz vergessen zu machen suchen, daß sie Ihr Gast ist, zu vermehren. Ich sehe Sie niemals bei ihr, ohne Sie zu bewundern."

Der Graf drückte Stephana's Hand an seine Lippen.

Sie entzog sie ihm leise und sagte — vielleicht mit minderer Sicherheit als gewöhnlich —:

„Nun, was ist es denn dann sonst?"

„Nichts, was von Ihnen ausgegangen wäre. Ach, Sie lassen mir nicht einmal den Trost, Sie auch nur in einer einzigen Beziehung anklagen zu können."

„Aber, warum sind Sie mir dann ausgewichen?"

Auf Hermann's Stirn brannte eine dunkle Röthe. Seine Augen funkelten, als er aber Stephana's ruhigem, klarem und ernstem Blick begegnete, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und sagte langsam:

„Es geschah deshalb, weil meine Seele von bittern Erinnerungen erfüllt war — von Erinnerungen, die Sie auf unserm letzten Besuch bei dem Baron Skjöld wieder ins Leben riefen, und die mich seitdem verfolgt haben. Ich habe während dieser Zeit gewünscht, ganz

aufrichtig mit Ihnen sprechen zu können, und gleichwol fühle ich, daß es mir unmöglich ist."

„Dann haben Sie also kein Vertrauen zu mir."

„Ich wünschte, daß ich Ihnen mistrauen könnte."

„Hören Sie mich an, Graf. Sie und ich, wir stehen infolge des Amtes, welches Sie übernommen haben, in einer solchen Stellung zueinander, daß wir einander vertrauen müssen. Wohlan, lassen Sie uns auf beiden Seiten vergessen, daß wir verschiedenen Klassen der Gesellschaft angehören, und lassen Sie uns nicht blos Geschäftstheilhaber sein, sondern auch Freunde. Ich versichere, daß ich wirkliche Freundschaft für Sie und Ihre Familie hege, und lassen Sie mich deshalb glauben, daß ich in Ihnen nicht blos einen gewissenhaften Verwalter meiner Angelegenheiten habe, sondern auch einen Freund."

„Einen *Freund*?" wiederholte Hermann.

„Ist das zu viel verlangt?"

„Nein, bei Gott! Und ich hatte gehofft, daß Sie nicht erst diese Anforderungen an mich zu stellen brauchten, sondern daß Sie gefühlt und gesehen hätten, daß ich Ihr Freund bin."

„Ich danke! Dann ist ja alles gut!" rief Stephana.

Es entstand eine Pause. Der Graf unterbrach sie.

„Sie fragten mich einmal, weshalb ich mich nicht vermählt hätte", sagte er.

„Ja, und Sie antworteten, daß Sie mir es ein andermal sagen würden."

„Der Grund liegt darin, daß ich schon vermählt bin!"

Hermann's Ton war ernst und seine Augen ruhten auf Stephana mit einem so durchdringenden Ausdruck, als ob er in ihrer Seele lesen wollte, welchen Eindruck seine Worte machten. In Stephana's Antlitz aber rührte sich nicht ein Muskel.

Sie blickte ruhig zu ihm auf, indem sie sagte:

„Vermählt! — Aber Ihre Gattin, wo ist sie?"

„Das kann Ihnen gleichgültig sein. — Wir haben niemals zusammen gelebt. — Wir sind vermählt — aber nicht verehelicht."

Stephana stützte den Kopf auf die Hand und sagte langsam:

„Wessen Gattin ist Elin Romarhjerta?"

Bei dieser Frage war alle Milde aus Stephana's Augen verschwunden und ihre Augen wurden gleichsam größer, als sie dieselben auf Hermann heftete, während ihre Lippen bebten.

Hermann war bei dieser Frage bleich und kalt geworden und sein angeborener Stolz durchdrang sein ganzes Wesen, während er antwortete:

„Die Gräfin Elin Romarhjerta ward vor elf Jahren mit mir vermählt."

Es trat Schweigen ein.

Stephana war so bleich geworden, daß Hermann einen Augenblick lang von einem schwindelnden Gedanken ergriffen ward. Als er aber Stephana's jetzt eiskaltem Blick begegnete, sah er sofort ein, daß ihre Bläße nicht ihren Grund in Gefühlen des Herzens hatte.

„Vermählt und verstoßen!" sagte Stephana in dumpfem Tone.

„Sie kennen also Elin's Schicksal?"

„Ich weiß, daß sie von ihrem Gatten verstoßen ist."

„Verstoßen? Ist das wol das rechte Wort, wenn man niemals vereinigt gewesen ist?"

„Das weiß ich nicht — in der Logik bin ich nicht stark. Aber sagen Sie, welche schlechte That ist es, die Elin unwürdig macht, Ihre Gattin zu sein?"

„Keine", antwortete Hermann.

„Und dennoch muß sie ein Fremdling in einem fremden Lande sein, ohne das Recht, an Ihrer Seite zu leben."

„Geehrte Frau, Sie wissen nicht, unter welchen Umständen sie meine Gattin ward."

„Ich erinnere mich, daß Sie sagten, Elin's Geburt sei die Ursache gewesen, daß Ihre Mutter sie nicht als ihre Tochter habe anerkennen wollen. Graf Hermann huldigt aber wahrscheinlich derselben Denkungsweise wie seine Mutter.“

„Ich huldigte ihr“, antwortete Hermann in schwachem Tone, „und ich war glücklich, solange ich diese Ansicht hegte. Jetzt —“

Es lag etwas Wehmüthiges in der Miene des Grafen.

„Sie bereuen Ihre Grausamkeit und möchten sie wieder gut machen.“

„Ich würde sie bereuen wollen, wenn ich sie wieder gut machen könnte; aber zwischen mir und Elin liegen so bittere Empfindungen, daß es Augenblicke gibt, wo ich mich versucht fühle, sie zu hassen.“

„Und das alles aus Stolz?“

„Stolz! Wollte Gott, daß noch Stolz in meiner Brust sich fände und daß ich noch einmal jene stolze Verachtung gegen jede Verbindung mit dem Bürgerstande fühlte! Es ist Ihnen aber gelungen, die ganze blendende Vision zu verscheuchen, und in diesem Augenblick würde ich Blut und Leben darum geben, wenn ich damit mich freikaufen und das Recht gewinnen könnte, mein Leben dem Weibe zu Füßen zu legen, welches ich anbete.“

„Ja, Sie wünschen frei zu sein, um das Glück zu genießen, sich eine Gattin aus Ihrer eigenen Kaste wählen zu können.“

„Stephana!“ rief der Graf mit Wärme, „Sie sagen, daß ich noch vor Geburt und Rang das Knie beuge? Sie, die Sie alle meine Begriffe umgestürzt, die Sie jeden Gedanken an vornehme Geburt aus meinem Herzen gerissen und mich vor mir selbst so gering gemacht haben, daß ich stolz darauf bin, Ihr Diener zu sein!“

Er ergriff Stephana's Hände und setzte in gedämpftem Tone hinzu:

„Haben Sie nicht gesehen, welche Gewalt Sie über mich ausüben? Haben Sie nicht die Macht begriffen, welche Sie über mein Herz besitzen? Glauben Sie wirklich noch, daß ich ein Sklave meines Stolzes sei? O Stephana! Elin ist durch dich gerächt!"

Der Graf schwieg und Stephana saß unbeweglich, ohne ihre Hände aus den seinigen loszumachen. Sie glich einer Bildsäule.

Endlich hob sie den Kopf empor und sagte in sanft ernstem Tone:

„Graf Hermann, was Sie jetzt zu mir gesagt haben, muß als ein Ausbruch von Gefühlen betrachtet werden, deren Stärke Sie selbst überschätzen."

Jetzt erst zog sie ihre Hände aus den seinigen, indem sie hinzusetzte:

„Sie sind Mann, ja noch mehr — Sie sind ein Mann von Ehre, und deshalb müssen Sie Herr Ihrer Eindrücke sein. Lassen Sie mich glauben, daß Sie, obschon Edelmann, auch ein Mann von Kraft sind, der nicht blos sein Schicksal trägt, sondern auch durch die Macht des Willens und der Pflicht beweist, daß er nicht, wie die meisten seiner Kaste, ein verweichlichter Sklave des augenblicklichen Eindrucks ist. Lassen Sie mir die Achtung, die ich jetzt vor Ihnen hege — lassen Sie mich in Ihnen den Freund sehen, dem ich nicht zu mistrauen brauche, sondern auf dessen Ehre ich mich blindlings verlassen kann."

Es lag etwas so Einfaches, Würdiges und dennoch so rein Weibliches in der Wendung, welche Stephana dem Ausbruch von Hermann's Gefühlen gab, daß jeder weitere der Art dadurch gehemmt werden mußte.

Hermann fühlte tief, wie sehr sie ihn beschämte, als sie, trotzdem, daß er nahe daran gewesen, sich zu vergessen und Gefühle auszusprechen, die er, als vermählt, kein Recht hatte zu hegen, ihn aufforderte, noch ferner ihr Freund zu sein.

Für den im Grunde genommen wirklich ritterlichen Hermann war Stephana's Art und Weise so, daß sie ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlen konnte. Er ergriff daher die Hand, die sie ihm soeben entzogen, und sagte, indem er sie ehrerbietig küßte, in ernstem Tone:

„Niemals, geehrte Frau, sollen Sie Grund haben, die Großmuth zu bereuen, die Sie mir jetzt bewiesen. Ich werde Ihnen als treuer Freund zur Seite stehen, solange als Sie mich bedürfen, und mein höchstes Bestreben soll sein, als Mann von Ehre Ihre Achtung zu gewinnen."

„Ich danke, Graf Hermann, und nun ist dieses Gespräch beendet und vergessen", sagte Stephana freundlich lächelnd. „Ich fühle, daß wir hinfort einander mit mehr wirklichem Vertrauen und wahrer Freundschaft begegnen werden als zeither."

In diesem Augenblick trat Jacobo ein, und der Graf wiederholte in Gedanken:

„Mit mehr Vertrauen und Freundschaft! Ja, und meine Kraft wird dadurch auf eine unerträgliche Probe gestellt. Aber auch ich will ihr zeigen, daß in der Brust eines Edelmanns ein Herz schlagen kann, welches sich nur von seinen bessern Gefühlen beherrschen läßt."

Es dauerte nicht lange, so trat die Gräfin, auf Helfrid's Arm gestützt, in den Salon.

Stephana eilte ihr sogleich entgegen, um die wankenden Tritte stützen zu helfen, und die Gräfin lächelte sanft der jungen anmuthigen Frau entgegen, die stets so zartfühlend und aufmerksam gegen sie war, um bei jeder Gelegenheit durch ihre Anhänglichkeit den Dornenpfad, den die stolze Dame zum Grabe wandelte, mit Blumen zu bestreuen.

„Geehrte Frau, Sie erweisen mir so viel Aufmerksamkeit und thun so viel, um mir das Leben angenehm zu machen, daß Sie nicht mehr thun könnten, wenn Sie meine Tochter wären", sagte die Gräfin, während Ste-

phana die Kissen in dem Lehnsessel zurechtlegte, in welchem die Gräfin dann Platz nahm.

Stephana ruhte in diesem Augenblick mit einem Knie auf einem Fußbänkchen und befand sich folglich in einer halb knienden Stellung vor der Gräfin. Bei den Worten derselben drehte Stephana das Gesicht nach der Gräfin herum und man konnte sehen, wie ihre Lippen bebten, als sie sagte:

„Wenn ich wirklich im Stande gewesen wäre, einen Augenblick Ihres Lebens angenehm zu machen, so würde ich als Lohn weiter nichts wünschen, als daß Sie mich ein einziges mal Ihre Tochter nennten."

Die Gräfin lächelte auf das schöne Antlitz herab, dessen größter Reiz darin bestand, daß die Seele daraus hervorleuchtete, beugte sich nieder und drückte einen Kuß auf Stephana's Stirn, indem sie sagte:

„Dank, meine Tochter!"

Stephana sprang beinahe auf, und es blitzte wunderbar in ihren Augen, als dieselben denen Hermann's begegneten. Sie holte tief Athem und sagte mit einem eigenthümlichen Tonfall:

„Sie haben, Frau Gräfin, mich einmal Ihre Tochter genannt, und ich werde es künftighin auch sein."

Hierauf setzte sie sich ganz ruhig mit ihrer Arbeit neben die Gräfin und begann von gleichgültigen Dingen zu reden. Man kam auf die Französische Revolution und die französischen Edelleute zu sprechen, die damals auswanderten.

„Ich habe oft gedacht, daß Sie, geehrte Frau", sagte die Gräfin, „die Tochter eines französischen Emigranten seien und aus einer adelichen Familie stammten. Habe ich nicht recht gehabt?"

Hermann, der ein Zeitungsblatt las, blickte auf und sah Stephana an, welche wieder jene edle Würde in ihrem Aeußern angenommen hatte, die sie gewöhnlich kennzeichnete. Lächelnd antwortete sie:

„Nein, Gräfin, ich besitze keinen Tropfen adeliches Blut in meinen Adern. Mein Vater war ursprünglich Seemann und meine Mutter eine arme Seemannstochter.“

Die Augenbrauen der alten Gräfin zogen sich zusammen, und ein Gepräg von kaltem Stolz verscheuchte den vorher so freundlichen Ausdruck. Sie rückte den Kopf noch höher auf dem Kissen empor, wie als ob sie sich dadurch weiter von Stephana entfernen wollte.

Hermann sah diese Bewegung, und eine Röthe der Scham, beinahe des Zorns, über die Mutter spiegelte sich in seinem Angesicht. Man las darin eine unruhige Furcht, daß Stephana sich dadurch verletzt fühlen könne; aber sie schien nicht darauf geachtet zu haben, obschon die Bewegungen der Gräfin ihr keineswegs entgingen.

Das einzige, woran Hermann bemerkte, daß sie dieselben aufgefaßt, war das mitleidige Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, und der unbeschreibliche Blick, den sie mit Jacobo wechselte, welcher ebenfalls mit Aufmerksamkeit diesem Auftritte gefolgt war.

Stephana sagte ganz ruhig:

„Wir Kinder der amerikanischen Republik wissen von keinem andern Adel, als den wir uns durch Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit und Ausbildung aller Eigenschaften, welche das Gemüth veredeln, selbst geben. Ich habe gesucht, durch Bildung, Kenntnisse und unablässiges Streben die Tugenden zu erwerben, welche den Menschen schmücken, und mich würdig zu machen, ein Christ in der schönen Bedeutung des Wortes zu sein. Dies ist der einzige Adel, der nach meiner Ansicht Geltung vor Gott hat.“

„Dies ist ein ganz schönes Streben und nothwendig für den, der sich über eine niedrige Herkunft erheben will. Diese Bemühungen verdienen nicht blos Lob, sondern auch Achtung. Man erhält dadurch einen Werth, der in gewissem Grade das ersetzt, was in Bezug auf die Geburt fehlt“, antwortete die Gräfin in so vorneh-

mem und abgemessenem Tone, daß Helfrid einen erschrockenen Blick auf Stephana warf, und Hermann biß die Lippen zusammen, um die Worte zurückzuhalten, die ihm auf der Zunge schwebten.

Auch das eben nicht Zarte in dieser Aeußerung der fein erzogenen Gräfin nahm Stephana hin, ohne daß es Wirkung auf sie zu äußern schien.

Sie sagte lächelnd:

„Ich für meinen Theil habe niemals etwas gebraucht, was mich mit meiner Geburt ausgesöhnt hätte; im Gegentheil fühle ich mich glücklich, die Tochter eines geringen und ursprünglich armen Seemanns zu sein, der durch seinen Fleiß, seine Tüchtigkeit und seine Rechtschaffenheit Millionär ward. Es liegt etwas unbeschreiblich Stolzes in dem Bewußtsein, das Kind eines solchen Mannes zu sein, der sich seinen Werth, seine Unabhängigkeit und die Achtung, die man ihm geschenkt, selbst geschaffen.“

Die Gräfin wechselte die Farbe. Jacobo's Augen sagten Stephana, daß er ihre Worte billigte.

„Ach ja“, sagte die Gräfin mit unnachahmlicher Gleichgültigkeit, „es ist ganz natürlich, geehrte Frau, daß Sie zufrieden mit dem sind, was Sie haben, und das herabsetzen, was Sie niemals besitzen können. Mit ein paar gesunden Armen kann man sich Geld und ökonomischen Ueberfluß erwerben, um sich aber adelichen Stand zu verschaffen, dazu ist ein wenig mehr erforderlich.“

„Oder weniger“, antwortete Stephana lächelnd. „Kann es vielleicht zu Ihrer Zerstreuung dienen, Frau Gräfin, wenn ein wenig musicirt wird?“ setzte sie mit ihrer gewöhnlichen verbindlichen Artigkeit hinzu.

„Nein, ich danke, geehrte Frau. Ich fühle mich heute Abend etwas schwach und gedenke mich nun wieder in meine Zimmer zurückzuziehen.“

Die Gräfin erhob sich, und Helfrid eilte herbei, um ihr zu helfen. Auch Stephana erbot sich, aber die

Gräfin nahm Helfrid's Arm, winkte Hermann und bat Stephana mit ihrer herablassendsten Geberde, sich nicht zu bemühen.

Diesmal veränderte Stephana die Farbe, und es lag etwas Edles in der Bewegung, womit sie von der Gräfin Abschied nahm.

Als die gräfliche Familie das Zimmer verlassen hatte, sahen Stephana und Jacobo einander einen Augenblick lang schweigend an. Endlich sagte er:

„Welch ein Mangel an Zartgefühl bei diesen Aristokraten! Welcher rohe Uebermuth!"

„Wie kannst du Zartgefühl von einem Hochmüthigen erwarten! Ach, Jacobo, du weißt nicht, wie weit in ihrer Grausamkeit dieses Weib aus Hochmuth gegangen ist. Ich aber werde die Worte der Schrift auf sie anwenden, welche der Erlöser zu seinen Feinden sagte: «Thut wohl denen, die Euch verfolgen.»"

„Sehr richtig und recht gedacht, Stephana. Es liegt ein stolzes Bewußtsein darin, niemals vergessen zu haben, daß man ein Christ ist."

„Ich glaubte wirklich, daß sie wenigstens erkenntlich für die Art und Weise sein würde, auf welche ich ihr begegnet bin, aber ich hatte vergessen, daß der Hochmuth uns taub für alle andern Gefühle macht und unser Herz in ein gefühlloses Ding verwandelt. Wohlan, ich werde ihr beweisen, daß ich im Edelmuth ebenso weit gehen kann als sie im Hochmuth. Wir werden sehen, wer von uns den größten Gewinn an innerer Genugthuung erntet. Bist du zufrieden mit mir, Jacobo?" setzte sie mit einem beinahe demüthigen Blick hinzu.

„Zufrieden? Nein, ich bin stolz auf dich!" rief er und drückte ihr die Hände.

„Dann weiß ich auch, daß ich recht handele."

Stephana setzte sich in einen Lehnsessel und begann ihre Arbeit. Jacobo hob ein kleines Notizbuch auf,

welches auf die Diele gefallen war. Es war in rothen Maroquin mit Goldpressung gebunden.

Auf dem Einbande standen die Buchstaben H. R. mit einer Grafenkrone darüber.

Jacobo reichte es Stephana mit den Worten:

„Sogar auf einer solchen Lappalie prunkt dieser gräfliche Hochmuth in Gestalt einer Krone! Stephana, ich fürchte, daß ich stets ein Fremdling in unserm Geburtslande bleiben werde, weil es mir niemals gelingen wird, mich mit den Thorheiten und Vorurtheilen desselben auszusöhnen.“

Jacobo öffnete das Notizbuch und blätterte ganz absichtslos darin herum, während Stephana mit einigen scharfen charakteristischen Strichen die Fehler und Tugenden ihrer Landsleute zu zeichnen suchte.

Plötzlich hafteten seine Augen auf einer der beschriebenen Seiten. Er las leise, ohne daß Stephana darauf achtete, folgende unter einer festgesteckten, zusammengedrückten blauen Anemone stehenden Worte:

„Liebes Blümchen! Du bist mitten unter dem Schnee des Frühlings aufgewachsen; meine Liebe zu ihm unter dem der Vorurtheile. Ihr seid beide Geschenke von ihm. Er verlieh mir die Fähigkeit zu lieben, ohne daß er es ahnte; er gab dich mir als einen Frühlingsgruß, und ihr sollt beide verwelken und sterben. — Der Frühling meiner Freude ist ebenso kurz gewesen wie dein Leben, kleines Blümchen!“

Langsam machte Jacobo das Notizbuch wieder zu und steckte es dann in seine Brusttasche. Schweigend saß er hierauf da und stierte vor sich hin. Endlich unterbrach er Stephana mit der Frage:

„Ist es wahr, daß Baron Skjöld seine Gedanken auf Helfrid gerichtet hat?“

„Man behauptet es und er sieht auch wirklich ganz verzückt aus, wenn sie beisammen sind. Das hast du wol auch selbst bemerkt?“

„Nein, auf Ehre nicht. Ich gebe auf dergleichen Dinge so wenig Acht. Glaubst du, daß Helfrid ihn nimmt, wenn er um sie anhält?“

„Ja, ich glaube es.“

„Seine Neigung wird sonach erwidert?“

„Keineswegs. Helfrid findet durchaus keinen Gefallen an ihm, aber er ist reich und hat einen Namen, welcher der stolzen Mutter ansteht. Alles dies wirkt auf Helfrid ein, sodaß sie aus Liebe zur Mutter und um diese glücklich zu machen, sich selbst unglücklich macht.“

„Aber gleichwol würde Helfrid eines solchen Opfers nicht fähig sein, wenn ihr Herz an einem andern Manne hinge.“

„Auch dann würde sie ihre Liebe opfern. Merke wohl, für die Mutter und den Bruder kann sie alles opfern. Ihr eigenes Glück gilt in ihren Augen nichts, wenn es sich um die Personen handelt, die sie liebt — so ist Helfrid. Ihre Hingebung geht bis zur grenzenlosesten Selbstverleugnung.“

„Ja, sie ist ein hochherziges Mädchen“, sagte Jacobo nachdenklich.

Einunddreißigstes Kapitel.

Am nächstfolgenden Morgen, als Helfrid ganz zeitig, während ihre Mutter noch schlief, ihre gewöhnliche Runde bei den Kranken, die sie unter ihren Schutz genommen, machte, begegnete sie Jacobo.

„Wir bekamen Sie gestern Abend nicht wieder zu sehen“, sagte er.

„Ich konnte Mama nicht verlassen“, antwortete Helfrid, deren Wangen, als sie Jacobo erblickte, sich lebhafter färbten.

„Sie hatten im Salon etwas verloren, was ich Gelegenheit zu haben wünschte, gestern Abend wieder abzugeben, aber ich habe es verschieben müssen bis heute.“

Jacobo fuhr mit der Hand in die Brusttasche, ehe er sie aber wieder herauszog, sagte Helfrid erröthend:

„Ach, Sie meinen mein Notizbuch! Ich ließ noch gestern Abend spät im Salon suchen, aber man fand es nicht.“

„Weil ich es schon gefunden hatte“, sagte Jacobo, indem er Helfrid das Buch überreichte.

Sie gingen schweigend einige Augenblicke nebeneinander her. Plötzlich wendete sich Helfrid nach Jacobo herum und fragte:

„Haben Sie hineingesehen?“

„Ja, mein Fräulein, und die Neugier verleitete mich, Ihre Notizen zu lesen. Sie sehen unzufrieden aus und denken sehr richtig, daß dies von mir nicht zartfühlend gehandelt war, was ich auch zugebe; ich handelte aber diesmal mit Vorsatz unrecht.“

„Und warum?“

„Weil es Ihr Notizbuch war und ich gleichsam ein kleines Recht auf Sie zu haben glaubte.“

„Auf mich?“ wiederholte Helfrid und senkte die großen tiefblauen Augen zur Erde.

„Ja, ich wußte, daß ich etwas bei Ihnen gelte, und daß ich mich nicht irrte, ersah ich aus dem Inhalt Ihres Notizbuchs.“

Helfrid schwieg, aber sie fühlte, daß der verletzte Stolz ihr Thränen auspreßte.

„Fräulein Helfrid“, hob Jacobo mit vor Bewegung zitternder Stimme wieder an, „es schmerzt und verwundet Sie, daß ich Ihr Geheimniß kenne. Sie finden es unrecht von mir, daß ich nicht thue, als ob ich keine Kenntniß davon hätte. Ich lüge aber niemals und ich glaube nicht, daß die Lüge zu etwas Gutem führen kann, während die Wahrheit dagegen allemal dazu führt. — Wenn ich sage: «Ich weiß, daß Sie mich lieben», so geschieht es nicht, um mir einen Triumph zu bereiten, welcher Ihren Augen Thränen der Demüthigung auspressen würde, sondern weil ich mich gerührt und dankbar fühle und weil ich wünschte, daß dieses Ihr Gefühl dazu beitragen möchte, aus Ihrer edeln Seele alle jene Vorurtheile zu tilgen, welche ihren Schatten über dieselbe werfen. Ich weiß, mein Fräulein, daß die Liebe die Macht besitzt, zu veredeln, besonders ein solches Herz wie das Ihrige, das nur für das Schöne und Gute schlägt. Das, was ich jetzt sage, bereitet Ihnen Schmerz. Sie empfinden ein Gefühl der Scham darüber, daß ich Ihre Liebe nicht blos kenne, sondern auch darüber spreche; aber selbst darin werden Sie von einem falschen Stolze

beherrscht, denn kein reines und erhabenes Gefühl kann jemals erniedrigen. Es ist eine sehr unrichtige Auffassung unserer Menschenwürde, wenn wir dies glauben. Seien Sie überzeugt, daß meine Achtung gegen Sie unverändert ist. Sie ist größer, aber nicht geringer."

„Eine Schwäche kann wol niemals Achtung einflößen", flüsterte Helfrid.

„Nennen Sie die Liebe eine Schwäche?"

„Ja", sagte Helfrid in festem Tone und richtete das gesenkte Haupt empor. „Sie ist eine Schwäche, wenn sie entsteht, ohne von einem entsprechenden Gefühl erweckt zu werden. Sie ist eine Schwäche, wenn man sich ohne Widerstand den Eindrücken überläßt, welche das Herz gleichsam mit sich fortreißen, ohne daß man dagegen kämpft und obschon man weiß, daß Pflicht und Gewissen sich dagegen auflehnen sollten. Es ist nicht mein Gefühl für Sie, was mich demüthigt, sondern die Ueberzeugung von meiner Schwäche, mich demselben überlassen zu haben, während doch nichts mir Veranlassung dazu gab."

„Nichts?"

„Hab' ich nicht recht? — Hat wol etwas von Ihrer Seite bei mir etwas anderes als Freundschaft und Achtung erwecken können, und liegt nicht eine wirkliche unverzeihliche Schwäche darin, wenn man sich zum Sklaven von Eindrücken macht, die man selbst hervorgerufen und ohne alle Veranlassung genährt? Ach, mein Herr, es wird Ihnen niemals gelingen, mich zu überzeugen, daß ich nicht ein armes schwaches Menschenkind bin, und das Bewußtsein, daß Sie ein solches in mir finden müssen, ist es eben, was mich demüthigt."

„Lassen Sie uns einen Augenblick lang Ihre Auffassung Ihrer Gefühle ganz ruhig prüfen", antwortete Jacobo, „und selbst Sie werden sich genöthigt sehen, zu gestehen, daß Sie Ihr eigenes Innere unrichtig beurtheilt haben. — Worauf soll jede wirkliche Liebe sich gründen?

Auf Achtung und auf die Vorstellung von erhabenen Eigenschaften, die wir uns von der Person machen, welche im Stande gewesen ist, uns durch eine oder die andere Eigenschaft zu interessiren, ohne daß wir berechnen, ob dieselbe für uns dasselbe Interesse und dieselbe Illusion gefaßt hat. — Die Liebe ist, wenn sie das ist, was sie sein soll, nämlich das reinste und schönste Gefühl des Herzens, eigentlich nichts anderes als ein Geschöpf unserer rein ideellen Fähigkeiten, welche uns veranlassen, in einer gewissen Person mit Hülfe unserer Phantasie alles Schöne, Edle und Ideale zu vereinigen, was wir uns selbst gedacht haben. In den Worten und Handlungen dieser Person sehen wir stets das, was wir selbst bewundern, und glauben, es gehe alles aus den Beweggründen hervor, die wir in unserer Phantasie als die höchsten aufgestellt haben. Es ist sonach nicht die Person, die wir lieben, sondern das in uns wohnende Ideal, welches wir, oft aus keinem andern Grunde auf dieselbe übertragen haben, als weil diese Person in ihrem Aeußern etwas besitzt, was mit dem Bilde übereinstimmt, welches wir in unserer Phantasie entworfen haben. Wohlan, mein Fräulein, liegt wol in einer solchen Schöpfung unsers Innern etwas, was den Namen einer Schwäche verdient, oder worüber wir vor uns selbst oder andern zu erröthen brauchen? Nein. — Wir sind nur zu beklagen, wenn die Person, um welche unsere schönen Träume sich drehen, denselben in keiner Weise entspricht, sondern vielmehr bei näherer Betrachtung sich als ein uns unwürdiger Gegenstand erweist. Dann erst haben wir Grund, uns selbst einer Schwäche anzuklagen, weil die Phantasie uns so vollkommen irre geleitet, daß wir nicht durch den Verstand den Werth der Person gewürdigt, an welche wir die edelsten Schätze unsers Werthes verschwendet. Oft müssen wir einen solchen Irrthum mit dem Verlust unserer Ruhe für das ganze Leben bezahlen und noch im Sommer unsers Lebens der Hoffnung und des Glaubens

beraubt dastehen, ohne Ziel für unser Streben, ohne Glück für unsere Zukunft."

Jacobo hatte mit so tiefem Ernst gesprochen, daß es Helfrid war, als ob ihr Herz erbebte.

„Und Sie selbst haben einen solchen Traum so theuer bezahlen müssen und stehen jetzt ohne Ziel für Ihr Streben, ohne Hoffnung auf Glück für die Zukunft?" fragte Helfrid.

„Ich hätte ihn so bezahlen müssen", antwortete Jacobo, „wenn meine Seele nicht Energie genug besessen hätte, um in nützlicher Thätigkeit einen, wenn auch geringen, Ersatz für das Glück zu suchen, welches ich dadurch verscherzt, daß ich einen schönen Traum an einen Gegenstand verschwendete, der demselben nicht entsprach."

Es entstand eine Pause.

Beide gingen gedankenvoll nebeneinander her.

Endlich sagte Jacobo in seinem gewöhnlichen Tone:

„Nicht wahr, Fräulein Helfrid, nun, nachdem ich mich zu Ihrem Vertrauten gemacht, werden Sie mir die Güte erzeigen, mich es auch ferner bleiben zu lassen?"

„Herr Lange", sagte Helfrid mit etwas unsicherer Stimme, „vergessen Sie die Entdeckung, die Sie gemacht haben."

„Ich werde *vergessen*, da Sie es wünschen; dennoch aber weiß ich, bedenken Sie wohl, obschon ich von dem, was ich weiß, niemals Gebrauch machen werde."

„Ich danke", sagte Helfrid und reichte ihm die Hand.

„Nicht Sie sind mir Dank schuldig, sondern ich vielmehr Ihnen für den reinen Genuß, den diese Stunde mir bereitet", antwortete Jacobo. „Ich weiß, daß wir, so wie wir jetzt scheiden, uns vielleicht nie wieder begegnen werden, denn möglicherweise werden Sie zwischen sich und mir einen Eisberg von Stolz aufthürmen, um auch bis auf den letzten Schatten die Erinnerung an diese Unterredung zu vertilgen. Aber dennoch werde ich stets *wissen*, daß der Mann, welchem Helfrid einmal

ihre Liebe geschenkt, dieselbe auch ewig besitzen wird, auch wenn sie ihre Gefühle noch so tief vergrübe und in den undurchdringlichsten Schleier hüllte."

„Heißt das vergessen?"

„Vor Ihnen vergesse ich — vor mir selbst weiß ich", entgegnete Jacobo, indem er Helfrid die Hand drückte und sich entfernte.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Es verging einige Zeit, während welcher die Gräfin Unwohlsein vorschützte, sodaß sie weder Stephana noch Jacobo bei sich sehen, noch in den großen Salon kommen konnte.

Stephana faßte dieses Benehmen der stolzen Dame ganz richtig auf. Sie wußte, daß darin die stumme Andeutung lag, daß aller vertrauliche Umgang mit der geringen Tochter des Seemanns zu Ende sei. Es war nicht denkbar, daß die Gräfin Romarhjerta noch länger so vertraulich mit einer Frau aus dem Volke umgehen könne. Was nützte dieser ihr Reichthum, ihre Bildung, ihr edler und erhabener Charakter, da sie ja doch nur von gemeinen Aeltern abstammte! Sie war und blieb plebejisch, mochte man die Sache betrachten wie man wollte.

Jacobo hatte eine Reise nach der Hauptstadt gemacht und ward zurückerwartet.

Der Graf hatte seit jenem Abend, wo die Frage über Stephana's Geburt zur Sprache gekommen war, fortwährende kleinere Reisen in der Umgegend gemacht, und Stephana sah recht wohl ein, daß auch er einem Zusammentreffen auswich.

War es auch bei ihm eine Folge von Hochmuth,

oder geschah es deshalb, weil das Benehmen seiner Mutter ihm peinlich war?

Dies war die Frage, welche Stephana an sich selbst stellte.

Die einzige Person, die sich gleichblieb und, so oft sie der Mutter einen Augenblick abstehlen konnte, Stephana widmete, war Helfrid.

Man konnte dem jungen Mädchen ansehen, daß ihr Herz sie zu Stephana zog und daß sie sich in der Gesellschaft der jungen liebenswürdigen und so ungewöhnlichen Frau wohl fühlte.

Am ersten Mai, des Morgens, als Stephana gerade aus ihrem Schlafzimmer trat, kam Jane auf sie zu und sagte:

„Jacobo ist soeben aus Stockholm zurückgekehrt und fragte nach dir. Er trug mir auf, dich zu fragen, wann er dich sprechen könne.“

„Sogleich, wenn du ihn davon unterrichten willst, beste Jane“, antwortete Stephana.

Wenige Augenblicke darauf trat Jacobo ein.

Er war ungewöhnlich bleich und man las sogleich in seinem offenen Blick, daß ihn etwas Unangenehmes beschäftigte.

„Was ist geschehen Jacobo? Du siehst verdrießlich aus“, fragte Stephana und reichte ihm die Hand.

„Ein sehr ärgerlicher Vorfall. Der Grossohändler H— hat sich erschossen und alle, die Geld bei ihm stehen gehabt haben, sind somit bezahlt. Du verlierst auch bei ihm.“

„O, das hat weniger zu bedeuten, aber —“

Stephana sah Jacobo an.

„Du meinst Romarhjerta?“

„Ja.“

„Sie sind ruinirt und die heutige Post bringt diese Nachricht dem Grafen. Es ist ein harter Schlag.“

„Ein entsetzlicher Schlag für den Sohn, der von

diesem kleinen Kapital die Zukunft der Mutter und Schwester sichern wollte und es deshalb niemals angerührt hat", sagte Stephana und drückte sich die Hand krampfhaft aufs Herz, während sie hinzusetzte: „Wann kommt die Post heute?"

„In einer Stunde ist sie hier, deshalb wünschte ich mit dir zu sprechen, ehe noch die Kunde von dem betrübenden Ereigniß die arme Familie träfe wie ein Donnerschlag."

„Dank, Dank, Jacobo!" rief Stephana, warf einen Shawl um und verließ das Zimmer.

„Was beabsichtigt sie?" murmelte Jacobo und ging ans Fenster. Er sah wie Stephana, von dem alten Eklund begleitet, den Weg nach der Wohnung des Grafen nahm, wohin wir ihr folgen wollen.

Am Fenster in dem kleinen Cabinet, welches dem Grafen zum Arbeitszimmer diente, stand er selbst und schaute mit gedankenvoller Miene hinaus in den weiten Raum, der durch das blaue Meer begrenzt ward.

„Frau Stephensen wünscht mit Ihnen zu sprechen, gnädiger Herr Graf", sagte Eklund zu der geöffneten Thür herein.

Hermann drehte sich rasch herum und Stephana stand vor ihm.

Sie glich in ihrem schneeweißen Gewande und dem leicht darübergeworfenen schwarzen Shawl einem Geist, so bleich und so wunderbar schön war sie.

„Sie hier, geehrte Frau! was ist geschehen?" rief der Graf und eilte ihr entgegen.

Stephana ergriff seine Hand und schloß sie in die ihrige mit den Worten:

„Graf Hermann, sagen Sie mir in diesem Augenblick, daß meine Anhänglichkeit an Sie einen wirklichen Werth hat."

„Habe ich das nöthig?" entgegnete der Graf. „Nein, gewiß nicht, denn Sie wissen, daß sie für mich mehr

Werth hat als alles, was das Leben mir bieten kann. Ich würde sie mit jedem Opfer zu erkaufen bereit sein."

„Dann könnte sie Ihnen also ein Trost im Misgeschick sein?"

„Gibt es wol ein Misgeschick, wenn ich Ihre Anhänglichkeit besitze?"

„Wollte Gott, daß es keins gäbe", sagte Stephana und blickte mit dem Ausdruck der Theilnahme zu Hermann empor; „aber ich komme jetzt schon wieder als Unglücksprophet."

„Meine Mutter?" stammelte Hermann.

„Nein, um diese handelt es sich nicht. — Der Grossohändler H— hat sich erschossen, weil er ruinirt war."

„Ach, ich verstehe, und wir sind es mit ihm."

Hermann's Stimme war unnatürlich ruhig. Stephana's Augen ruhten mit einem unruhigen Ausdruck auf seinen Zügen, da aber kein Muskel in denselben sich bewegte, holte sie tief Athem und flüsterte:

„Gott sei Dank, Sie tragen auch diesen Schlag wie ein Mann."

Einige große Thränen rannen Stephana's Wangen herab und sie setzte mit bezaubernder Sanftmuth hinzu:

„Solange Stephana und Kungsborg existiren, ist Hermann Romarhjerta nicht ruinirt."

Hermann drückte ihre beiden Hände an seine Lippen und flüsterte:

„So viel Güte gegen den Sohn des Weibes, welches nur erst vor wenigen Tagen Sie durch ihre hochtrabenden übermüthigen Worte verletzte! Sie ist nun hart gestraft, die Arme, da sie sich in Armuth versetzt sieht."

„Gibt es wol Armuth für meinen Geschäftscompagnon? Unmöglich — Graf, Sie der Sie sowol die Fähigkeit als auch die Kraft besitzen, anderer Eigenthum so zu verwalten, Sie müssen auch die Kunst besitzen, von dem Antheil, der Ihnen an dem Ertrag von Kungs-

borg zusteht, einen für die Zukunft nützlichen Gebrauch zu machen."

„Sie haben, jetzt wie stets, der Nachricht, die Sie mir gebracht, ihre Bitterkeit benommen. Was könnten Sie auch überhaupt sagen, was nicht durch Ihre Güte gemildert würde?"

„Und nun, Graf, ist der Verlust, den Sie erlitten haben, etwas, womit wir die Gräfin nicht beunruhigen wollen."

„Das wird sich wol nicht umgehen lassen. Sie wird den Tod des Großhändlers H— in den Zeitungen lesen und sofort errathen, daß alles verloren ist."

Hermann sprach so ruhig und kalt, als ob es sich um die gleichgültigste Sache von der Welt handelte.

„Sie könnten ja Ihr Geld anderwärts angelegt haben — in Kungsborg zum Beispiel."

Hermann lächelte wehmüthig und schüttelte den Kopf, Stephana aber setzte in beinahe bittendem Tone hinzu:

„Sie wird die Demüthigung, sich dieser letzten Habe beraubt zu sehen, nicht ertragen können — bedenken Sie das wohl."

„Ihr Wille geschehe", sagte Hermann.

„Ich danke Ihnen", entgegnete Stephana, drückte ihm die Hand und einen Augenblick später sah Hermann sich allein.

Er holte einen tiefen Seufzer, einen Seufzer, in dem eine ganze Bürde zu liegen schien.

Eine Stunde später sah Stephana ihn mit hoch aufgerichtetem Haupte über den Hof zur Gräfin hinaufgehen. Seine Stirn war glatt und ruhig wie gewöhnlich und niemand konnte in seinem Gesicht lesen, daß er jetzt, um sich und die Seinen zu versorgen, nichts weiter besaß, als was er, ein Mann von Geburt, im Dienste eines Weibes aus dem Volke erwarb.

„Jetzt gefällt er mir, er besitzt wirklich Seelenstärke, und in demselben Grade, wie er geprüft worden, ist auch

sein Stolz verschwunden. Er hat das Unglück getragen wie ein Mann. Wird er das Glück ebenso gut ertragen?" fragte Stephana. „Wir werden ja sehen", setzte sie hinzu und suchte Jacobo auf, um in seiner Gesellschaft sich nach Akersnäs zu begeben und dort die neuen Anlagen zum Wohnhaus für die Arbeiter in Augenschein zu nehmen.

Wir wollen im Vorbeigehen einen Blick in das Zimmer der Gräfin werfen.

Als Hermann bei seiner Mutter eintrat, fand er sie beschäftigt, mit einer Nadel den Weg zu bezeichnen, den sie einschlagen müßte, um nach Italien zu gelangen. Sie lächelte ihren Sohn an und sagte, indem sie ihm ihre abgezehrte Hand reichte:

„Du hast dich bei mir in der letzten Zeit so unsichtbar gemacht, daß es etwas ganz Ungewöhnliches ist, dich zu dieser Zeit hier zu sehen."

„Ich habe so viel zu thun gehabt", antwortete Hermann und küßte die kleine durchsichtige Hand. „Ich muß als Verwalter der Angelegenheiten anderer dieselben womöglich mit noch größerer Gewissenhaftigkeit pflegen, als wenn es meine eigenen wären."

„Lieber Hermann, erinnere mich nicht daran, daß du, Graf Romarhjerta, dich so weit erniedrigt hast, der Intendant der Seemannstochter zu werden."

Die Gräfin legte, indem sie dies sagte, die Nadel weg, heftete einen beinahe strengen Blick auf den Sohn und fuhr fort:

„Erinnere mich nicht daran, daß ich, von dir überredet, unter ihrem Dach geblieben und mit ihr wie mit meinesgleichen umgegangen bin."

„Mama", fiel Hermann heftig ein, „wie gut, wie über alle Beschreibung zartfühlend und aufmerksam ist sie nicht gegen uns nach dem Brande gewesen und ist es auch noch jetzt!"

„Höre, Hermann, bist du wirklich so kurzsichtig, nicht

zu begreifen, daß dergleichen Emporkömmlinge gerade durch dergleichen Dienste sich Personen wie wir verbindlich zu machen suchen, welche einen alten und edeln Namen besitzen? Ihr eifrigstes Streben ist, sich durch Umgang und freundschaftliche Verbindungen mit dem Adel ein Ansehen zu verschaffen. Ich für meine Person finde es nicht in Ordnung, daß ich fortwährend mich dazu hergeben soll, einen an und für sich so niedrigen Ursprung, wie den dieser Frau hier, durch meine Nähe gleichsam zu verherrlichen."

„Wie ist es möglich, daß meine edle Mutter sich eines solchen Uebermuths schuldig macht!" entgegnete Hermann. „Bedenke, in welcher großen Schuld der Dankbarkeit wir zu dieser Frau stehen."

„Dankbarkeit sagst du? Ich sollte meinen, die Verbindlichkeit sei durch die Güte, welche ich dieser Frau erwiesen, hinreichend vergolten. Soll der Adel jetzt vielleicht noch dankbar dafür sein, daß er mit Kindern aus dem Volke umgehen darf, statt daß sich diese bei dem Adel bedanken sollten?"

„Frau Stephensen kann uns schwerlich Dank dafür schuldig sein, daß sie uns ihr Haus geöffnet und mit der größten Freigebigkeit und dem feinsten Zartgefühl alles gethan hat, was sie für dein und Helfrid's Wohlbefinden thun konnte."

„Alle diese Dienste hätte sie unterlassen können und ich sage dir, hätte ich vorher gewußt, daß sie von so gemeiner Herkunft ist, so hätte ich weit lieber die Gastfreundschaft eines einfachen Bauern angenommen als die ihrige, denn ein solcher würde nicht wie diese Emporkömmlinge sich erdreistet haben, sich mit uns vertraulich machen zu wollen. Doch, mein Sohn, laß uns dieses Gespräch nicht weiter fortsetzen. Du kennst meine Gedanken und es schmerzt mich, daß dieselben bei dir jetzt so wenig Sympathie finden."

„Noch ein Wort, Mama", entgegnete Hermann.

„Ist es deine Absicht, hier von der Person, in deren Haus du eine Heimat gefunden, noch ferner so abgesondert zu leben, wie dies in der letzten Zeit der Fall gewesen ist?“

„Ja, dies ist meine Absicht, um aller ungehörigen Vertraulichkeit eine Grenze zu setzen.“

„Aber das ist ja —“

„Warum zögerst du?

„Ich wollte sagen, daß es unhöflich, unzart und unpassend ist, namentlich für die Gräfin Romarhjerta, das Wohlwollen, welches man ihr erwiesen, durch Beleidigungen zu lohnen.“

„Ich glaube gar, Hermann, du ereiferst dich gegen deine Mutter!“

„Nein, das sei fern von mir, aber ich kann nicht dieses Benehmen billigen, welches mich verwundet und demüthigt, denn ich muß vor dieser trefflichen und edelgesinnten Frau über den Undank meiner Mutter erröthen.“

„Du sprichst dich ziemlich scharf aus“, sagte die Gräfin erbleichend.

„Mama, ich wünschte, ich hätte auch zu andern Zeiten meines Lebens genug Selbständigkeit und Begriff von dem, was recht ist, besessen, um mich nicht zum Werkzeug der Tyrannei der Geburtsvorurtheile zu machen. Wenn meine Mutter ihren Sohn wirklich liebt, so wird sie nicht wollen, daß er über das unschickliche Benehmen seiner Familie erröthe, sondern sie wird sich von ihrem feinen Takt und ihrem gesunden Urtheile leiten lassen und das gesellschaftliche Band wieder anknüpfen. Soll ich unerhört von dir gehen, meine Mutter?“

„Ich werde mir die Sache überlegen“, antwortete die Gräfin, denn sie war eine schwache Mutter, obschon in andern Dingen durchaus nicht schwach. „Sprich jetzt nicht weiter davon“, setzte sie in entschiedenem Tone hinzu.

Am Abend ließ sie Stephana fragen, ob sie nicht den Abend bei ihr zubringen wolle. Stephana antwortete bejahend.

Die Abendsonne schien in den kleinen Salon, wo die Gräfin auf einem Sofa lag, als Stephana mit zwei geschmackvoll ausgewählten Blumensträußen eintrat. Den schönsten überreichte sie der Gräfin als einen Gruß des herannahenden Sommers, den andern Helfrid.

Die Gräfin dankte mit ihrer stolzesten und herablassendsten Miene. Auch übrigens begegnete sie Stephana so vornehm und abgemessen, daß Hermann eine förmliche Tortur ausstand.

Ein paar mal zog eine Wolke über Stephana's Antlitz und einmal funkelten ihre Augen, als die Gräfin mit ihrem Hund spielte und eine lange Weile auf das, was Stephana sagte, nicht antwortete. Als sie es endlich that, lag etwas so vermessen Stolzes in ihren Worten, daß es einen Engel hätte zum Zorn reizen können.

Abgesehen von diesem Funkeln des Auges aber blieb Stephana sich gleich und schien nur durch vermehrte Freundlichkeit und eine einfach würdige Weise die Gräfin den Unterschied zwischen den wirklich gebildeten und denen, deren Bildung eine blos äußerliche ist, fühlen zu lassen.

Dank Stephana's feinem Takte und unerschütterlicher Ruhe verging der Abend, ohne zu etwas Anlaß zu geben, was einen Auftritt hätte herbeiführen können, obschon die Gräfin alles that, um Gelegenheit zu bekommen, die reiche Unebenbürtige zu demüthigen.

Als Stephana wieder in ihr Zimmer zurückgekehrt war, setzte sie sich, um die Fortsetzung eines beinahe vollendeten Briefes an Elin zu schreiben. Dieser Brief lautete:

„Ich habe heute Abend alles durchlebt, was ich durch

den Hochmuth des Adels gelitten, und es hat Augenblicke gegeben, wo meine früher so bittern Gefühle wiedererwachten, aber jetzt können sie mich nicht mehr beherrschen. Sie werden von einem so innigen und warmen Streben, eine wahre Christin zu werden, gezügelt, daß ich bei jeder Demüthigung in meinem Herzen die Worte unsers Herrn und Meisters wiederhole: «Thut wohl denen, die euch verfolgen!» Und ich will und werde dieser Frau wohlthun, die in ihrem blinden Stolze glaubt, das Recht zu besitzen, alle, die keinen glänzenden Namen führen, moralisch zu mishandeln.

„Ich habe mich heute Abend selbst gefragt, wie es möglich ist, die Stimme des Herzens so vollständig zu tödten, wie sie aus Hochmuth gethan hat. Ich habe daran gedacht, daß sie ihre Tochter verstieß, weil dieselbe ein über den Hochmuth erhabenes Herz besaß und ihre Hand einem Bürgerlichen reichte. Ja, so vollkommen hat sie dieselbe verstoßen, daß nicht einmal ihr Name genannt wird, und als ich sie einmal fragte, wie viel Kinder sie gehabt hätte, antwortete sie: «Diese beiden, welche Sie hier sehen.»

„Du wirst zu ihrer Vertheidigung einwenden, daß diese Tochter dadurch, daß sie als Kind von ihr getrennt worden, auch ihrem Herzen entfremdet worden sei. Aber nein — auch wenn sie dieselbe noch an ihrer Seite hätte, so würde sie ganz auf dieselbe Weise gehandelt haben. Sie würde auch Helfrid verstoßen, wenn diese ihre Hand einem Bürgerlichen reichte. Sie würde auch ihren Sohn verstoßen haben, wenn er nicht von demselben Hochmuth beherrscht, die Frau verstoßen hätte, mit welcher der Vater ihn im Namen der Ehre zwang, sich zu vermählen.

„Einen Augenblick lang glaubte ich den Weg zu ihrem Herzen gefunden und durch mein Zartgefühl und meine Fürsorge sie gewonnen zu haben.

„Es war eines Abends, als sie von meinen kleinen

Diensten gerührt zu sein schien und da — da, Elin, nannte sie mich ihre Tochter!

„Der Augenblick war wunderbar für mich, und mein Herz schlug gewaltig, als ihre Lippen meine Stirn berührten. Ich hatte gesiegt, glaubte ich, und mein Herz schwoll von Triumph, aber ich hatte mein schwaches menschliches Ich eine stolze Genugthuung fühlen lassen und dafür sollte ich gestraft werden. Es war nicht ein Gefühl des Triumphes, welches ich erfahren sollte, sondern ein milderes und besseres, und als sie einige Minuten darauf auf meine Herkunft zu sprechen kam, welche man infolge des kindischen Geschwätzes meiner Jane allgemein für eine französisch-adeliche gehalten, sagte ich ihr, daß ich ein Kind des Volks sei.

„Da, Elin, war mit einem mal alles aus. Alle meine Bemühungen, ihr das Unglück erträglich zu machen, waren vergessen, und ich war so rettungslos gesunken, daß sie zwei ganze Wochen bedurfte, ehe sie sich überwinden konnte, sich wieder mit mir in einem und demselben Zimmer zu befinden.

„Und wie glaubst du, daß sie mir da begegnete? — Stolz, antwortest du. O, das würde ich weniger tadelnswerth gefunden haben, aber sie begegnete mir sogar mit etwas, was an Verachtung streifte. Sie bot alles, was in ihren Kräften stand, auf, um mich zu verwunden und zu beleidigen und ich fühlte, wie mein Blut mir zuweilen wie Feuer in den Adern brannte. Ich dachte an die Vergangenheit und betete in der Tiefe meines Herzens um Kraft, um das Gefühl von Haß zu bekämpfen, welches früher in meiner Brust wohnte.

„Jetzt fühle ich mich ermüdet, ermüdet von dem Kampfe, und ein Gefühl der Muthlosigkeit hat sich meines Herzens bemächtigt. Ich sage bei mir selbst: Diesen Stolz wirst du niemals besiegen.

„Du fragst nach Hermann. — Ich will jetzt nicht von ihm sprechen. Er besitzt ein Herz, welches reich ist

an edeln Gefühlen, und eine Gemüthsstärke, welche ihn zum Mann in des Wortes besserer Bedeutung macht. Sein Stolz ist gebeugt, aber nicht gebrochen — gebeugt unter ein anderes allmächtiges Gefühl. — Doch nicht von ihm jetzt — es muß mir erst klar werden, was man von ihm für die Zukunft hoffen kann.

„Helfrid —! Elin, sie ist ein Stern, der durch seinen hellen Glanz all das Schlimme versöhnt, welches der finstere Stolz der Mutter heraufbeschwört. Gott! Beschütze sie!"

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Am nächstfolgenden Morgen stand ein Stallknecht an der Freitreppe und hielt ein Reitpferd am Zügel.

„Will die Herrin ausreiten?" fragte der Graf, welcher eben vorbeiging.

„Ja", antwortete der Knecht.

„Ganz allein?"

„Ja, Herr Graf."

Der Graf nahm den Weg hinunter nach dem Stalle und einen Augenblick später trat Stephana heraus. Sie trug ein schwarzes Reitkleid und einen kleinen Männerhut auf dem dunkelbraunen Haar.

„Nun, mein alter Ritter", sagte sie, sich lächelnd zu Eklund wendend, der auf der Treppe stand, „Sie sind wol so freundlich, mir in den Sattel zu helfen?"

Der Alte verneigte sich lächelnd und leistete ihr den begehrten Dienst.

Als Stephana im Sattel saß, nickte sie ihm einen Abschiedsgruß zu und ritt fort, während sie sagte:

„Vergessen Sie nicht, sich zu erkundigen, was die Gräfin für heute wünscht, und sagen Sie ihr, daß Baron Skjölds heute Nachmittag hier zu sein gedenken."

„Es soll geschehen, Herrin", antwortete Eklund und folgte der schönen Reiterin mit den Augen. „Wie

schön und gut sie ist“, seufzte er; „wie schade, daß sie nicht vornehm ist!“

„Warum ist es denn schade?“ fiel Jane ein, die von der Treppe herabkam und deren größtes Vergnügen darin bestand, sich mit dem alten Hausmeister zu streiten. „Stephana ist so reich, daß sie den ganzen Adel auslachen kann. Ich möchte wissen, warum sie vornehm sein sollte? — Wol um sich so ungehobelt zu benehmen, wie die Gräfin gestern Abend that? Es ist wirklich widerwärtig, zu sehen, wie tollköpfig die Menschen sind. Die Gräfin, die blutarm ist, benimmt sich als ob sie Millionen besäße, und worauf ist sie eigentlich stolz? — auf einen alten Namen, der aber durchaus nicht vor dem Verhungern schützt, wenn man, wie zum Beispiel die Gräfin, dabei arm ist wie eine Kirchenmaus.“

„Mamsell!“ rief der Alte und ward blutroth im Gesicht.

„Lieber Herr Eklund, sind Sie vielleicht der Meinung, die Gräfin habe sich gestern benommen, wie es gebildeten Leuten zukommt? Sie schienen mir ganz ängstlich auszusehen, während Sie im Salon waren. Aber es verlohnt nicht der Mühe, vernünftig mit Ihnen zu sprechen.“

Mit diesen Worten entfernte sich Jane, und als Eklund sich herumdrehte, um die Treppe hinaufzugehen, sah er sich dicht Fräulein Helfrid gegenüber.

Man sah ihr an, daß sie gehört hatte, was Jane gesagt, denn es lag noch ein Ausdruck von Misvergnügen auf ihren schönen Zügen.

„Diese Mamsell Smith ist so unverschämt, daß Sie, gnädiges Fräulein, auf das, was sie sagt, nicht weiter achten dürfen“, stammelte Eklund, indem er sich tief verbeugte.

„Es lag in dem, was sie sagte, keine Unverschämtheit, sondern Wahrheit, lieber Eklund“, antwortete Helfrid und lächelte wehmüthig den alten Diener an, der

sie unruhig ansah, worauf sie den Weg hinunter nach dem Park nahm.

Mittlerweile war Stephana in raschem Trabe auf dem Wege nach Akersnäs dahingeritten. Sie war noch nicht weit gekommen, als der Schall schneller Hufschläge verrieth, daß jemand hinter ihr herkam.

Stephana sah sich um und erkannte den Grafen. Sie ließ ihr Pferd langsamer gehen, sodaß Hermann binnen wenigen Augenblicken an ihrer Seite war.

„War ich die Person, die Sie einholen wollten, Graf?“ fragte Stephana, nachdem sie sich gegenseitig begrüßt.

„Ja, geehrte Frau; ich hatte, als ich erfuhr, daß Sie ausreiten würden, die Dreistigkeit, mich ohne Erlaubniß zu Ihrem Cavalier machen zu wollen.“

„Ich glaube wirklich, Sie bedürfen nicht erst meiner Erlaubniß, um zu wissen, daß ich gern in Ihrer Gesellschaft bin. Meine Freunde sind mir niemals zur Last, das merken Sie sich, Graf.“

„Wissen Sie, geehrte Frau, daß ich mich oft von Ihrer Güte wie zermalmt fühle, denn sie ist größer, als ich sie bei irgendjemand gesehen. Jetzt zum Beispiel, wo Sie soviel Grund zur Unzufriedenheit, um nicht zu sagen zum Zorn hätten, haben Sie blos freundliche Worte für mich.“

„Zur Unzufriedenheit mit Ihnen, Graf? Wie sollte ich mit Ihnen unzufrieden sein können? Im Gegentheil hege ich seit gestern Morgen einen höhern Grad von Achtung gegen Sie als vorher.“

„Seit gestern Morgen!“ wiederholte der Graf. „Ach geehrte Frau, wenn ich noch einmal zwanzigtausend Thaler zu verlieren hätte, so würde ich sie gern hingeben, um mir noch einmal einen solchen Augenblick kaufen zu können. Ganz gewiß war das Schicksal der Meinung, daß darin ein allzu großer Trost läge, und deshalb mußte ich durch die Qual des Abends dafür büßen.“

Hermann schwieg und betrachtete Stephana, die, ohne den Ausdruck ihres Gesichts zu verändern, ihn anhörte.

„Geehrte Frau", hob der Graf wieder an, „können Sie meiner Mutter verzeihen?"

„Verzeihen? was denn?" entgegnete Stephana aufblickend.

„Brauche ich dies wirklich zu sagen?"

„Ja."

„Ihr thörichtes und hochmüthiges Benehmen von gestern Abend. Ich las in Ihren Zügen, daß Sie sich dadurch verletzt fühlten, obschon Sie aus Herzensgüte eine vollkommene Gefühllosigkeit heuchelten."

„Nein, Sie irren sich, Graf, wenn Sie glauben, daß Ihre Mutter mich verwundete. Wenn Sie dies gethan hätte, so hätte ich allerdings etwas zu verzeihen gehabt, aber so betrachte ich alles nur als eine Eigenheit der Gräfin und ziehe ihre Worte und ihr Benehmen gegen mich weiter nicht in Betracht."

Es lag in Stephana's Tone etwas Kaltes, ohne daß sie es selbst bemerkte.

„Selbst in diesem Augenblick wirkt die Erinnerung an das Benehmen meiner Mutter unangenehm auf Sie", sagte Hermann, „das können Sie nicht leugnen."

„Sie haben recht — diese Erinnerung verstimmt mich, aber sie beweist nicht, daß die Bemühungen der Gräfin gelungen sind."

„Wenn Sie sich auch nicht verletzt fühlen, so sind Sie doch gewiß misvergnügt darüber, Menschen zu sehen, die das Recht auf Erkenntlichkeit, welches Sie an sie haben, so vollständig vergessen. Ach, geehrte Frau, ich hätte niemals geglaubt, daß meine Mutter so handeln könnte, daß ich mich genöthigt sehen würde, ihren —"

„Hochmuth zu misbilligen", fiel Stephana ein.

„Der Ausdruck klingt streng, aber er ist leider richtig."

„Wissen Sie, Graf, was der Grund war, aus wel-

chem die Worte und das Benehmen der Gräfin einen unangenehmen Eindruck machten?"

„Wol der Mangel an Zartgefühl und Rücksicht?"

„O nein, diese Eigenschaften hat der Adel niemals für andere gehabt als die, welche über ihm stehen. Uebrigens versichere ich Ihnen, daß ich die Ausfälle Ihrer Mutter nicht einen Augenblick auf mich bezog, denn sie waren gegen Personen ohne Geburt gerichtet, welche sich Leuten von Geburt aufdrängen, und dies ist eine Schwäche, die man mir nicht zur Last legen kann. Aber sehen Sie, Graf, ich kam auf allerhand Betrachtungen, die jene tiefe und bittere Verachtung erweckte, welche ich mein ganzes Leben gegen jede Unterdrückung und alles, was Unterdrücker genannt werden kann, gehegt, und dann dachte ich an —"

Stephana schwieg. Eine matte Röthe breitete ihre Rosenfarbe über die Lilien der Wangen.

„An was?" fragte Hermann.

„An Sie", antwortete Stephana.

Ihre Augen begegneten sich.

Eine Secunde lang schwiegen beide, dann hob sie wieder an:

„Ich dachte daran, wie viele Thränen, wie viele stumme unnennbare Leiden Ihr Hochmuth einem Herzen gekostet, welches während des Kampfes mit allen den Qualen, zu welchen Sie es verurtheilten, seine besten Kräfte entschwinden sah und seine Jugend kalt und einsam dahinfließen sah, ohne Glück und ohne Hoffnung für die Zukunft. Da, als ich den Abgrund ermaß, welchen Hochmuth und Egoismus öffnen, da empfand ich einen peinlichen und widerlichen Eindruck bei dem Anblick dieser Mutter, die in Ihr Herz dieses Unkraut gepflanzt, welches, wenn es Wurzel schlägt und gedeiht, alle Keime edler und erhabener Gefühle erstickt, die Gott in jedes Menschenherz gelegt hat. — Wären Sie ein Kind aus dem Volke gewesen, hätten Sie Ihre Seele veredeln,

Ihre Kenntnisse erweitern und sich in der Welt emporarbeiten müssen, ohne daß Ihr Herz und Ihre Denkungsweise durch Vorurtheile auf Abwege gelenkt worden wäre, wie ganz anders hätte dann Ihr Leben sich gestaltet! Welche andere Laufbahn hätten Sie dann gewählt und wie weit größer und edler wären dann die Eigenschaften Ihrer Seele geworden. Sie hätten dann einen hohen Standpunkt in dem Gebiet der Bildung und Intelligenz eingenommen, und auf Ihrer Seele hätte nicht die Erinnerung einer ungerechten und gewissenlosen Handlung gelastet. — «Selbständigkeit ist das Ziel des Lebens», sagt unser großer Dichter, und er hat recht, denn nur der freie Mann ist selbständig, nicht der Aristokrat, der, in den Morast der Vorurtheile versunken, sich zu ihrem Sklaven macht und dadurch gehindert wird, die helle Bahn der Aufklärung und Bildung zu wandern."

Während Stephana sprach, hatte Hermann's Stirn sich verfinstert. Als sie einen Augenblick schwieg, verhielt er sich ebenfalls stumm.

„Das gestrige Benehmen Ihrer Mutter war Ihnen peinlich", hob Stephana wieder an, „und Sie misbilligten ihren Hochmuth, aber mein Gott, wie unbedeutend war der Schmerz, der dadurch verursacht ward, gegen die Wirkung, welche Ihre Handlungsweise auf Elin's ganzes Leben äußerte? — Sie fanden Ihre Mutter unzart und herzlos in ihren Worten. Graf Hermann, was war dies gegen die Grausamkeit, die Sie begingen, als Sie eine junge unschuldige Frau aus keinem andern Grunde verstießen, als weil sie, ebenso wie ich, von geringer Geburt war. — Das Benehmen Ihrer Mutter war unverständig; das Ihrige unverzeihlich."

„Unverzeihlich!" wiederholte der Graf und sah Stephana an. „Und dennoch, geehrte Frau, gaben Sie mir gestern eine so freundliche Versicherung Ihrer Verzeihung."

Hermann's Ton war bitter.

„Diese gebe ich Ihnen auch heute", antwortete Stephana mit einem solchen Ausdruck der Güte und Milde in Blick und Ton, daß die Wolke auf Hermann's Stirn wieder verschwand. „Eben deshalb, weil ich aus aufrichtigem Herzen Anhänglichkeit für Sie hege, rede ich die ungeschminkte Sprache der Wahrheit. — Es ist die Pflicht des Freundes, uns unsere Fehler zu sagen, und ich würde mich stolz und mit dem Leben ausgesöhnt fühlen, wenn ich aus Ihrem sonst so starken und redlichen Charakter die dunkeln und häßlichen Flecken tilgen könnte, welche Vorurtheil und Geringschätzung des wirklichen Verdienstes darin erzeugt. Glauben Sie ein für allemal, daß das, was ich, ein geringes Kind des Volkes, Ihnen, einem Sohn der Hochgeborenen, sage, seinen Grund in dem heißen Wunsche hat, den Sprößling eines geachteten Namens so achtungswerth zu machen, wie ein Mann von wahrer Ehre sein soll. Es ist möglich, daß es Ihnen von einer Frau vermessen erscheint, die Fehler eines Mannes verbessern zu wollen, aber darin haben Sie unrecht. Ebenso gewiß wie der Mann die Fähigkeit besitzt, mächtig auf den Charakter des Weibes einzuwirken, ebenso wahr ist es, daß das Weib, wenn es ihr gelingt, die Achtung eines Mannes zu erwerben, einen großen Einfluß auf seine Denkweise und selbst auf die Richtung seines Charakters ausübt. Als Ihre wirkliche Freundin schmeichle ich auch mir, in wenn auch geringem Grade auf Sie einwirken zu können."

„In geringem Grade! Ach, geehrte Frau, Sie wissen nur zu gut, daß Ihre Macht über mich groß, beinahe unbegrenzt ist, weil Sie mich nicht allein durch Ihre Ueberlegenheit beherrschen, sondern noch mehr dadurch, daß man vor den Tugenden, welche das Weib so anbetungswürdig machen, das Knie beugen muß. Des Einflusses Ihres Geistes und Ihrer Schönheit würde man sich vielleicht erwehren können, der aber, den Sie durch Ihre Herzensgüte und Ihr warmes Gefühl für

alles, was recht und wahr ist, ausüben, ist so mächtig, daß man beinahe mit Dank Ihre Misbilligung hinnimmt, weil man anerkennen muß, daß Sie recht haben. Wären alle Frauen so wie Sie, dann würden alle Männer besser sein als sie jetzt sind, denn ich weiß nur zu gut, wie das Weib in das geistige Leben eingreift, und daß vielleicht sie es ist, welche dasselbe eigentlich leitet. Reden Sie daher mit mir die Sprache der Wahrheit, und glauben Sie, dafern ich nur weiß, daß Sie mir geneigt sind, werde ich Sie stets mit Dank anhören. Sie wissen nur zu wohl, daß Ihre Worte einen unauslöschlichen Eindruck auf meine Seele machen."

„Einen unauslöschlichen Eindruck, Graf?"

„Ja, denn Sie haben einen vollkommenen Umsturz in meinen Vorurtheilen und meiner Denkungsweise herbeigeführt."

„Das wird die Zukunft lehren."

„Die Zukunft, sagen Sie? Gibt es wol eine solche?"

„Graf Hermann, Sie sind Mann und als solcher können Sie wol niemals eine solche Frage thun."

Sie hatten jetzt den Hof von Akersnäs erreicht. Auf dem Rückwege war das Gespräch unzusammenhängender und drehte sich um allgemeine Gegenstände.

„Warum war Herr Lange gestern nicht in Kungsborg?" fragte Hermann.

„Er arbeitete den ganzen Abend mit seinem Zeichner", antwortete Stephana.

„Kommt er heute Abend hinüber?"

„Ja, ich bat ihn zu kommen, um uns Barons und die kleine Freiherrin unterhalten zu helfen, welche uns für heute ihren Besuch in Kungsborg zugesagt haben. Sie überreden wol Ihre Mutter, meinen Salon heute Abend ebenfalls zu beehren?"

„Wünschen Sie es?"

„Ja wohl, gewiß."

„Aber eine Wiederholung des gestrigen Abends wäre gerade nicht angenehm und im Beisein fremder Personen für mich im höchsten Grade demüthigend."

„Bedenken Sie, Graf, daß ich dies nicht auf mich beziehe, wol aber würde ich mich verletzt fühlen, wenn man glaubte, ich sei gegen die Gräfin jetzt, wo ein jeder vermuthen kann, daß der Tod des Grossohändlers H— unangenehme Folgen für Sie gehabt hat, weniger rücksichtsvoll."

„Ich werde Ihnen gehorchen — meine Mutter soll sich einfinden."

„Ich danke Ihnen."

„Werden noch mehr Gäste da sein?"

„Seekapitäns von Holm und Pastors. Sie wissen ja, daß ich für den jungen Seemann und seine Mutter ein wenig eingenommen bin", setzte Stephana lächelnd hinzu. „Ich sehe gern den rüstigen jungen Mann, der sich vom Küchenjungen bis zum Kapitän und durch Fleiß von Armuth zur Unabhängigkeit aufgeschwungen, sodaß er, nachdem er das kleine reizende Holm angekauft, im Winter zu Hause bei Mutter und Schwester bleiben kann. Seitdem er auf diese Weise seine eigene Scholle besitzt, hat er angefangen, auch an die Ausbildung seines Geistes zu denken, und deshalb ist er zu Hause geblieben, um sich mit Lectüre zu beschäftigen. Er ist ganz ein Mann nach meinem Geschmack, so wie ich wünschte, daß alle sein möchten. Der Umgang mit meinem lieben, lieben Jacobo wird Kapitän Rudolphi zu einem gebildeten Manne machen, denn Jacobo besitzt eine Fähigkeit, die wenigen eigen ist, nämlich seine Kenntnisse auch andern einzuimpfen."

Dem Grafen schien es gerade nicht sehr angenehm zu sein, die Lobsprüche zu hören, welche Stephana an diese beiden jungen Männer verschwendete.

Er schwieg und sah zerstreut aus.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Gäste waren noch nicht angelangt, als Helfrid in den großen Salon trat. Derselbe war leer.

Sie setzte sich an ein Fenster, und die bleichen Wangen, der unruhige Blick verriethen, daß sie mit sehr gemischten Gefühlen einem Zusammentreffen mit Jacobo nach ihrer letzten Unterredung entgegensah. Sie hatte ihn, seitdem er aus der Hauptstadt zurückgekehrt war, noch nicht wiedergesehen.

Von diesen Gefühlen getrieben, war sie, dem Wunsche ihrer Mutter gemäß, eher eingetreten als diese, denn die Gräfin beabsichtigte erst gegen Abend die Gesellschaft durch ihre Gegenwart zu verherrlichen.

Den Kopf auf die Hand stützend schaute Helfrid hinaus in den Garten und lauschte mit laut klopfendem Herzen auf jeden Tritt, der sich in den angrenzenden Zimmern vernehmen ließ.

Plötzlich zuckte sie zusammen.

Es war sein Tritt.

Im nächsten Augenblick hörte sie ihn eintreten, aber es war ihr gleichsam unmöglich, sich herumzudrehen und wieder diesen klaren, sanften und durchdringenden Augen zu begegnen, seitdem er das Geheimniß ihres Herzens kannte.

Sie blieb unbeweglich, bis er an ihrer Seite stehend sagte:

„Guten Tag."

Nun war Helfrid gezwungen, sich herumzudrehen und ihre Hand in die seinige zu legen, die er ihr reichte.

Jacobo hielt die Hand in die seinige geschlossen und sagte:

„Fräulein Helfrid, ich blieb gestern blos um Ihretwillen von Kungsborg weg, obwol ich schon am Morgen von meiner Reise zurückkam, denn ich fürchtete, daß meine Nähe Ihnen peinlich sein würde. Sagen Sie mir jetzt aufrichtig, wird mein Anblick Ihnen stets diese peinliche Verlegenheit verursachen, welche ich jetzt in Ihren Zügen lese? Wenn dem so ist, so werde ich nur zu den Zeiten nach Kungsborg kommen, wo Sie nicht mit mir zusammenzutreffen brauchen. — Glauben Sie mir, ich will jedes Opfer bringen, welches Sie wünschen, um Ihnen eine Qual zu ersparen."

Nun hob Helfrid ihre Augen zu ihm auf. Die Röthe, welche die Verlegenheit hervorgerufen, verschwand und sie antwortete, allerdings mit etwas unsicherer, aber doch ruhiger Stimme:

„Diese Verlegenheit, wie Sie es nennen, soll nicht wieder vorkommen. Sie wissen recht wohl, daß Ihr Anblick für mich keine Qual ist."

„Wie wollen Sie, daß es zwischen uns werde? Ich bitte Sie, über mich zu befehlen. Wollen Sie, daß ich mich Ihnen nicht mehr mit der frühern Vertraulichkeit nähere?"

„Herr Lange, wir können einander niemals fremd werden", fiel Helfrid lebhaft ein.

„Ich danke", sagte Jacobo und sein Gesicht gab Genugthuung zu erkennen. „Ihre Antwort macht mich glücklich. Sie erfüllt eine meiner theuersten Hoffnungen, weil sie beweist, daß Sie Vertrauen zu mir haben."

Es entstand eine kurze Pause.

Jacobo setzte sich auf einen Stuhl, Helfrid gegenüber.

„Wie brachten Sie den Abend gestern zu? Ich wußte, daß Sie beisammen sein würden", hob Jacobo wieder an, um Helfrid durch Eröffnung einer gleichgültigern Conversation von allem Zwange vollends zu befreien.

„Ja, wir waren beisammen, aber es war nicht besonders amusant", antwortete Helfrid, welche sich mit einem eigenthümlich peinlichen Gefühl des Benehmens ihrer Mutter erinnerte.

„Ich amusirte mich auch nicht sonderlich, denn es war mir, nachdem ich von meinen Freunden so lange getrennt gewesen, unangenehm, nicht mit ihnen zusammen sein zu können."

„Sie haben so viele Auskunftsmittel, sich die Zeit zu vertreiben, und können sich daher wol nicht so leicht langweilen."

„Da haben Sie recht. Auch pflege ich niemals von diesem Uebel geplagt zu werden, der gestrige Tag aber machte eine Ausnahme."

„Und weshalb?"

„Weil ich an Sie dachte und Sie wiederzusehen wünschte, dessenungeachtet aber zwang ich mich, in Akersnäs zu bleiben. Die Folge dieses Kampfes zwischen meinem Wunsche und meinem Vorsatz war, daß alles, was ich vornahm, mir unerträglich vorkam."

„Es ist ja aber früher schon geschehen, daß Sie von Kungsborg weggeblieben sind, und da haben Sie sich nicht hierher gesehnt. Das gibt mir Anlaß, zu fürchten, daß —"

Helfrid stockte. Sie begegnete Jacobo's ehrlichen Augen, und was sie zu sagen beabsichtigte, kam ihr vor wie eine ungerechte Anklage.

„Sie fahren nicht fort", sagte Jacobo lächelnd, „und ich fürchte, daß Sie jetzt im Begriff standen, einen Gedanken auszusprechen, den Sie selbst bei näherer Ueberlegung unrichtig fanden."

„Das gebe ich zu."

„Dieser Gedanke bewies kein sehr großes Vertrauen zu mir."

„Aber auch kein Mistrauen."

„O freilich — gerade Mistrauen. Sie wollten sagen: Ich fürchte, daß Sie so sagen, um mir zu schmeicheln."

Wieder lächelte Jacobo die junge Dame gutmüthig an, während er hinzusetzte:

„Vergessen Sie nicht, Fräulein Helfrid, daß ich, wenn ich spreche, niemals etwas anderes sage als die Wahrheit. Es kann wol geschehen, daß ich nicht immer sage, was ich denke, aber es geschieht niemals, daß ich das Gegentheil davon sage, oder daß ich aus einem oder dem andern Grunde, um andern zu schmeicheln oder sie zufrieden zu stellen, Gedanken und Gefühle heuchle, die ich nicht hege. Sie können meinen Worten stets glauben; haben dieselben auch kein anderes Verdienst, so haben sie doch das, wahr zu sein."

„Das glaube ich fest und bestimmt, und was ich zu sagen beabsichtigte, hatte seinen Grund in der Furcht, daß Sie —"

Helfrid stockte wieder und sah Jacobo an.

„Haben Sie die Güte auszureden."

„Daß Sie möglicherweise aus Rücksicht auf meine Schwachheit mir zu verstehen geben wollten, daß ich einigen Werth für Sie hätte."

„Ich meinerseits glaubte, Sie hätten schon längst gesehen, daß dies der Fall ist und daß ich gern von Ihnen als Freund betrachtet zu sein wünschte. Weshalb ich ganz besonders Sie gestern wiederzusehen mich sehnte, hatte seinen Grund theils darin, daß ich vierzehn Tage entfernt gewesen, theils darin, daß unser letztes Gespräch entweder eine Annäherung oder eine absolute Entfernung zwischen uns in sich schloß. Ich wünschte zu erfahren, wie Sie sich vorgenommen hätten, mir künftig zu begegnen."

„Konnten Sie wirklich an die Möglichkeit glauben, daß ich Ihnen wie einem Fremdling begegnen würde?“

„Der Stolz macht das Unmögliche oft möglich.“

„Es gibt ein Gefühl, welches durch seine Macht selbst das stolzeste Herz beugt“, flüsterte Helfrid.

„Ja, das weiß Gott. — Würden Sie z. B. den Muth besitzen, sich aus Liebe mit einem Bürgerlichen zu vermählen?“ fragte Jacobo, während seine Augen mit einem unruhigen Ausdruck auf Helfrid weilten.

„Den Muth?“ entgegnete Helfrid wehmüthig lächelnd; „dazu wäre kein großer Muth erforderlich, aber ich würde nicht das Recht dazu haben.“

„Mein Fräulein, die Zeiten sind vorbei, wo das Gesetz die Liebe zwischen einer adelichen und zwischen einer plebejischen Person bestrafte.“

„Ich habe kein moralisches Recht dazu, denn ein solcher Schritt würde meine Mutter in die Gruft bringen. Sie würde mir ihn niemals verzeihen.“

„Und Sie würden sich für ein solches Vorurtheil Ihrer Mutter opfern?“

„Ich weiß nicht, ob Sie recht haben, wenn Sie es ein Vorurtheil nennen, doch möge dem sein, wie ihm wolle, so ist es die Pflicht eines Kindes, sich den Willen seiner Aeltern zum Gesetz zu machen und nicht um seines Glückes willen ihre Gemüthsruhe zu opfern, oder ihnen Kummer zu bereiten. Jede Entsagung, die ein Kind um ihretwillen sich auflegt, ist auf jeden Fall eine immer noch sehr geringe Vergeltung der Liebe, welche sie an das Kind verschwendet haben. Ich für meinen Theil könnte wol sterben, aber niemals aufhören, mich mit Ehrfurcht unter die Begriffe meiner Mutter von dem, was recht ist, zu beugen. — Sie ist ja mein ganzes Leben lang und so weit ich zurückdenken kann die Person gewesen, welche ich auf Erden am meisten geliebt — wie hätte da eine jüngere Liebe mich vermögen können, diese meine erste so zu vergessen, daß ich sie für jene opfern

sollte? Unmöglich! Bei der Wahl zwischen dem Glück meiner Mutter und meinem eigenen gibt es für mich **keine** Wahl."

„Stephana hat recht", sagte Jacobo, „Sie sind eine bewunderniswürdige Tochter. Selbst wenn in Ihrer Auffassung vieles liegt, was nicht wahr ist, so ist sie doch auf alle Fälle so schön und so selbstverleugnungsvoll, daß ich sie nicht blos hoch schätze, sondern auch bewundere."

„Und deshalb liebst du mich nicht", dachte Helfrid; aber gleichsam als ob Jacobo diese Gedanken in ihrer Seele gelesen hätte, setzte er hinzu:

„Wenn ich ein Mädchen auch noch so innig und glühend liebte, so würde ich doch um keinen Preis in der Welt mir ihren Besitz dadurch erkaufen wollen, daß sie damit den Willen ihrer Mutter übertreten oder dieser Mutter auch nur im mindesten Kummer bereiten sollte. Lieber würde ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen, als eine solche Schuld auf meinem Gewissen haben wollen."

Hier ward das Gespräch durch Stephana unterbrochen und bald darauf trat auch der Graf ein. Ehe eine Stunde verging, war der Salon voll Gäste.

Die Freiherrin T—, eine lebhafte geistreiche Witwe, schien nur Augen für Jacobo zu haben.

Der Baron Skjöld war ganz Aufmerksamkeit gegen Helfrid und die anmuthige Wirthin, welche später der Gegenstand aller Huldigungen zu sein schien, denn sie war so reich, daß niemand mit ihr wetteifern konnte.

Stephana dagegen benahm sich mit einfacher Würde, und man sah deutlich, daß sie auf die Artigkeiten der Hochadelichen keinerlei Werth legte.

Ihr verbindlichstes Lächeln und ihre herzlichsten Worte schenkte sie der wirklich liebenswürdigen Seekapitänsfamilie. Dieselbe bestand aus der Mutter, der Witwe eines Seekapitäns, zwei hübschen Mädchen zwischen neun-

zehn und einundzwanzig Jahren und dem Sohne, dem jungen Kapitän, einem Manne von achtundzwanzig Jahren mit einem frischen offenen und stattlichen Aeußern und einfachen angenehmen Manieren.

Alle bemerkten diesen Umstand, und sämmtliche Adeliche hielten es für Geldstolz.

Der Abend war weit vorgeschritten, als die Gräfin, die sich jetzt ziemlich wohl fühlte, eintrat.

Stephana ging ihr bis in die Mitte des Salons entgegen, und Hermann bemerkte, daß sie während dieser wenigen Schritte mehrmals die Farbe wechselte. Seine Augen hafteten fest an Stephana's Antlitz, als ob er darin lesen wollte, wie sie seine Mutter begrüßen würde.

Mit gleichzeitig anmuthigem und herzlichem Ausdruck bewillkommnete sie die Gräfin, welche ebenso wie an den frühern Tagen den Gruß hochtrabend erwiderte. Ein jeder konnte aus ihrem ganzen Wesen abnehmen, daß sie Stephana für eine Person ansah, der sie es für unter ihrer Würde hielt, etwas anderes als kalte und abgemessene Höflichkeit zu erweisen.

Das im höchsten Grade Anstößige, was in der Art und Weise der Gräfin lag, schien aber an Stephana abzugleiten und nicht einmal im Stande zu sein, auch nur einen einzigen Muskel in ihrem Gesicht zu verändern. Ihr Benehmen gegen die Gräfin blieb dasselbe, nur mit dem Unterschiede, daß Stephana, nachdem sie die Gräfin bewillkommnet und ihre Pflicht erfüllt, sich auf die Seite begab und nicht weiter mit der vornehmen Dame beschäftigte.

Die Gräfin war in einem höchst vornehmen und langweiligen Gespräch mit der Mutter des Barons Skjöld begriffen, als ihre Aufmerksamkeit sich auf die Worte richtete, welche zwischen Jane und der Propstin gewechselt wurden, die sehr intime Freundinnen geworden waren und jetzt ganz vertraulich zusammen plauderten.

„Also“, sagte die Propstin, „es kommen im Som=

mer viel Fremde hierher, und du glaubst, liebe Jane, daß wir noch vor dem Herbst hier auf Kungsborg Hochzeit haben werden?"

„Davon bin ich fest überzeugt", antwortete Jane, „denn siehst du, schon in Barthen war Lord Charter so verschossen in Stephana, daß ich glaubte, er würde sie mit Gewalt entführen. Vermuthlich aber gab ihm damals Stephana ein bestimmtes Versprechen, denn er reiste ab, und bei unserer Ankunft in London war der Lord der erste, der uns empfing. Auch durften wir nicht im Hotel logiren, sondern wohnten die ganze Zeit bei der Mutter des Lords, einer unbeschreiblich liebenswürdigen Dame. Sie ist eine geborene Herzogin H—. Als wir England verließen, ward verabredet, daß der Lord im Sommer zugleich mit Elin Romarhjerta hierher kommen sollte."

„Mit Elin Romarhjerta! Meine liebe Jane, wer ist das?" fragte die Propstin. „Sie ist wol mit unserm Grafen verwandt, denn es gibt in Schweden blos eine Familie Romarhjerta."

„Sehr leicht möglich, das weiß ich weiter nicht. Ich weiß blos, daß Elin und Stephana sehr gute Freundinnen sind und daß sie wahrscheinlich hierher kommen, um Stephana's Hochzeit beizuwohnen."

„Aber woher glaubst und weißt du so bestimmt, daß der Lord und Frau Stephensen einander heirathen wollen?"

„O das weiß ich schon. Du kannst dir wol denken, daß Stephana nicht so verschlossen gegen mich ist, um mich nicht das und jenes wissen zu lassen, obschon ich natürlich nicht alles wieder ausplaudern darf. So viel aber ist gewiß, daß noch vor dem Herbst Hochzeit hier wird."

„Hast du das Unglück gehört, was den Grossohändler H— betroffen hat?" fragte die Propstin. „Frau Stephensen hat ja auch Geld bei ihm stehen gehabt, sagte der Verwalter."

„Ich glaube, daß dem so ist, aber es hatte nichts für sie zu bedeuten, daß sie das Geld verlor. Mit Grafens ist es freilich etwas anderes."

„Ja, denn diese haben alles verloren, was sie noch besaßen."

„Still! davon darf man nicht sprechen", entgegnete Jane, welche bemerkte, daß die Gräfin horchte.

Die stolze Dame lehnte sich zurück in die Sofaecke. Sie war sehr bleich geworden und versank in Gedanken, während die Freiherrin Skjöld in halb geflüstertem Tone sich über Stephana's Geldstolz aussprach, welcher die Ursache wäre, daß man ihr ordentlich den Hof machen müsse, um als Nachbar mit ihr umgehen zu dürfen.

Die Freiherrin schilderte, wie unmöglich es sei, mit Stephana auf einen vertraulichen Fuß zu kommen, weil sie sich gleichsam hinter ihre Reichthümer verschanzte.

Endlich sagte die Gräfin in etwas ungeduldigem Tone:

„Der Fehler, theuerste Freundin, liegt eben darin, daß der Adel solchen reichen Emporkömmlingen den Hof macht und sie aufsucht. Diese sind es vielmehr, die uns suchen müssen, aber es ist jetzt so weit gekommen, daß der Adel alles Gefühl seiner Würde verloren hat."

„Meine beste Gräfin, du vergissest, daß wir leider in einer Zeit leben, wo das Geld die Hauptrolle spielt, und der beste Beweis davon ist, daß Graf Romarhjerta Frau Stephensen's erster Inspector ist und du selbst ihr Gast."

Die Freiherrin versetzte mit Wohlbehagen ihrer stolzen Freundin diesen Hieb, dann stand sie auf und verließ die Gräfin, vergnügt, die Bemerkung derselben dadurch vergolten zu haben, daß sie dem Hochmuth der Romarhjerta eine tödliche Wunde geschlagen hatte.

Die Gräfin bekam hierauf einen Anfall von Husten, und als Stephana sich näherte, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, empfand die Gräfin bei dem Ge-

danken an die Worte der Freiherrin eine solche Erbitterung gegen sie, daß sie sich nicht einmal insoweit beherrschen konnte, um wenigstens mit kalter Höflichkeit zu antworten, sondern sagte:

„Haben Sie die Güte, sich nicht zu bemühen, geehrte Frau."

Auch jetzt veränderte Stephana's Gesichtsausdruck sich nicht, und als sie aufblickte, begegnete sie Hermann's Blicken, der sie mit wehmüthig bittender Miene bat, seiner Mutter zu verzeihen.

Sie beantwortete diese stumme Bitte durch ein Lächeln, welches sagte:

„Ich habe Ihnen ja schon mitgetheilt, daß sie nicht im Stande ist, mich zu verwunden oder zu demüthigen."

Ein Glas Zuckerwasser stillte den Husten der Gräfin, und während sich der Arzt neben ihr niederließ und einen interessanten Vortrag über Reisen in warmen Himmelsgegenden und deren wohlthätigen Einfluß auf eine schwache Brust hielt, begab sich die übrige Gesellschaft hinauf in die Gemäldegalerie, um die ausgezeichnete und zahlreiche Sammlung in Augenschein zu nehmen.

Nach einer Weile kam sie wieder in den Salon herunter.

„Es war sehr schade, daß die sämmtlichen Familienbildnisse ein Raub der Flammen wurden", sagte der Baron zu Hermann.

„Ja, es war ein schmerzlicher Verlust", fiel die Gräfin ein, „weil er nicht ersetzt werden kann."

„Ein Bildniß aber ist noch vorhanden, wie ich sah", hob der Baron wieder an, indem er neben der Gräfin Platz nahm.

„Soviel ich weiß, ist nichts gerettet worden."

„Frau Stephensen hat aber noch eins, welches in der Gemäldegalerie hängt", fiel die Freiherrin ein.

„Welches denn, wenn ich fragen darf?" sagte die

Gräfin, indem sie den Kopf zurückwarf und Stephana mit einem herausfordernden Blick ansah. Sie war darauf gefaßt, Elin's Namen zu hören.

„Es ist das Bildniß der Gräfin Gunilla Romarhjerta, welches ich noch in meinem Besitz habe", antwortete Stephana. „Der Graf war so artig, mir es zu lassen, weil die Schönheit der Züge mir gefiel."

„Ah so!" entgegnete die Gräfin. „Gunilla ist niemals als eine der Familie Romarhjerta angehörende Person betrachtet und niemals als eine solche anerkannt worden. Kennen Sie ihre Geschichte, geehrte Frau?" setzte die Gräfin in spitzem Tone und direct zu Stephana gewendet hinzu.

„Nein", entgegnete diese, „ich habe blos gehört, daß sie sehr unglücklich war, was in Verbindung mit ihrer Schönheit der Grund war, daß ich mich für das Bildniß interessirte."

„Ich habe schon als Kind von dem Schlafzimmer der Gräfin Gunilla hier erzählen hören", fiel die alte Freiherrin Skjöld ein; „ihrer Geschichte aber kann ich mich nicht mehr entsinnen."

„Da bin ich glücklicher", sagte der Propst, „denn ich habe sie gehört. Die Gräfin Gunilla soll ursprünglich eine arme Fischerstochter gewesen sein."

„So viel habe ich auch gehört", bemerkte Stephana, „etwas Weiteres aber scheint niemand über sie zu wissen."

„O ich weiß etwas Weiteres", fiel die Gräfin wieder ein, „und wenn Sie Lust haben, es zu hören, geehrte Frau, so will ich Ihnen das Schicksal dieser Gunilla erzählen. Es ist sehr lehrreich für einen jeden, welcher glaubt, daß man ungestraft mit der Achtung vor einem alten geehrten Namen spielen könne. Vielleicht amusirt es Sie, dies zu hören?"

Die großen Augen der Gräfin waren mit einem eigenthümlich harten Ausdruck auf Stephana gerichtet.

Stephana sah zu ihr mit einem so ruhigen und

ernsten Blick auf, daß die Gräfin den ihrigen senkte, und antwortete einfach:

„Ja, Frau Gräfin, es würde mich wirklich interessiren.“

„Eine solche Erzählung kann aber schwerlich die ganze Gesellschaft interessiren, und Frau Stephensen hat ja so viele andere Gelegenheiten, sie zu hören“, fiel Hermann ein.

Nun behauptete aber die ganze Gesellschaft, daß sie sich in der That höchlich für die Geschichte interessire, und die Folge hiervon war, daß die Gräfin, obschon mit einiger Anstrengung, die Erzählung begann, welche eine lebhafte Farbe auf den abgezehrten Wangen hervorrief.

Es lag etwas Fanatisches in ihrem fieberhaften Blick, als sie anhob:

„Im Jahre 1720 war der Reichsdrost Romarhjerta der Hauptrepräsentant und Besitzer des ganzen Vermögens dieser edeln Familie.

„Er hatte zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste, Graf Karl, war von unglücklich phantastischem Charakter, mit wilden unbezähmbaren Leidenschaften. In dem eben erwähnten Jahre machte er eine Reise auf dem Continent und hielt sich längere Zeit in Frankreich auf.

„Plötzlich entstand das Gerücht, daß Karl, der Erstgeborene und das künftige Haupt der Familie, sich in der Bretagne mit einer armen Fischerstochter verheirathet habe und dort das Leben eines Hirten führe.

„Der Reichsdrost betrachtete das Gerücht als ein so märchenhaftes, daß er keinen Augenblick lang daran glaubte. Dies war auch ganz natürlich, denn wie hätte man sich denken sollen, daß ein Graf Romarhjerta einen der edelsten Namen, den jedes Mitglied dieser Familie mit Achtung und Stolz getragen, bis zu diesem Grade erniedrigen könnte? Bisjetzt hatte es auch noch kein Beispiel gegeben, daß ein Romarhjerta auch nur versucht

hätte, ein unebenbürtiges Reis auf seinen Stamm zu pfropfen.

„Einige Zeit, nachdem das eben erwähnte Gerücht sich verbreitet und allmählich wieder in den Hintergrund getreten war, kam ein Brief aus Paris an den Reichsdrost an. Dieser Brief war von einem Cousin der jungen Grafen geschrieben. Er enthielt die traurige Bestätigung, daß Graf Romarhjerta die Achtung vor sich selbst und seiner Familie so weit vergessen, daß er sich wirklich mit einer bretonischen Fischerstochter vermählt hatte. Der Schlag war für den Reichsdrost ein so unerwarteter und die Schande so groß, daß er sofort beschloß, zum König zu gehen und das Fideicommiß aufheben zu lassen, weil er den Sohn zu enterben beabsichtigte.

„Leider aber geschah dies nicht und es ward kein warnendes Beispiel statuirt, denn der unglückliche Vater ward vom Schlage getroffen und konnte blos seinen beiden andern Kindern und seiner Gattin den heiligen Eid abnehmen, daß sie niemals die Gattin des Sohnes anerkennen und weder öffentlich noch privatim ihr eins der Rechte, welche einer Anverwandten zukommen, einräumen, sondern in ihr nur die Fischerstochter sehen wollten. Dieses Versprechen gaben sie in feierlichster Weise, worauf der Reichsdrost seinen letzten Seufzer aushauchte."

Ein kurzer Anfall von Husten, durch das viele Sprechen veranlaßt, unterbrach die Erzählung der Gräfin, sodaß sie eine lange Weile dieselbe nicht wieder aufnehmen konnte.

Stephana saß zurückgelehnt in einem Sessel, der Gräfin gerade gegenüber und so unbeweglich, daß sie einer Bildsäule glich. Ein leichter Schatten ruhte auf der bleichen Stirn und die Augen waren mit einem matten Ausdruck auf Jacobo geheftet, welcher in einem Heft blätterte, dessen Kupferstiche er mit dem gleichgültigsten Ausdruck von der Welt betrachtete.

Hermann's Augen waren auf Stephana geheftet.

Bei den übrigen Zuhörern hatte die Erzählung einen verschiedenartigen Ausdruck, je nach ihrem Charakter und ihrer gesellschaftlichen Stellung, hervorgerufen.

Helfrid saß steif und kalt da, mit dem Kopfe über die Arbeit gebeugt, als ob die Worte ihrer Mutter die Macht besessen hätten, sie zu versteinern.

„Es ist doch merkwürdig, wie der Stolz das menschliche Herz vertrocknen und den Menschen grausam machen kann, wenn jemand auf seinem Sterbebett, in dem Augenblick, wo er im Begriff steht, vor Gottes Angesicht zu treten, keinen andern Gedanken hat, als Zwietracht und Haß in die Herzen der ihn Ueberlebenden zu säen", sagte Jacobo mit seiner wunderbar klaren Stimme. „Ein trauriger Beweis davon, wie übel wir im allgemeinen das Christenthum auffassen und verstehen."

„Aber", sagte der Baron, „man muß die Handlung nach der Zeit und nach den hohen Begriffen beurtheilen, welche der Adel damals von seinen Vorzügen und seiner Würde hatte."

„Glauben Sie denn, Herr Baron, daß der Stolz in unsern Tagen weniger Unglück anrichtet?" fragte Jacobo.

„Ja, das glaube ich gewiß, denn mit dem Fortschritt der Civilisation und der Humanität ist auch dieser sowie alle unsere Instincte ein anderer und besserer geworden."

„Im allgemeinen, ja", entgegnete Jacobo, „aber da, wo er bei einzelnen Personen auftritt, ist und bleibt er eins der herzlosesten und selbstsüchtigsten Gefühle. Es gibt unter unsern Leidenschaften keine, die uns zu größern Verbrechen triebe, als der Hochmuth, keine, die durch ihre Rückwirkung auf anderer Glück und Wohlfahrt einen beklagenswerthern Einfluß äußerte. Es ist ein jedes Christen unwürdiges Gefühl."

Die Gräfin holte tief Athem, und jeder, der die edle Dame kannte, sah ein, daß Jacobo sich jetzt bei ihr auf

nicht wieder gut zu machende Weise versündigt hatte. Und so groß war die Gewohnheit, der Familie Romarhjerta mit einer gewissen Unterthänigkeit zu begegnen, daß man Jacobo unverzeihlich dreist fand.

„Nur wer nicht versteht, daß der Adel von den Auserwählten der Nationen ausgegangen ist, kann diesen Stolz mit dem Namen Hochmuth belegen“, sagte die Gräfin mit Nachdruck. „Ueberdies ist es mit dem Blute des Adels ebenso wie mit dem königlichen. Will man, daß es seine Reinheit behalte, so muß man vermeiden, es mit solchem zu mischen, welches keine Veredlung erfahren hat.“

Wieder hinderte der Husten die Gräfin, weiter zu sprechen.

„Fern sei es von mir, Ihnen widersprechen zu wollen, Frau Gräfin“, fiel Jacobo mit seinem ernsten und sanften Lächeln ein, welches etwas eigenthümlich und unbewußt Ueberlegenes hatte. „Aber die Behauptung, daß das Blut des Adels reiner sei als das anderer, kann mit Grund als unhaltbar betrachtet werden. Auch ist es ganz unrichtig, anzunehmen, daß der Adel von dem Edelsten ausgegangen sei, was die Nation besessen. Ursprünglich waren es Eroberer, die sich zu Herren der Unterdrückten aufwarfen, und das Schwert war es, was den Edelmann machte, nicht seine höhere menschliche Bildung. Der Unterdrücker machte sich zum Herrn des Unterdrückten. Dadurch, daß er die Gewalt auf seiner Seite hatte, zwang er den Schwächern, in ihm ein vollkommeneres und von Gott auserkorenes Wesen zu sehen, obschon er seine eigene Erhebung nur durch Blut und Verbrechen zu Wege gebracht. Dies ist das Fundament, auf welchem der Adel entstanden ist, keineswegs aber geht er von einem höhern moralischen oder intellectuellen Werthe aus, sondern eher von dem Rechte der rohen Gewalt. Ginge er von einer reichern, geistigern Entwickelung aus, dann würden die Repräsentanten dieses

Standes sich auch durch edle, erhabene und vor allen Dingen wahrhaft christliche Tugenden auszeichnen; aber dies ist etwas, dessen die Aristokratie keines Landes sich rühmen kann."

Es trat Schweigen ein.

Die Gräfin, durch den Husten ermüdet und ärgerlich über das, was Jacobo sagte, legte ganz matt ihr Haupt an die Rücklehne des Sofas, denn die Schwierigkeit des Athmens hinderte sie für den Augenblick, zu sprechen, und ein jeder in der Gesellschaft sah ein, daß das Gespräch eine Wendung genommen hatte, die leicht in persönliche Unannehmlichkeiten übergehen konnte.

Stephana's matte und zerstreute Blicke hatten, während Jacobo sprach, Leben und einen feurigen Ausdruck bekommen, als ihre Augen sich begegneten.

Hermann hatte sie noch niemals so warm gesehen wie jetzt. Sie dankte Jacobo gleichsam mit den Augen. Das Blut stieg dem Grafen dabei zu Kopfe und er dachte so manchen unedeln Gedanken, der nicht der Mühe verlohnt hier erörtert zu werden; der Schluß davon aber war dieser:

„Sie liebt ihn von ganzer Seele, obschon sie es gegen mich in Abrede stellte."

Nach einer Pause nahm die Gräfin die abgebrochene Erzählung wieder auf, trotzdem, daß ein jeder seine Furcht äußerte, daß es sie zu sehr anstrengen möchte.

„Ein Jahr nach dem Tode des Vaters kam Graf Karl mit dem Weibe, welches er zu seiner Gattin erhoben, wieder nach Hause. Er reiste sogleich hierher nach Kungsborg, wo seine Mutter ihn mit dem letzten Gruß seines Vaters empfing, nämlich, daß er in das Grab gestiegen sei, ohne den Sohn zu segnen und daß die ganze Familie ihm alle Freundschaft aufkündigen würde, dafern er sich nicht von der seiner unwürdigen Gattin trennte.

„Daß die Gräfin der armen Gunilla erklärte, sie

könne sie niemals als ihre Tochter betrachten, versteht sich von selbst. Als der Graf seiner Mutter sagte, wenn ihn auch die ganze Welt verstieße, so werde er doch Gunilla niemals verlassen, verließ die Gräfin Kungsborg, weil sie nicht mit ihrer Schwiegertochter unter einem und demselben Dache weilen wollte.

„Es vergingen einige Jahre, während welcher Graf Karl ganz eingezogen lebte. Wenn auch die Leidenschaft eine kurze Zeit unser besseres Gefühl zum Schweigen zu bringen vermag, so kann sie dies doch nicht auf die Länge thun, besonders wenn man, wie Graf Karl, durch äußere Demüthigung unaufhörlich an den Fehltritt erinnert wird, den man begangen hat.

„Er erwachte endlich zum klaren Bewußtsein der Schmach, die er sich und seiner Familie zugefügt, und Gunilla's Schönheit konnte ihn nicht mehr damit versöhnen, sich von seinen nächsten Verwandten verlassen zu sehen.

„Es dauerte nicht lange, so ward Gunilla's Anblick ihm eine Qual, denn es lag darin eine unaufhörliche Erinnerung daran, daß seine Vermählung ihn überall in Miscredit gebracht, sogar bei Hofe, wo er nicht gern gesehen war. Er verließ Kungsborg, um eine Aussöhnung mit seiner Mutter zu Stande zu bringen zu suchen; da dies aber nicht gelang, weder mit ihr noch mit den Geschwistern, kehrte er hierher zurück, um mit der Strafe an seiner Seite von Reue verzehrt zu werden.

„Es verging wieder eine Zeit. Gunilla gebar einen Sohn, und als Graf Karl's Mutter davon unterrichtet ward, schrieb sie blos die Frage an ihren Sohn:

„«Soll der Sohn der Fischerstochter nach dir das Haupt der Familie Romarhjerta werden?»

„Graf Karl's Vaterfreude war sofort dahin, denn er sah ein, daß die Schande der niedrigen Herkunft der Mutter sich auf den Sohn vererben würde. Er versank in düsteres Hinbrüten und vermied sorgfältig, Gunilla und ihr Kind zu sehen.

„Einige Monate darauf kam die alte Gräfin ganz plötzlich auf Kungsborg an. Sie kam, um ihrem Sohn einen Ausweg zu zeigen, auf dem er sich ihre Verzeihung erkaufen und sich sowol mit der Familie als auch mit dem Adel und dem Hof aussöhnen könnte.

„Graf Karl ergriff den Vorschlag mit Begierde. Er bestand in Ehescheidung. Die Gräfin entwickelte die Sache und zeigte ihm, daß wenn er sich dadurch von Gunilla losmachen könnte, indem er ihr ein hinreichendes Jahrgeld aussetzte oder ihr auch einen Theil seines Vermögens abträte, er dies thun müsse. Die Gräfin erklärte ihm, daß dergleichen Personen sich in der Regel glücklich fühlten, dafern sie nur irdische Vortheile besäßen, und daß der Reichthum sie über jeden Verlust tröstete.

„Graf Karl hatte schon selbst oft an die Möglichkeit einer Auflösung dieser unnatürlichen Ehe gedacht. Jetzt hegte er ein Bedenken, nämlich das Kind; die Gräfin aber sagte ihm, es sei grausam, die Mutter ihres Kindes zu berauben. Er solle sie es vielmehr mit nach der Bretagne nehmen und hier unter ihrem, nicht des Grafen Namen zu einem rechtschaffenen Manne erziehen lassen; sie müsse aber versprechen, niemals für ihren Sohn Anspruch auf den Namen Romarhjerta zu machen.

„Als Graf Karl und seine Mutter alles dies aufs klügste arrangirt hatten, übernahm die Gräfin die Aufgabe, Gunilla von dem Vorschlage in Kenntniß zu setzen.

„Diese bewohnte die Hälfte des obern Stockwerks und verließ selten die Zimmer, weil sie wußte, daß ihr Gatte sie nicht gern sah. Was zwischen der Gräfin und ihr vorging, davon habe ich keine weitere Kenntniß, als daß Gunilla nach einer Unterredung, die eine Stunde gedauert hatte, bei ihrem Gatten eintrat und ihn fragte, ob er wirklich die Absicht hätte, sie und ihr Kind zu verstoßen.

„Bedenken Sie, meine Herrschaften, daß sie eine Fran=

zösin und überdies schön, folglich ein im höchsten Grade gefährliches Weib war. Genug, alle guten Vorsätze des Grafen Karl wurden wieder wankend gemacht, und die Gräfin mußte zum zweiten mal ihren Sohn durch den Einfluß dieses Weibes verloren gehen sehen. Die mit Recht erbitterte Mutter verließ den schwachen und bedauernswerthen Sohn.

„Gunilla's Sieg führte jedoch zu keinen günstigen Ergebnissen. Neue Unannehmlichkeiten, welche die Mutter und die Brüder dem Grafen Karl bereiteten und die ihn unaufhörlich verwundeten und demüthigten, versenkten ihn wieder in eine grübelnde und trübe Gemüthsstimmung.

„Er reiste nach der Hauptstadt, um dort Zerstreuung zu suchen, aber hier traf er mit der Mutter und den Geschwistern zusammen, und diese ließen ihn bei allen Gelegenheiten den Schimpf entgelten, den er seiner Familie durch seine Verheirathung zugefügt. Ueberall stieß er auf Demüthigung, und die königliche Familie, welche den Grafen Romarhjerta und ganz besonders Karl's Bruder mit besonderer Gunst zugethan gewesen, gab ihm auf verschiedene Weise zu verstehen, daß er in Ungnade gefallen war.

„Er kehrte nach Kungsborg zurück, noch düsterer als er es verlassen, und einen Monat später ging seine Schwermuth und Düsterheit in Wahnsinn über.

„Nun übernahm sein Bruder die Obhut und Leitung der Familienangelegenheiten, und man machte Gunilla den Vorschlag, sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen. Aber sie hatte keine Lust, dem Titel einer Gräfin zu entsagen, und bestand hartnäckig darauf, ihren Gatten pflegen zu wollen, bis es endlich in einer Nacht gelang, ihn von Kungsborg fort und dann ins Ausland zu schaffen.

„Einige Zeit darauf starb das Kind, und die Mutter nahm sich dies so zu Herzen, daß sie in eine Abzehrungskrankheit verfiel.“

„Und auch starb“, fiel Stephana ein, mit unbeweg=

lichem Blick und ohne ihre Stellung zu verändern. „Sie starb an den Leiden, mit welchen man sie so schonungslos überhäuft. Sie war erst fünfundzwanzig Jahre alt — gut, schön, tugendhaft, eine vollkommene Märtyrerin —"

„Einen Märtyrer, geehrte Frau", unterbrach sie die Gräfin, „nennt man den, welcher unschuldig leidet; jene Frau aber litt eine gerechte Strafe dafür, daß sie so dreist gewesen, ihre Gedanken und Wünsche nach einer Grafenkrone auszustrecken. Jedes Ueberschreiten der Kaste, der wir angehören, ist von Strafe begleitet. — Es ist in der Gesellschaft gerade wie in der Natur. Wir müssen uns den Gesetzen derselben beugen und uns in den bestehenden Schranken halten, wenn wir nicht zum Opfer unserer Ausschreitungen werden wollen. — Es ist unsere Pflicht, zu respectiren, was über uns steht, und es nicht zu uns herabzuziehen. — Ich weiß alles, was Sie ebenso wie Herr Lange sagen können und was die Sprache der Jetztzeit ist, aber Sie müssen entschuldigen, wenn diese Ideen mir etwas schief erscheinen. Wenn der Adel nicht aus Personen von allgemein anerkannter Ueberlegenheit bestünde, oder richtiger gesagt eine veredelte Rasse bildete, würde dann wol das Volk und die ganze Nation ihm die Verehrung erweisen, die es ihm erweist, und würden dann wol alle, die so heftig dagegen sprechen, dennoch alles Mögliche thun, um in Verwandtschafts- und Freundschaftsverbindungen mit ihm zu kommen? — Nein, wir würden dann in Ruhe gelassen und nicht so hartnäckig aufgesucht werden, wie jetzt der Fall ist."

„Es ist möglich, daß Sie recht haben, Frau Gräfin", antwortete Stephana lächelnd, „und wenn Sie auch unrecht hätten, so könnte es mir dennoch nicht einfallen, hier in Gegenwart so vieler Personen, welche dem Adel angehören, Sie zu widerlegen. Ich würde dadurch ja möglicherweise viele unter der Gesellschaft verletzen, und

obschon ein Kind aus dem Volke, hege ich doch für die Gefühle eines jeden Menschen zu große Achtung, als daß ich in einer öffentlichen Gesellschaft jemand durch meine Ausdrücke zu nahe treten sollte."

Stephana wendete sich, nachdem sie dies gesagt, mit jener ungesuchten Anmuth in ihrer Art und Weise, die ihr so eigenthümlich war, zu der kleinen verwitweten Freiherrin und bat sie ein wenig zu musiciren, wodurch alle weitere Discussion abgeschnitten ward.

Sie hatte der Gräfin eine scharfe Zurechtweisung gegeben, und ein jeder misbilligte bei sich selbst die Worte, welche die übermüthige Dame sich erlaubt und die nicht blos für Stephana verletzend waren, sondern auch für alle andern dem Bürgerstande angehörenden Personen.

Auch entfernte sich die Gräfin sehr bald nachher, veranlaßt durch ihren beschwerlichen Husten und die bittern Gefühle, welche sie beherrschten.

Helfrid begleitete ihre Mutter.

Während die Freiherrin sang, setzte sich Hermann neben Stephana auf das kleine Sofa und sagte:

„Geehrte Frau, Sie haben es selbst so gewollt. Ach, ich sagte Ihnen ja, daß meine Mutter sich vergessen würde!"

„Meine Meinung ist, Herr Graf, daß sie sich im Gegentheil nicht einen einzigen Augenblick vergessen hat, sondern mit bewundernswürdiger Consequenz ihre Absicht verfolgt hat, mich zu demüthigen; aber ich hatte Ihnen versprochen, alles an mir abprallen zu lassen, Graf, und ich habe Wort gehalten. Glauben Sie mir, ich habe in mir selbst heute Abend einen großen Triumph gefeiert — einen Triumph, den ich der Gräfin zu verdanken habe."

„Einen Triumph?"

„Ja, denn Sie haben mir recht und ihr unrecht

gegeben. — Dies versöhnte mich mit allem, was sie sagte."

„Geehrte Frau!"

„Herr Graf, ich sagte Ihnen ja einmal, daß ich Ihre Achtung für meine Denkweise und den Stand, dem ich angehöre, gewinnen wollte."

„Die besitzen Sie."

Die Freiherrin hatte aufgehört zu singen, und Jacobo auf ihren Wunsch den Platz am Instrumente eingenommen.

Bei den ersten Accorden, die er anschlug, zuckte Stephana gleichsam zusammen und drehte den Kopf herum, als ob sie fürchtete, einen einzigen von seinen Tönen zu verlieren.

Hermann biß sich auf die Lippe — er sah, daß ihre ganze Seele bei dem Sänger, oder bei dem Gesange war, und er mußte sich selbst gestehen, daß man eine schönere, wunderbarere Stimme selten hören konnte.

Auch war es so still in dem Salon, daß es schien, als ob außer dem Sänger weiter niemand darin gewesen wäre.

Das Haupt auf die Hand stützend und den träumenden Blick auf Jacobo geheftet, lauschte Stephana, ein lebendes Bild des Entzückens, welches die frischen und dennoch so weichen Töne hervorriefen.

Er sang eine Arie und dann einige Negerlieder. Als er das Instrument verlassen wollte, sagte Stephana:

„Singe noch eine schwedische Volksweise."

„Recht gern", antwortete Jacobo und fing an zu singen:

„Vacker du stod i höganlofts sal."

Der Sänger schwieg, Stephana aber blieb noch un-

beweglich. Sie schien die Welt, die sie umgab, vergessen zu haben.

„Wie glücklich ist er, der die Macht besitzt, sich Ihrer Seele so vollständig zu bemächtigen", sagte Hermann in leisem Tone.

Stephana machte eine Bewegung, gleich der eines Schlafenden, wenn ihn jemand berührt.

„Verzeihen Sie, Graf; ich hörte nicht, was Sie sagten."

„Wo war Ihre Seele?" fragte Hermann.

„Bei Ihnen", antwortete Stephana beinahe tonlos und gleichsam ohne klar zu wissen, was sie sagte.

„Bei ihm, wollen Sie wol sagen", entgegnete Hermann und neigte sich ein wenig vorwärts, sodaß er Stephana's Augen begegnete.

„Nein, ich dachte an Sie", antwortete sie und eine schöne Röthe bedeckte ihre Wangen, während sie hinzusetzte: „Sie nahmen meine ganze Seele ein."

Stephana erhob sich und verließ den Grafen. Sie drückte Jacobo die Hand, als sie an ihm vorbeiging, und der Graf hörte sie auf englisch die Frage thun:

„Warum, Jacobo, wähltest du gerade dieses Lied?"

„Deshalb, Stephana, weil du es unaufhörlich während der Zeit sangst, wo ich dich in Barthen pflegte."

„Ich verstehe dich nicht."

„Denke an die, welche es einmal sang und deren Stimme diese Melodie in deiner Erinnerung zurückließ, dann wirst du mich vielleicht verstehen."

„Ah, du weißt also —"

„Daß sie es war? Ja."

Einen Augenblick darauf ward der Doctor abgerufen. Die Gräfin hatte einen schweren Bluthusten bekommen und war ohnmächtig geworden.

Stephana war die erste, welche das Zimmer verließ und den Arzt mitnahm, und die Gesellschaft trennte sich.

Alle begaben sich nach Hause, nachdem sie noch zuvor an einem lucullischen Souper theilgenommen, bei welchem Jane und Jacobo die Honneurs machten, denn der Zustand der Gräfin war so bedenklich, daß Stephana sich entschuldigen ließ und bei der Kranken blieb, die nach der Ohnmacht in ein schweres Fieber verfiel.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Tage vergingen und der Zustand der Gräfin war und blieb derselbe. Ein unaufhörliches Fieber schien sie verzehren zu wollen, und die Hustenanfälle waren von der Art, daß man der Meinung war, sie werde es unmöglich lange aushalten können.

Tag und Nacht saß Stephana an dem Lager der Kranken und wachte abwechselnd mit Helfrid, ohne zu gestatten, daß jemand anderes es that. Auch der geringste Wunsch der Kranken ward augenblicklich erfüllt, und sie pflegte sie mit solcher Fürsorge und Umsicht, daß sie förmlich mit Helfrid wetteiferte.

Verzehrt von Schmerzen und niedergebeugt von Leiden nahm die Gräfin ihre Pflege an, ohne die Kraft oder den Muth zu besitzen, sich dagegen aufzulehnen, oder die Dankbarkeit zu zeigen, die sie trotz ihres Charakters gegen diesen sanften und alles verzeihenden Engel fühlen mußte, der an ihrem Krankenbett wachte.

Endlich, nachdem zwei Wochen vergangen waren, schien das Fieber sich zu mindern, und die langen qualvollen Nächte wurden ruhiger, aber immer noch fuhren Stephana und Helfrid fort, abwechselnd zu wachen.

Eines Abends — es war in den letzten Tagen des Mai — sagte Hermann zu Stephana:

„Geehrte Frau, Sie pflegen meine Mutter so, daß Sie Ihr eigenes Leben an diesem Krankenbett lassen.“

„Was thut's? Ich habe ja niemand, für den ich zu leben brauchte“, antwortete Stephana wehmüthig.

„Niemand?“ wiederholte der Graf und sah sie an.

„Nein, niemand.“

„Jacobo — ist dieser Ihnen nichts?“

„O ja, er ist das Theuerste, was ich auf Erden habe.“

Es trat eine Pause ein. Endlich sagte Hermann:

„Sie beabsichtigen wol, auch heute Nacht wieder zu wachen?“

„Ja, die erste Hälfte der Nacht.“

„Wollen Sie nicht vor Einbruch der [illegible]t eine kleine Promenade machen? Sie sehen so bleich und matt aus — die Luft würde Ihnen wohlthätig sein.“

„Glauben Sie, Graf?“

Stephana erhob sich, sah auf die Uhr und setzte hinzu:

„Ja, lassen Sie uns einen Gang durch den Park machen.“

Einige Minuten darauf standen Stephana und Hermann auf der Treppe der Veranda.

Es war ein herrlicher warmer Frühlingsabend. Die zarten Blätter rührten sich nicht, so still war es in der Natur, und nur das Gezwitscher der Vögel, welche einander hier- und dahin lockten, unterbrach die Stille.

„Nehmen Sie meinen Arm“, bat Hermann und nahm selbst Stephana's Hand, um sie in seinen Arm zu legen.

Schweigend gingen sie hinunter nach dem Park.

„Ist das nicht ein göttlicher Abend?“ fragte Hermann.

„Ja, er ist schön und die Luft dabei so erfrischend“, antwortete Stephana, indem sie einigemal tief Athem schöpfte.

„Ach, geehrte Frau, es sind ja schon zwei Wochen

her, seitdem Sie keine frische Luft geschöpft haben, und das alles um meiner Mutter willen. Sie besitzen mehr als Engelsgüte, da Sie mit solcher Zärtlichkeit eine Frau pflegen, die Ihnen so begegnet ist, wie sie an demselben Abend that, wo sie krank ward. Wie ist es möglich, so edelmüthig und gut zu sein, wie Sie sind?"

„Wer sagt Ihnen, Graf, daß ich aus Edelmuth so gehandelt habe?"

„Alles, was ich von Ihnen gesehen, sagt es mir."

„Sie sehen blos die Thaten, kennen aber nicht die Beweggründe. Die meinigen können ja ganz egoistisch sein."

„[illegible]stisch — und in welchem Falle?"

„[illegible] kann ja wünschen, die Achtung der Gräfin zu gewinnen oder ihre Vorurtheile zu besiegen und durch meine Handlungen sie zu zwingen, dem Guten, möge es sich finden wo es wolle, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

„Allerdings. Es wäre das eine edle Rache, aber dann hätten Sie überlegt gehandelt, und dies war nicht der Fall. Ihre Handlungsweise entsprang aus dem Herzen, ohne daß Sie die Wirkung oder den Gewinn derselben berechneten, denn Ihre Zärtlichkeit war immer dieselbe, auch während der Tage, wo das Leben meiner Mutter in augenblicklicher Gefahr schwebte."

„Es mag sein, daß Sie recht haben, aber was beweist es?"

„Daß Sie ein Engel an Güte sind."

„O nein; blos, daß ich eine Christin bin. Uebrigens, Graf, war es ja Ihre Mutter, und glauben Sie mir, es liegt kein großes Verdienst darin, den Verwandten eines Freundes gefällig zu sein. Man thut es so gern, weil man hofft, durch seine Mühe ein Leben zu retten, welches dem Freunde Thränen kosten und einen bittern Schmerz zurücklassen würde. Sie wissen ja, Graf, daß ich Ihnen aufrichtig zugethan bin."

„Jacobo ist das Theuerste, was Sie besitzen; was kann ich wol Ihnen sein?"

„Das, was Jacobo ist, allerdings nicht, darin haben Sie recht; aber etwas ganz anderes."

„Das ist wahr — ein Freund. Er ist etwas mehr."

„Ja, weit, weit mehr", entgegnete Stephana.

Bei der ersten Bank angelangt, blieb sie stehen und sagte:

„Wenn Sie erlauben, Graf, so wollen wir uns hier ein wenig niedersetzen. Ich fühle mich wirklich müde."

„Aber wir sind ja kaum erst zehn Schritte gegangen und die Bewegung in der freien Luft würde [illegible] ganz gewiß sehr wohlthätig sein."

„Ich ziehe es aber vor, still zu sitzen."

„Nun gut, wie Ihnen beliebt."

Der Graf setzte sich neben Stephana und stützte den Arm auf die Rückenlehne der Bank.

Sie hob wieder an:

„Jacobo ist mir wirklich mehr als ein Freund, denn er ist der Schöpfer meines ganzen bessern Menschen. Wenn ich, wie Sie sagten, ein Engel an Güte wäre, so wäre dies sein Werk. Er ist es, der in mir das Gute ermuntert und das Böse erstickt hat, und deshalb liebe und bewundere ich ihn als meinen guten Genius."

„Wie beneidenswerth ist er, der diese Macht über Sie besessen und der nun Ihre Zuneigung besitzt."

Hermann's Stirn war umwölkt und sein Blick etwas kalt.

„Ich gehöre nicht zu denen, welche Glück bringen, und habe es auch noch nicht gethan", sagte Stephana. „Doch das gehört nicht hierher. Jacobo hat auf alle Fälle einen so starken Charakter, daß er mit ruhiger Stirn das Unglück sowol ertragen als demselben widerstehen kann. Diese Eigenschaft macht, daß er so unendlich

überlegen ist, denn der, welcher sich nicht zum Herrn des Misgeschicks macht, ist kein Mann."

Es trat eine kurze Pause ein.

Stephana unterbrach sie mit den Worten:

„In drei Wochen erwarte ich fremde Reisende hier."

„Ah!"

Hermann sah Stephana zugleich mit einem Blicke an, welcher fragte:

„Wen?"

„Haben Sie schon vergessen, Graf, wen ich erwarte?" fragte Stephana, indem sie ihn fixirte.

Der Graf zuckte keine Miene und mit vollkommen ruhiger Stimme antwortete er:

„Die Gräfin Elin Romarhjerta."

„Allerdings."

„Schon nächste Woche reise ich, wenn es mit der Besserung meiner Mutter so fortgeht, unserer Verabredung gemäß in Geschäftsangelegenheiten nach England", hob der Graf ganz gleichgültig wieder an.

„Und wie lange werden Sie wegbleiben?"

„Höchstens vier Wochen; nach Kungsborg aber komme ich nicht eher wieder, als bis Sie mich zurückrufen. Wie lange wird die Gräfin Elin hier bleiben?" setzte der Graf fragend hinzu.

„Das kommt darauf an, ob —"

„Worauf?"

„Auf mich. Wollen Sie ihr nicht begegnen?"

„Thun Sie diese Frage in wirklichem Ernst?"

„Ja wohl. Wenn ich wie Sie eine schwere Schuld zu sühnen hätte, so würde ich keinen Augenblick zögern dies zu thun zu suchen."

„Auf welche Weise denn? Wollen Sie, daß ich jetzt als ruinirter Mann mich mit einer reichen Frau aussöhnen soll, die ich verstieß, als ich mich noch vermögend glaubte? Dies wäre ein Schritt, den ich mir niemals verzeihen könnte, denn heute noch ebenso wie vor elf

Jahren ist Elin für mich eine Person, für welche ich keinerlei Zuneigung hege. Auch wenn ihre Geburt sie nicht mehr in meinen Augen verhaßt machte, so ist sie dies doch noch durch die Bande, welche mich von aller Hoffnung auf Lebensglück scheiden."

„Hören Sie mich an, Graf. Sind Sie vollkommen überzeugt, daß Elin's Geburt sie nicht mehr unwürdig macht, Ihre Gattin zu sein?"

„Welch eine Frage!" entgegnete er und sah sie mit einem Blick an, welcher zu sagen schien: „Ich liebe ja dich, ungeachtet deiner Geburt!"

„Verstehen Sie mich recht", sagte Stephana, seinen Blick gleichsam beantwortend. „Ich spreche jetzt von der Geburt Ihrer Gattin, das heißt der Gräfin Romarhjerta."

„Ja, ich verstehe Sie vollkommen. Sie meinen, man kann eine Bürgerliche lieben, aber ihr deswegen doch nicht seinen Namen geben wollen. Geehrte Frau, wenn es im Bereiche der Möglichkeit läge, daß ich Elin lieben könnte, so würde ich mit jubelnder Seligkeit sie als Gattin in meine Arme schließen, wäre ihre Herkunft auch noch so gering. Sie haben meine Achtung vor meinem angeborenen Werth so vollkommen vernichtet, daß ich sie nur noch dem wahren schenke."

„Wenn Sie Elin lieben könnten? Woher wissen Sie denn, daß Sie das nicht können? Sie haben sie ja seit elf Jahren nicht gesehen."

„Und auch vorher nicht oft. Das Wenige, was ich von ihr sah, fesselte mich so wenig, daß ich keine andere Erinnerung von ihr habe, als daß sie damals ziemlich häßlich war. Aber wenn sie auch noch so schön und gut wäre, so würde ich sie dennoch nicht lieben können. Das ist eine Unmöglichkeit."

„Warum denn?"

„Und das fragen Sie, geehrte Frau?"

Er ergriff ihre beiden Hände und setzte mit einem eigenthümlichen gedämpften Ausdruck in Stimme und Blick hinzu:

„Kann Stephana diese Frage an mich thun?"

„Ja, eben Stephana, die redliche Freundin, sie, die vermessen genug ist, zu glauben, eine so große Macht über Sie zu besitzen, daß sie Sie zu den Pflichten zurückführen könnte, die Sie so lange vergessen und so grausam und ungerecht mit Füßen getreten haben."

Sie sah, während sie dies sagte, ruhig und ernst in seine dunkel glühenden Blicke.

„Meine Pflichten! meine Pflichten!" wiederholte Hermann. „Sie wollen mich also mit Elin wieder vereinigen?"

„Ja", sagte Stephana und holte tief Athem, als ob dieses Ja ihr große Ueberwindung kostete. „Ich will", fuhr sie fort, „daß Sie einsehen, wie viel Sie ihr schuldig sind. Ich will, daß Sie sie lieben lernen."

„Begehren, wünschen Sie nicht das Unmögliche!" sagte Hermann und ließ Stephana's Hände los. Dann setzte er in ruhigem und beinahe kaltem Tone hinzu: „Sie sind eine unerklärliche Frau. Sie kennen die Macht, die Sie über mein Herz besitzen, und gleichwol sprechen Sie davon, daß ich dieses Herz an eine andere ketten soll. Sind Sie mit der Welt der Gefühle so unbekannt, um nicht zu wissen, daß man diesem nicht befehlen kann, dem Willen zu gehorchen, wie man es wol mit seinen Handlungen kann?"

„O man kann es, Graf Hermann. Ein Beweis davon ist, daß Sie in diesem Augenblick durch Ihren Willen Ihre stürmisch aufgeregten Gefühle so bezwingen, daß Sie ganz ruhig darüber sprechen."

„Dies gilt blos von dem Ausbruch derselben, nicht von den Gefühlen selbst. Durch die Kraft des Willens die Natur derselben zu verändern, steht nicht in menschlicher Macht. Wenn Sie glauben, daß ich mein Herz

zwingen könnte, Elin zu lieben, dann kennen Sie die Menschennatur nicht."

„Ihr Herz zwingen?" wiederholte Stephana und lächelte mit einem so eigenthümlichen Ausdruck, daß dieses Lächeln ihr Antlitz gleichsam mit einer glühenden Wärme übergoß. „Nein, Graf, ein solcher Gedanke ist in meiner Seele niemals entstanden. Wir können uns zwingen, pflichtgetreu, gerecht und mit Ehre und Gewissen übereinstimmend zu handeln, aber wir können uns nicht zwingen, zu lieben. Das Herz ist ein Rebell, der sich gegen jede Tyrannei empört, dagegen sich freiwillig dem ergibt, der die Macht besitzt, es gefangen zu nehmen."

„Das wissen Sie besser als irgendjemand."

„Ja, Graf, ich weiß es besser als irgendjemand."

Es entstand eine Pause.

Stephana's Brust hob sich unruhig.

Hermann's bleiche Stirn und auf sie gehefteter Blick sprach von Stürmen in dieser wogenden Brust.

Er brach das Schweigen, indem er sagte:

„Und dennoch sprechen Sie davon, daß ich durch meinen Willen meinem Herzen befehlen soll, ein Wesen zu lieben, welches ich nicht kenne."

„Nein, ich will Sie blos bewegen, es kennen zu lernen und dann zu lieben."

„Dann dürfte ich niemals Sie gesehen haben. — Jetzt kann es zu nichts nützen, Elin kennen zu lernen, denn zwischen ihr und mir stehen Sie."

„Als ein Verbindungsglied, welches Sie dereinst miteinander vereinigen wird. — Versprechen Sie mir daher, die Bekanntschaft Ihrer Gattin zu machen, sie täglich zu sehen, ihre Handlungen zu beurtheilen und ihren Charakter zu erforschen — kurz, sich zu überzeugen, daß sie Ihrer Liebe und Ihres Namens würdig ist."

Stephana sah mit einem beinahe flehenden Blick zu Hermann empor.

„Man müßte ein Gott sein, um einer Bitte zu widerstehen, die von einem solchen Blick begleitet wird“, sagte Hermann, indem er Stephana's Hand ergriff. „Und gleichwol, wenn ich auch in diesem Augenblick verspreche, zu thun, was Sie wünschen, so werde ich doch, nachdem Sie mich verlassen haben, es bereuen.“

„Graf, niemals will ich Sie zu einer Handlung bereden, die Sie bereuen könnten, aber ich möchte wünschen, daß meine Macht über Sie wirklich so groß wäre, daß Sie ohne Reue meinem Begehren willfahrten.“

„Bezweifeln Sie wirklich Ihre Macht über mich?“

„Ja, und ich habe Grund dazu.“

„Nein, — alles will ich thun, nur nicht das, was mich vor mir selbst erniedrigen würde. Verlangen Sie von mir, was Sie wollen, und ich werde ohne Bedenken mir Ihre Wünsche zum Gesetz machen, aber verlangen Sie niemals, daß ich unter demselben Dach mit dieser Frau leben soll, vor welcher ich stets über mich selbst werde erröthen müssen. Daß ich sie nicht liebe, ist ein Unglück; daß ich aber fühle, sie habe ein Recht, mich zu verachten, dies ist etwas, was unsere Begegnung zu einem Dinge der Unmöglichkeit macht. Ihre Nähe würde mich beinahe zwingen, mich selbst zu verachten.“

„Zwingen Sie sie vielmehr, Sie hoch zu achten, und zwar dadurch, daß Sie ihr beweisen, daß Sie ein Mann nicht blos von Geburt, sondern auch von Ehre und Herz sind, der nicht durch falschen Stolz sich die Kraft rauben läßt, das, was er verbrochen hat, wieder gut zu machen.“

„Unmöglich! — sie ist mein verkörpertes böses Gewissen und deshalb verabscheue ich sie beinahe, wäre sie auch noch so schön, tugendhaft und anbetungswürdig.“

„Sie verabscheuen sie! — Wol zum Lohn für so

viele Jahre der Leiden?" murmelte Stephana und stützte ihre bleiche Stirn auf die Hand. „Das wäre zu viel!"

Es trat wieder Schweigen ein.

Hermann sah, daß Stephana's Augenlid zitterte, und endlich drang eine helle Perle unter der langen gesenkten Wimper hervor und blieb auf der Wange stehen.

Ihren Worten, dem berauschenden Einfluß ihrer Nähe und ihren bittenden Blicken hatte er widerstanden, in der stummen Thräne aber, welche sich gegen ihren Willen hervorstahl, lag etwas wirklich Unwiderstehliches.

Auch war es mit Hermann's Kraft nun aus. Er neigte sich über sie und sagte in leisem Tone:

„Stephana."

Hast du, lieber Leser, einmal bemerkt, daß in dem Tone, womit ein einziges Wort ausgesprochen wird, eine ganze Welt von Gedanken und Gefühlen liegen kann?

So war es auch jetzt. In diesem kaum-hervorgehauchten „Stephana" lag ein ganzes Geständniß; auch blickte sie, zu welcher es gesagt ward, unwillkürlich auf.

Eine Secunde lang, die eine Ewigkeit umfaßte, begegneten sich ihre Blicke, worauf Stephana mit einem unbeschreiblich milden und wehmüthigen Lächeln ihre Hand in die seine legte und sagte:

„Habe ich gesiegt?"

„Ja, jetzt wie immer."

Er drückte ihre Hand stürmisch an seine Lippen.

Sie entzog sie ihm leise.

„Nicht wahr, Sie werden sobald als möglich von England wieder abreisen und hierher nach Kungsborg zurückkehren?" fragte Stephana, indem sie die Augen von ihm abwendete.

„Ja."

„Und Sie versprechen, sich zu einem unparteiischen Richter über Elin und sich selbst zu machen?"

„Das verspreche ich."

„Und wenn Sie sie Ihrer Achtung, Ihres Namens und Ihrer Liebe würdig erfinden, dann —?"

Stephana machte eine Pause und wartete auf Antwort, aber Hermann schwieg. Als sie einige Secunden gewartet hatte, wiederholte sie fragend:

„Dann?"

„Dann werde ich das Ueble, das ich ihr zugefügt, abbitten und —"

„Nun? — fahren Sie fort."

„Und ihr die Freiheit wiedergeben."

Stephana zuckte zusammen, drehte schnell das Gesicht nach Hermann herum und sagte langsam:

„Ehescheidung oder Abscheu — dies ist also alles, was Sie diesem armen Opfer für Ihren grenzenlosen Hochmuth schenken wollen. Ach, Graf, Sie sind kein Edelmann!"

Sie erhob sich, um zu gehen.

„Noch einen Augenblick, ich bitte!" rief Hermann.

Stephana blieb stehen.

„Niemals", fuhr er fort, „will ich mich von ihr scheiden, niemals will ich sie des Namens berauben, den sie ein Recht hat zu behalten und den ich ihr einmal gegeben. Wenn sie aber selbst ihre Freiheit wiederzuhaben wünscht, dann, geehrte Frau, will ich kein Hinderniß weiter für ihr Glück sein. Sie allein mag über ihr ferneres Schicksal bestimmen, aber niemals soll ein Wort von mir verrathen, daß ich mich von den Fesseln zu befreien wünsche, die ich elf Jahre getragen. Mehr können Sie von mir nicht wünschen, mehr nicht begehren."

„Nein, ich bin im ganzen zufrieden mit dem Sieg, den ich bisjetzt errungen. Eine Ahnung sagt mir, daß ich ihn dereinst noch ganz erringen werde. Sie haben versprochen, zu prüfen und unparteiisch zu urtheilen. —

Wohlan, dann bin ich auch sicher, daß das endliche Resultat eines Mannes von Ehre würdig sein wird."

„Sind Sie davon wirklich überzeugt?"

„Ja."

„Und gleichwol sagten Sie soeben, ich wäre kein Edelmann."

„Verzeihen Sie — ich hatte mich übereilt!" rief Stephana, indem sie ihm beide Hände reichte.

Oft schon hatte Hermann sie bezaubernd gesehen, aber noch niemals in dem Grade wie jetzt, als sie so mit dem bleichen Antlitz beinahe demüthig gesenkt und dem Ausdruck kindlicher Sanftmuth vor ihm stand.

„Ich soll Ihnen verzeihen! Ach, ich wünschte, daß ich etwas zu verzeihen hätte!" rief Hermann und drückte ihre Hände an seine Brust.

„Wer weiß, ob nicht ein Tag kommt, wo Sie diese Ihre Worte zurücknehmen."

„Niemals! Was Sie mir auch zufügten, alles würde ich verzeihen."

„Wissen Sie das gewiß?"

„Vollkommen."

„Geben Sie mir Ihre Hand darauf."

„Hier haben Sie meinen Handschlag darauf, daß ich alles, was Sie mir auch zufügen mögen, nicht blos verzeihen kann, sondern daß ich mich auch glücklich schätzen würde, der Person, bei der ich in so großer Schuld stehe, etwas zu verzeihen zu haben. Meine Achtung und meine Bewunderung für Sie ist so groß, daß keine Zeit und kein Umstand sie erschüttern könnte."

„Ich danke", sagte Stephana und zeigte auf den Horizont. „Sehen Sie, die Sonne ist während unsers Gesprächs beinahe untergegangen, und es ist nun Zeit, wieder hineinzugehen."

„An das Krankenbett meiner Mutter."

„Es ist mir, als ob sie auch die meinige wäre", sagte Stephana beinahe flüsternd und eine dunkle Purpur-

flamme brannte auf ihrer Wange. „Kommen Sie, lassen Sie uns gehen“, setzte sie hastig hinzu.

„Gewähren Sie mir eine Bitte.“

„Gern, wenn ich kann.“

„Machen Sie mit mir einen Spaziergang hinunter an den Strand. Auf eine halbe Stunde kommt es nicht an und der Abend ist so schön.“

Gott allein weiß, was Hermann's Augen sagten, Stephana aber fuhr sich mit der Hand schnell über die Stirn, als ob sie eine Anwandelung von Schwindel hätte, worauf sie schweigend einige Schritte that, nicht hinauf nach dem Schlosse, sondern hinunter nach dem Strand.

Hermann folgte. Er ergriff schweigend ihren Arm und legte ihn in den seinigen. Nicht ein Wort ward auf dem ganzen Wege bis an das Meer hinab zwischen ihnen gewechselt.

Das prachtvolle Gemälde, welches vor ihren Augen ausgebreitet lag, war von der Art, daß das Herz von Ehrfurcht geschwellt und von jener unwiderstehlichen Andacht ergriffen ward, die nur ein schönes Naturschauspiel zu erwecken vermag.

Unwillkürlich rief Stephana:

„Wie groß ist doch Gott und wie klein der Mensch!“

Sie stützte sich leicht auf Hermann's Arm und einen Augenblick lang schlugen beider Herzen von jenem reinen und tiefen Gefühl, welches der Mensch empfindet, wenn er in seinem Innern vor seinem Vater und Schöpfer niederkniet.

Es war eine stumme Andacht, welche diese so verschiedenen Klassen der Gesellschaft entstammenden beiden Wesen jetzt gemeinsam feierten.

Beide erfuhren ein und dasselbe demüthige Gefühl, er, der Mann von Geburt, und sie, das Weib aus dem Volke. Vor Gott fühlten sie, daß sie eins so gering waren wie das andere.

„Mahnt uns nicht ein solcher Augenblick, uns durch das Gute und Edle in wenn auch nur geringem Grade der Güte würdig zu machen, welche die Vorsehung an uns verschwendet?" hob Stephana endlich wieder an.

„Ja, so ist es, und in einem solchen Augenblick wie dieser fühlt man tief, daß vor Ihm es keinen irdischen Vorzug gibt", entgegnete der Graf.

„Vor Gottes Richterstuhl gilt nur der Adel der Tugend."

„Sie haben recht und deshalb sind Sie vor ihm geadelt, nicht ich."

„Ach, Graf, vor ihm sind wir alle gering und die Tugenden, die wir hier an einander bewundern, berechtigen uns vor Gott nicht zu Anspruch auf Verdienst. Er sieht in das Herz und weiß, wie viele Schwäche es birgt, selbst wenn es am stärksten ist."

Nun kehrten sie wieder nach dem Schloß zurück.

„Ihnen ist wol jede Schwäche fremd?" sagte der Graf, nachdem sie einige Augenblicke geschwiegen.

„Welcher Sterbliche kann sich rühmen ohne Schwächen zu sein? Ich am wenigsten von allen, aber ich liebe es, andere stark zu sehen, und ich verachte jede weichliche Nachgiebigkeit gegen unsere Leidenschaften, besonders bei dem Mann. Er muß Herr über sich selbst, seine Leidenschaften und sein Schicksal sein können, sonst ist er kein Mann und nicht werth, von einem edeln Weibe geliebt zu werden."

„Verlangen Sie da aber nicht, daß er mehr als Mensch sei?"

„Allerdings verlange ich, daß er mehr sei, das heißt Mensch in des Wortes höchster und schönster Bedeutung — Gottes Ebenbild hier auf Erden."

„Das ist aber ein Ideal, dessen Verwirklichung Sie hienieden nicht finden können."

„O ja — ich habe dieses Ideal gefunden."

„Ah! — dann nennen Sie mir es doch."

„Jacobo!"

Das Blut stieg Hermann siedendheiß zur Stirn empor und Stephana fühlte gleichsam, daß er bei diesem Namen zusammenzuckte.

Es trat eine Pause ein. Nach einer Weile hob der Graf wieder an:

„Haben Sie bei ihm niemals Nachgiebigkeit gegen die Leidenschaft oder sonstige Schwäche gesehen?"

„Niemals. — Ich habe gesehen, wie er, ohne zu zucken, den schwersten Schlag hinnahm, der den Menschen im Leben treffen kann; ich habe gesehen, wie er mit ruhiger Stirn das härteste Schicksal, die bittersten Schmerzen ertrug. Ich habe ihn gesehen, wie er mit äußerlicher Ruhe seine schönsten Träume, seine theuersten Hoffnungen für das Recht opferte, und ohne einen einzigen Augenblick zu wanken, den größten Versuchungen widerstand, während sein eigenes Herz und Blut sich dagegen empörte. — Ach, Graf, gerade bei ihm habe ich die Stärke bewundert, die ich bei jedem Mann wiederfinden möchte."

„Wo keine Leidenschaften sind, da ist auch keine Kraft, und in der That ist er glücklich, daß er keine solche besitzt."

„Im Gegentheil, Graf, er ist ein Mensch von starken, mächtigen Leidenschaften, mit halb spanischem, halb englischem Blut, aber einem treuen, warmen und redlichen schwedischen Herzen."

„Aber was ist es dann für eine Kraft in seiner Seele, die ihn so stark macht?"

„Er ist Christ!"

Es lag in dem Tone, womit Stephana dies sagte, ein so tiefer ergreifender Ernst, daß es Hermann war, als wenn diese Worte ein Echo in seinem eigenen Herzen wach riefen.

Der noch übrige Theil des Wegs ward schweigend zurückgelegt.

„Gute Nacht", sagte Stephana und machte ihren Arm los, um in das Haus zu treten.

Der Graf nahm den Hut ab, ohne ein Wort zu sagen, und begab sich auf sein Zimmer.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Als Stephana in das Zimmer der Gräfin trat, schlief dieselbe.

Helfrid saß mit dem Kopf auf die Hand gestützt und betrachtete aufmerksam einen vor ihr liegenden Kupferstich.

Sie bemerkte Stephana nicht eher, als bis diese sich über ihre Schulter neigte und fragte:

„Wie ist es gegangen?"

Helfrid blickte beinahe erschrocken auf, als sie aber Stephana's milden und liebevollen Augen begegnete, lächelte sie und sagte:

„Mama hat die ganze Zeit geschlafen."

Stephana's Blicke fielen nun auf den Kupferstich, der vor Helfrid lag.

„Dieses Gesicht hat eine ganz außerordentliche Aehnlichkeit mit Jacobo", sagte Stephana.

„Nicht wahr? — Ich habe es eine lange Weile betrachtet und je länger ich es ansehe, desto größer erscheint mir die Aehnlichkeit."

„Der arme Jacobo! Er hat sich in der letzten Zeit sehr gelangweilt", sagte Stephana, indem sie sich in einen Sessel niederließ und darin zurücklehnte. „Er ist aber", fuhr sie fort, „eifrig beschäftigt gewesen und hat

durch die Arbeit den Verlust der schönen Abende ersetzen wollen, die er früher gewohnt war mit mir zuzubringen. Es sind nun vier Jahre, seitdem wir täglich beisammengelebt haben und nur während einiger kleinen Reisen, die er gemacht, getrennt gewesen sind."

„Dann sind Sie wol mit ihm aufgewachsen?"

„Nein — ich bin in Schweden geboren, er in Neuengland, und als wir uns zum ersten mal sahen, war ich neunzehn und er einundzwanzig Jahre alt. Er hatte damals schon manchen schweren Kummer erlebt, manchen bittern Kampf gekämpft, und obschon an Jahren noch ein Jüngling, war er doch an Charakterstärke und Verstand ein Mann. Der frühzeitige Kampf mit Kummer, Widerwärtigkeiten und erlittenem Unrecht hatte ihm die Freude am Leben getrübt und sie in einen tiefen durchdringenden Ernst verwandelt. — Doch ich verplaudere da die Zeit und mache es, wie eine schwache Mutter oder Schwester, die alles andere vergißt, um das Lob ihres Lieblings zu preisen. — Sie müssen sich nun zur Ruhe begeben, Fräulein Helfrid."

„Ich will lieber hier bleiben und Sie erzählen hören —"

„Wovon?" fragte Stephana.

„Von Herrn Lange", antwortete Helfrid mit einem matten Lächeln. „Es ist so selten, von einem jungen Manne zu hören, der so ungewöhnliche Eigenschaften besitzt wie die, welche man ihm nicht absprechen kann."

„Nein, Fräulein Helfrid, jetzt bedürfen Sie der Ruhe. Morgen werde ich von allem sprechen, was Sie interessiren kann."

Helfrid erhob sich um zu gehen.

„Man hat mir heute erzählt, Sie beabsichtigten sich zu vermählen — ist das wahr?" fragte Stephana, indem sie Helfrid's Hand faßte.

„Allerdings ist die Rede davon", entgegnete Helfrid erbleichend.

„Lieben Sie den Baron Skjöld?“

„Ich hege Achtung und Zuneigung zu ihm. — Gute Nacht, liebe Freundin.“

Helfrid drückte einen leichten Kuß auf Stephana's Stirn und verließ dann das Zimmer.

Als Stephana allein war, nahm sie ein Schreibzeug und Papier, welches sie auf dem Tische fand, zur Hand und schrieb folgendes:

„Meine geliebte Elin!

„Jetzt ist der Augenblick da, um ihm sein Erbtheil zukommen zu lassen und zu sehen, ob sein Stolz sich nicht wieder erhebt, wenn er sich wieder reich sieht. Die Armuth hat er gut ertragen, aber sie ist weniger schwer zu tragen, weil man dadurch gebeugt wird; das Glück dagegen trägt sich weit schwerer, und ich fürchte, daß das Blut der Romarhjerta sich dann bei ihm geltend machen wird. Etwas von der Mutter zu hoffen, wäre, glaube ich, thöricht, denn der Stolz hat ihr Herz vertrocknet. Jedoch, ich will noch nicht verzagen. Krankheit und Körperleiden pflegen das Gemüth weicher zu machen. Komm — komm sobald als du deine Angelegenheiten geordnet hast. Der Herbst wird uns zeigen, ob die verstoßene Tochter und Schwiegertochter etwas für die Zukunft hoffen können. Leb' wohl, meine Freundin.

„Lord Charter wird, hoffe ich, dich hierher begleiten.

Deine

Stephana Stephensen.“

Gerade als Stephana mit diesem Briefe zu Ende war, hörte sie die Gräfin seufzen und darauf folgte ein schwerer Hustenanfall.

Augenblicklich war Stephana an ihrem Bett. Die Zofe, die zugleich mitwachen sollte, war auf ihrem Stuhl eingeschlafen und zwar so fest, daß der Husten der Gräfin sie nicht aufweckte.

Während des schweren Anfalls hielt Stephana die

Leidende in ihren Armen und trocknete ihr den Angstschweiß von der bleichen Stirn.

Es lag etwas tief Rührendes in der wahren und einfachen Zärtlichkeit, welche Stephana bewies. Man sah, daß sie alles zu thun wünschte, um nur diesen peinlichen Anfall zu lindern.

Nachdem sie der Gräfin einige beruhigende Tropfen eingeflößt, ließ der Anfall nach und hörte endlich ganz auf.

Stephana legte die Leidende wieder auf die Kissen nieder. Einige Minuten lang ward das Schweigen nur durch ihren kurzen schnellen Athemzug unterbrochen. Endlich sagte sie mit matter schwacher Stimme:

„Geehrte Frau, Sie sind mehr als gut, daß Sie eine fremde Person mit so vieler Fürsorge pflegen."

„Sie sind keine fremde Person für mich, Frau Gräfin", sagte Stephana sanft.

„Ich aber bin gegen Sie noch schlimmer gewesen als eine fremde Person. Ich bin förmlich feindlich gegen Sie gesinnt gewesen und habe Ihnen trotz Ihres Wohlwollens Beweise von meiner unfreundlichen Gesinnung gegeben. Dessenungeachtet haben Sie sich gegen mich so theilnehmend gezeigt, obschon Sie gegen mich ebenso wenig Sympathie hegen mußten wie ich gegen Sie. Was hat Sie vermögen können, mir Ihre Zeit zu schenken und Ihre Bequemlichkeit zu opfern?"

„Meine Christenpflicht und meine Menschenpflicht", antwortete Stephana ruhig. „Ueberall, wo ich einen Leidenden finde und ihm beistehen kann, da ist es meine Pflicht, dies zu thun."

Die Gräfin lag ganz ruhig und athmete schwer.

„Soll ich Ihnen vorlesen?" fragte Stephana.

„Nein, ich danke. — Hat der Arzt mit meinem Sohn gesprochen?"

„Nein, Frau Gräfin, er sprach nur mit mir."

„Und er sagte Ihnen, was er mir gesagt, nicht wahr?“

„Ja. — Nur das Versprechen, welches er Ihnen gegeben, hielt ihn ab, mit dem Grafen und dem Fräulein zu sprechen.“

„Sonderbares Spiel des Schicksals, daß ich doch noch auf Kungsborg sterbe!“ murmelte die Gräfin.

Sie lag eine Weile ganz still, dann warf sie sich unruhig auf den Kissen hin und her, als ob ein schmerzlicher Gedanke ihre Seele beschäftigte. Plötzlich sagte sie:

„Der Arzt glaubt also, daß ich den Kampf mit dem Leben noch ein paar Monate aushalten werde?“

„Ja, das glaubt er, aber er hält es für unmöglich, daß Sie Kraft genug behalten, um eine Reise unternehmen zu können.“

„Dann werde ich also noch so viel vom Leben übrig haben, um Helfrid mit einem Mann vermählt zu sehen, der ihrer würdig ist. Dann werde ich zufrieden sterben, denn ich nehme dann die Gewißheit mit ins Grab, daß sie die Stellung im Leben einnimmt, welche ihr gebührt.“

„Eine glänzende Stellung, welcher das Lebensglück fehlen wird! Der Baron ist kein Mann für Fräulein Helfrid. Glauben Sie wirklich, daß sie ihn liebt?“

„Liebt!“ wiederholte die Gräfin. „Ach, nennen Sie mir nicht dieses Wort. Es bedeutet nichts anderes als eine zügellose Laune, welche, wenn sie das Gemüth beherrscht, Unglück und Schande um sich her verbreitet.“

„Im Gegentheil, sie ist das höchste Gut der Erde. Wie bewundernswürdig sind Sie, Frau Gräfin, in den Augenblicken, wo Sie sich der Liebe zu Ihren Kindern hingeben. Dann erst findet man, daß dieses Gefühl das einzige ist, welches sich niemals verleugnet. Sie ist ein Hauch des Himmels in der Menschenbrust. Auch sagte Er, der die Lehre der Versöhnung und Liebe predigte: «Dem, der viel geliebt hat, soll auch viel verziehen

werden!» — Warum sollten dann wir die Liebe verleugnen? Betrachten Sie das Auge Ihrer Tochter, wenn es auf Sie blickt, und sagen Sie dann, ob dies ein Gefühl ist, welches das Gemüth auf Abwege führt, oder ob es nicht vielmehr ein Strahl aus einer höhern Welt ist, der Ihnen entgegenblinkt."

Die Gräfin schwieg, aber das nervöse Zittern ihrer Oberlippe bewies, daß sie für Stephana's Worte nicht gefühllos war.

Diese hob nach einigem Schweigen wieder an:

„Wenn man den Geist des Christenthums richtig erfaßt, so erstaunt man, daß wir Christen ihn so wenig verstehen und uns so vollkommen Gefühlen hingeben, welche in offenem Widerspruch mit der Lehre stehen, zu welcher wir uns bekennen. So z. B. sagt das Christenthum: «Vor Gott sind wir alle gleich und wir sollen alle einander lieben.» Gleichwol hegen die, welche in der Gesellschaft hoch stehen, Neid gegen noch höher und Verachtung gegen tiefer Stehende. Dies ist die Art und Weise, auf welche wir unser Christenthum in der Gesellschaft und auch im Privatleben anwenden. Ueberall finden wir einen gegenseitigen Haß. Dennoch sollten wir, mit Christi Beispiel vor Augen, bedenken, daß seine Worte in unserm Herzen wohnen und allen unsern Handlungen zu Grunde liegen sollen. Unsere Lippen bekennen ihn, aber unser Herz verleugnet seine Lehre. Ach, Gräfin", fuhr Stephana fort, indem sie die Hand der Kranken ergriff, „auch Sie haben die Lehre der Versöhnung verleugnet, obschon in Ihrem Herzen soviel Güte liegt. Noch am Abend des Lebens denken Sie an das weltliche Glück Ihrer Tochter, nicht an ihr wirkliches, und dennoch ist sie Ihnen so theuer, daß Sie um ihretwillen Ihr Leben zum Opfer bringen würden, wenn dies möglich wäre."

„Liebe Freundin", sagte die Gräfin in vornehmem, obschon mattem Tone, „Sie betreten jetzt ein Gebiet,

welches ein Fremdling nicht das Recht hat zu berühren."

„Ein Fremdling, ja, aber ich bin kein Fremdling", sagte Stephana mit Wärme. „Wenden Sie sich nicht von mir, Frau Gräfin, denken Sie nicht, daß Ihrer Würde durch mich Eintrag geschehe, weil ich ein Kind des Volkes bin, sondern seien Sie blos eingedenk, daß wir beide Christen und vor dem Thron dessen, vor dem Sie bald stehen werden, gleich sind. Nennen Sie mich nicht einen Fremdling, denn ich bin es nicht. Ich habe Sie geliebt, selbst als Sie mir Verachtung bewiesen, und meine Zuneigung ist der Grund, daß mein Herz Ihnen nicht fremd ist. Glauben Sie doch nicht, daß ich mich Ihnen deshalb genähert, weil Sie Gräfin waren. Nein, mein Vorurtheil gegen den Adel ist ebenso groß wie das Ihrige gegen uns, die Kinder des Volkes, und hätte ich nicht so warm und fest beschlossen, mich niemals von meinen Urtheilen leiten zu lassen, sondern in allem, soweit möglich, mir Christi Lehre zum Vorbild zu nehmen, so hätte auch ich in meinem republikanischen Eifer mich fanatisiren lassen. Jetzt, Frau Gräfin, lassen Sie mich an Ihrem Krankenlager nicht sein wie ein Fremdling, dessen Theilnahme Sie hinnehmen, weil sie sich derselben nicht entziehen könnten, sondern wie eine Tochter, die Sie von ganzer Seele liebt."

Stephana sah, daß die Gräfin ein wenig die Augenbrauen runzelte, und setzte deshalb hinzu:

„Sie wollen es nicht? Wohlan, ich werde Ihnen dennoch sein, was ich stets gewesen bin."

Diese letzten Worte wurden mit einem so ernsten Ausdruck von Güte und Fügsamkeit gesprochen, daß die Gräfin sich dadurch gerührt fühlte, besonders als sie die tausend Entbehrungen und Aufopferungen bedachte, welche Stephana sich aufgelegt, um in diesen Tagen der Schmerzen ihr beizustehen, obschon sie ihr mit so vielem Uebermuth begegnete.

Die Gräfin drückte ihr matt die Hand und flüsterte:

„Sie erobern mein Herz gegen meinen Willen und gegen meine Vernunft. Ich habe mein ganzes Leben hindurch für eine Idee gelebt, und Sie machen mich derselben beinahe untreu."

„Nicht untreu", sagte Stephana, indem sie die feuchte Hand der Gräfin küßte, „aber ich werde Sie so aufrichtig lieben, so treulich pflegen und so warm für Sie beten, daß Sie am Schlusse Ihres Lebens eine Idee, die Ihr ganzes Leben verbittert hat, vergessen werden."

„Da irren Sie sich", entgegnete die Gräfin. „Ich werde sterben wie ich gelebt habe — als Aristokratin von Seele und Herzen. Nicht die Idee, für die ich gelebt, ist das Unglück meines Lebens gewesen, sondern eben die Ideen, welchen Sie huldigen. Wenn Sie wüßten, wie viel Uebles der Bürgerstand mir zugefügt, dann würden Sie begreifen, daß ich niemals aufhören kann ihn zu verabscheuen."

„Nicht der Bürgerstand hat Ihnen Uebles zugefügt, sondern Sie diesem", flüsterte Stephana.

Die Gräfin bekam wieder einen kurzen, obschon ganz gelinden Anfall. Als er vorüber war, sagte Stephana:

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie zum Sprechen verleite, während der Arzt es Ihnen doch verboten hat. — Wollen Sie nicht, daß ich Ihnen etwas vorlese? Vielleicht können Sie dann ein wenig schlafen."

„Ja, lesen Sie etwas, was mich beruhigt", antwortete die Gräfin.

Stephana nahm ein Buch zur Hand.

Den Kopf auf die Hand stützend und das Buch auf den Knien haltend, las Stephana über den christlichen Geist, der unser Leben durchdringen soll. Es waren so milde, so bezaubernde, so friedens- und versöhnungsvolle Worte, daß sie aus dem Herzen eines Engels zu kommen schienen.

Obschon Stephana eine ganze Stunde las, wendete

sie doch nicht ein einziges mal das Blatt um. Die liebevollen und beinahe schmeichelnden Worte drangen unwiderstehlich in das Herz der Kranken und lockten stille Thränen hervor.

Es war, als ob diese Thränen sie beruhigten und sie schon mit manchem bittern Gedanken versöhnten, denn als Stephana schwieg, lag die Gräfin lange unbeweglich wie in Gebet versunken.

Auch Stephana saß mit gefalteten Händen und in Gedanken versunken, welche ihre Seele zufrieden und ruhig zu machen schienen.

„Wer hat die Worte geschrieben, die Sie soeben lasen?" fragte die Gräfin endlich.

„Gott", antwortete Stephana mit träumerischem Ausdruck.

„Gott?"

„Ja, er hat sie mir eingegeben. Ich habe nicht gelesen, Frau Gräfin, ich habe aus dem Herzen gesprochen."

„Ich danke", war alles, was die Gräfin sagte.

Während der noch übrigen Stunden der Nacht, wo Stephana wachte, lag die Kranke still, als ob sie über das Gehörte nachdächte.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

„Es ist mir, als hätte ich Sie eine ganze Ewigkeit nicht gesehen", sagte Jacobo zu Helfrid am nächstfolgenden Tage, als er ihr im Garten begegnete. „Ich habe eine Leere jedesmal in mir gefühlt, wo ich Kungsborg verlassen mußte, ohne einen Schimmer von Ihnen erblickt zu haben. Heute nahm ich mir vor, nicht eher fortzugehen, als bis ich mit Ihnen gesprochen hätte, und wie Sie sehen, habe ich meinen Vorsatz auch ausgeführt."

Helfrid's Herz schlug so schnell, daß sie dadurch der Fähigkeit zu sprechen beraubt ward. Durch eine gewaltige Anstrengung ihres Willens aber gelang es ihr, ihre Bewegung zu bemeistern, und sie sagte in ziemlich ruhigem Tone:

„Der Umstand, daß ich Sie nicht zu sehen bekomme, hat blos beigetragen, mir diese Zeit noch betrübender zu machen."

„Und gleichwol bin ich jeden Tag in Kungsborg gewesen."

„Das weiß ich."

„Warum haben Sie mir es dann keinen Augenblick möglich gemacht, Sie meiner Theilnahme, meiner Freundschaft zu versichern?"

„Weil jeder Augenblick durch das Krankenbett meiner Mutter in Anspruch genommen gewesen ist. Ach, wie angstvoll ist es gewesen, unaufhörlich fürchten zu müssen, daß es mit ihr zu Ende gehe. Wie entsetzlich ist es, sie leiden zu sehen und zu wissen, daß es keine Rettung für sie gibt!“

„Ja, es ist in der That entsetzlich!“ sagte Jacobo. „Sie sind sehr bleich geworden, Fräulein Helfrid“, setzte er hinzu, indem er sie mit Theilnahme betrachtete.

„Was hätte das weiter zu bedeuten, dafern ich nur Hoffnung hätte, daß Mama wieder gesund würde“, entgegnete Helfrid. „Sie ist aber jetzt so schwach, daß wir selbst auf die Aussicht verzichten müssen, durch Wechsel der Luft und Verweilen in einem warmen Lande ihre Gesundheit gekräftigt zu sehen. Es liegt etwas unerträglich Peinliches in dem Gedanken, daß sie früher oder später an dieser furchtbaren Krankheit sterben muß, deren Fortschritte nichts zu hemmen vermag.“

„Aber es geht mit der Gräfin jetzt doch etwas besser, nicht wahr?“

„Ja, sie wird heute versuchen, einige Stunden angekleidet auf dem Sofa zu liegen.“

„Wird nicht Baron Skjöld heute hier erwartet?“

„Ja“, antwortete Helfrid erröthend.

Jacobo ergriff ihre Hand und sagte:

„Und die Gräfin beabsichtigt, ihm ihre Tochter zu schenken?“

„Dieser Gedanke ist allerdings einer ihrer innigsten Wünsche“, antwortete Helfrid ruhig.

„Ist es auch einer der Ihrigen?“ fragte Jacobo, indem er mit seinem Stock Figuren in den Sand zeichnete.

„Können Sie diese Frage an mich thun?“ sagte Helfrid, indem sie mit einem offenen Blick zu ihm aufsah.

„Ja, warum nicht? Man hat mir gesagt, daß Sie

dem Baron Ihre Hand zu schenken beabsichtigen, und ich, Fräulein Helfrid, darf wol nicht annehmen, daß Sie dies thun, ohne daß auch Ihr Herz dabei ist, denn sonst thäten Sie einen ganz falschen Schritt."

„Einen falschen Schritt! Auf welche Weise denn?" fragte Helfrid. „Ich achte den Baron, ich hoffe, später wirkliche Zuneigung zu ihm hegen zu können, und ich erfülle einen der innigsten Wünsche meiner Mutter. Welches Unrecht liegt da in meiner Handlungsweise?"

„Das Unrecht liegt darin, daß das Geschenk Ihrer Hand nicht von Ihrem Herzen begleitet ist. Sie nehmen die Liebe des Barons an und geben ihm —"

„Mein ganzes Leben."

„Mit Ausnahme Ihrer Liebe."

„Dereinst wird es mir auch noch gelingen, ihn zu lieben."

„Darin haben Sie recht, aber bevor dieser Tag kommt, dürfen Sie nicht Ihr Schicksal mit dem seinigen vereinigen. Eine solche Handlung von Ihnen — wäre —"

Jacobo unterbrach sich und setzte dann mit seinem freundlichen Lächeln hinzu:

„Ich bin ja aber durchaus nicht berechtigt, so mit Ihnen zu sprechen. Meine Ansichten über diesen Punkt können mit Grund als ungehörig betrachtet werden und nur das lebhafte und wahre Interesse, welches ich für Sie hege, kann meine Einmischung in eine Sache entschuldigen, die nur Sie angeht. Gleichwol —"

„Reden Sie aus — ich bitte Sie."

„Gleichwol wünschte ich, das Recht zu haben, auszusprechen, was ich denke."

„Dieses Recht besitzen Sie mehr als irgendjemand anders."

„Gut! Und Sie werden sich durch das, was ich sage, nicht verletzt fühlen?"

„Nein, denn ich werde eingedenk sein, daß jedes Wort von Theilnahme eingegeben ist.“

„Und von Zuneigung.“

„Warum sagten Sie gleichwol?“

„Ich wollte sagen, daß eine solche Handlung von Ihrer Seite mir von Ihrem Charakter einen ganz andern Begriff beibringen würde.“

„Inwiefern?“

„Ich habe mir von Ihnen den Begriff gemacht, daß es Ihnen unmöglich wäre, sich zu etwas Falschem und Unwahrem herabzulassen. Sogar den Stolz, den ich im ganzen misbillige, habe ich für etwas gehalten, welches Sie vor jeder niedrigen Handlung schützte. Es schmeichelte meinem Gemüth, Sie mir als an Gedanken, Gefühlen und Vorsätzen durch und durch edel zu denken.“

Jacobo schwieg.

„Warum fahren Sie nicht fort?“

„Brauche ich es? Würden Sie wol in Uebereinstimmung mit einem solchen Charakter handeln, wenn Sie aus weltlichen Beweggründen Ihre Hand einem Manne reichten, den Sie nicht lieben, während —“

„Mein Herz einem andern gehört“, fiel Helfrid hoch erröthend ein.

„Allerdings. Es ist von zwei Dingen nur eins möglich. Entweder ist Ihre Neigung zu jenem andern nur eine flüchtige Laune gewesen und nun auf den Baron übergegangen, oder Sie begehen gegen diesen letztern eine betrügerische und treulose Handlung, da Sie ohne Liebe seine Gattin werden. Auf einen solchen Grund wird kein Glück aufgebaut. In beiden Fällen haben Sie den Begriff, den ich mir von Ihnen gemacht, zerstört.“

„Sie sind streng, aber ich will Ihnen beweisen, daß Sie sich nicht irrten, als Sie glaubten, ich sei zu jeder niedrigen Handlung unfähig, und daß mein Charakter wahr sei. Den Mann, an welchen mein Herz sich ein=

mal angeschlossen hat, wird es auch lieben bis zum Tode. Ich bin ein von Natur viel zu ruhiger Charakter, um jemals einer Laune oder Grille zum Opfer zu fallen; meine Gefühle sind dazu viel zu tief und, wenn Sie wollen, viel zu einseitig. Ich lodere niemals auf, die Flamme aber, welche still und unbemerkt in meinem Herzen glüht, brennt hier solange ich lebe."

„Ich danke, Helfrid. Nun sind Sie so, wie ich es liebe mir Sie zu denken."

Jacobo vergaß das Wort Fräulein und Helfrid bemerkte es nicht.

„Jetzt, wo ich den Wunsch meiner Mutter zu erfüllen und dem Baron meine Hand zu reichen beabsichtige", hob Helfrid wieder an, „geschieht es deshalb, damit ich ihr dadurch die größte Freude bereite, die ihr das Leben schenken kann, und ihr zugleich dadurch ihre letzten Augenblicke versüße. Ich beabsichtige nicht, mit einer Lüge vor Gottes Antlitz zu treten und meine Treue zu verpfänden ohne den bestimmten Vorsatz, meinen Schwur auch zu halten. Ich gedenke nicht, Liebe zu heucheln, sondern ich gedenke als Gattin alles zu thun, um meine Zuneigung dem Manne zuzuwenden, gegen welchen ich stets alle meine Pflichten auf das gewissenhafteste zu erfüllen suchen werde. Das Bewußtsein, durch diese Verbindung meine Mutter mit den Kümmernissen und Leiden, die sie zu ertragen gehabt, ausgesöhnt zu haben, wird mich stark machen und mir Kraft geben, eine würdige Gattin zu sein."

Während dieses Zwiegesprächs hatten Helfrid und Jacobo auf einer Bank Platz genommen.

„Alles, was Sie bisjetzt gesagt haben, Fräulein Helfrid, sind Sophismen in schöne Worte gekleidet — leider die gewöhnlichen Ansichten, womit man Verstand und Gefühl irre zu leiten sucht."

„Diese Behauptung verlangt eine nähere Erklärung."

„Und auch diese will ich Ihnen geben. Vorher aber

müssen Sie mir aufrichtig die Frage beantworten: Sind Sie der Meinung, daß Sie mit dem Baron glücklich werden können?"

„Glücklich! Dies ist etwas, worauf man hier im Leben kaum Anspruch machen kann. Ich hoffe aber, nicht unglücklich zu werden, und dies ist ja alles, was wir ein Recht haben von der Wirklichkeit zu begehren."

Jacobo sah sie mit dem Ausdruck des Mitleidens an, indem er sagte:

„Sie haben vom Leben eine sehr beklagenswerthe, um nicht zu sagen vollkommen falsche Ansicht. Ihre Antwort beweist inzwischen, daß Sie nicht auf Glück hoffen, obschon Sie sich blind für das Unglück machen, welchem Sie sich freiwillig zu überliefern im Begriff stehen. Gleichwol sollte sich in dem Herzen eines jungen Mädchens ein Instinct finden, welcher ihr sagte, daß eine Ehe ohne Liebe etwas mehr als Unglück ist. Es ist ein widerlicher und unnatürlicher Zwang für ihr weibliches Zartgefühl. Die Gewohnheit aber, die Ehe wie eine materielle Angelegenheit, nicht wie eine moralische Vereinigung zweier Seelen zu betrachten, ist der Grund, daß man dieses natürliche Zartgefühl vergessen hat. Haben Sie jemals sich in Gottes Absicht hineingedacht, als er die Ehe stiftete? Nein, Sie haben blos wie alle andern jungen Mädchen von Ihrer frühesten Kindheit an gehört, daß Sie einmal heirathen sollen und daß Sie einen Mann nehmen müssen, dessen Vermögen und Stellung womöglich von der Art ist, daß er Ihnen gefällt, und der mit den Ansprüchen übereinstimmt, welche Ihre Aeltern an ihren künftigen Schwiegersohn stellen. Eine solche Verbindung soll sich auf gegenseitige Achtung gründen — das haben Sie auch gehört, das Wort Liebe aber hat man niemals ausgesprochen, aus Furcht, Ihnen romanhafte Ideen in den Kopf zu setzen. Ebenso wenig hat man Ihnen klar gemacht, worauf Ihre Achtung vor dem künftigen Gatten beruhen soll. Man zieht selten

etwas anderes in Betracht als sein Vermögen, oder das Ansehen, welches er in den Augen der Welt genießt. Wie es in Bezug auf seinen moralischen Charakter mit ihm steht, das kommt gar nicht in Frage, und auf solchen Grundlagen werden die Ehen der Jetztzeit geschlossen. — Kann man wol verlangen, daß eine solche auf irdische Interessen gegründete Verbindung das Glück der sie schließenden Theile herbeiführe, oder ein so inniges und heiliges Band in sich trage, daß Glück, Frieden und moralische Veredlung daraus erblühen können? — Nein, solche Ehegatten gleichen zweien Wesen, die mit Gleichgültigkeit ein Joch tragen, welches sie nicht abschütteln können, und diese liebearme Häuslichkeit wird von der Art, daß sie jedes veredelnde Gefühl vertrocknen läßt und auf das heranwachsende Geschlecht zurückwirkt, welches, in einer solchen Atmosphäre erzogen, an Nahrung für die harmonische Entwickelung der höhern und edlern Gefühle nothwendig Mangel leiden muß. Daher rührt die Seltenheit moralischer Größe, welche unsere Zeit kennzeichnet."

Jacobo schwieg und schaute gedankenvoll vor sich hin.

Helfrid betrachtete ihn mit bewunderndem Blick, denn es lag in dem, was er sagte, tiefe Wahrheit.

„So verkehrt sind unsere Begriffe", hob Jacobo wieder an, „daß dieselbe Mutter, die mit ihrer Tochter niemals davon spricht, daß sie ein Herz hat, welches dereinst seine Stimme erheben wird, aus Furcht, den jungen Frieden in ihrer Seele zu stören, sie ohne Zögern dem Manne überläßt, der ihr Gold und hohen Rang bietet. Dabei bringt man ihre Gefühle nicht im mindesten in Anschlag, und dasselbe Mädchen, welches in Gesellschaft erröthet, wenn man das Wort Liebe nennt, geht mit lächelnden Lippen und kaltem Herzen zum Altare, um die Gattin eines ihr im ganzen genommen völlig gleichgültigen Mannes zu werden. Gestehen Sie, daß dies, unparteiisch gesprochen, eine frappante Aehn-

lichkeit mit dem orientalischen Gebrauch hat, sich eine Sklavin zu kaufen."

Helfrid wechselte die Farbe.

„Und das junge Mädchen", setzte Jacobo hinzu, „welches so ohne Liebe, mit kaltem Blute und aus Berechnung die Frau eines Mannes wird, hat von ihrer weiblichen Würde durchaus keinen höhern Begriff als die junge Circassierin, welche sich an den Meistbietenden verkaufen läßt."

„Da gehen Sie zu weit", fiel Helfrid mit dunkel erglühenden Wangen ein.

„Durchaus nicht", entgegnete Jacobo. „Ihr eigenes Gefühl wird mir recht geben, wenn Sie einmal ernst über die Sache nachdenken. Das Band der Ehe, Fräulein Helfrid, darf niemals geknüpft werden, wenn nicht eine heilige, warme, reine und tiefe Liebe die Herzen der Personen vereinigt, welche ihrem ganzen Wesen nach Eins werden, die Freud' und Leid theilen und ein ganzes Leben miteinander durchwandeln sollen. Herrscht zwischen ihren Herzen keine solche harmonische Uebereinstimmung, dann ist die Ehe nicht, was sie sein soll, und es kann niemals Glück daraus entstehen, oder dadurch eine moralische Veredlung auf die Seele ausgeübt werden. Den Mann, welchem eine Frau sich für ein ganzes Leben überläßt, muß sie nicht allein hoch achten, sondern auch mit ganzer Seele, mit jeder Faser ihres Herzens lieben, als ob er der bessere Theil ihres Wesens wäre, und das Weib, mit welchem ein Mann sein Schicksal vereinigt, muß ihm theuerer sein als sein eigenes Leben. Nur dann wird die Ehe, was sie sein soll — eine heilige und unauflösliche Vereinigung, «zwei Herzen und ein Schlag» — und dann wird auch die moralische Entwickelung des heranwachsenden Geschlechts eine ganz andere sein. Es liegt etwas Niedriges, Gemeines — und gestatten Sie mir, es zu sagen — Thierisches in der Art und Weise, auf welche man die Ehe jetzt be-

handelt. Sie ist eine Erniedrigung aller edlern und höhern Gefühle, welche Gott in unser Herz gepflanzt, und Sie, Fräulein Helfrid, die Sie in Verachtung alles Niedrigen erzogen wurden, die Sie sich den Vorurtheilen der Geburt blos deshalb überlassen, weil Sie glaubten, dadurch über den rohen Instincten des großen Haufens zu stehen, und die Sie eine veredelte und erhabene Seele geerbt, Sie, Sie stehen im Begriff, sich wie eine Handelswaare einem Manne zu überlassen, den Sie, wie Sie in der Tiefe ihres Herzens wissen, niemals lieben werden und mit welchem Sie Ihre Seele nicht so zu verschmelzen im Stande sind, daß sie mit der seinigen Eins würde. Gestehen Sie, daß ich recht habe, wenn ich behaupte, daß Sie den Charakter, den ich Ihnen zugeschrieben, ganz verleugnen würden, wenn Sie so handelten."

Es war ein schwerer Augenblick für Helfrid. Sie erkannte an, daß er recht hatte, sie sah sich gezwungen ihn beinahe gerade in dem Augenblick zu bewundern, wo er sie vor sich selbst demüthigte, und gleichwol sagte ihr eine innere Stimme, daß er ihre Handlungsweise allzu streng beurtheilte.

Sie wußte, daß sie von dem innigsten Wunsche geleitet ward, ihre Mutter glücklich zu machen und ihr die einzige Freude zu bereiten, die das Leben noch für sie haben konnte.

Deshalb antwortete Helfrid auch mit beinahe fester Stimme:

„Sie haben vollkommen recht in allem, was Sie sagen, und ich schenke Ihren Worten meine ungetheilte Achtung. Gleichwol aber gibt es Fälle, wo man, ohne von Berechnung geleitet zu werden, ohne sich zu verkaufen, wie Sie sich ausdrückten, eine eheliche Verbindung schließen kann, obschon das Herz das Geschenk der Hand nicht begleitet, und wo wir dennoch von reinen und uneigennützigen Gefühlen geleitet werden. In der Vorzeit opferte man den Göttern sein Leben, um Vater=

land, Aeltern oder irgendeinen andern theuern Gegenstand vor Unglück und Untergang zu retten, und wir lesen mit Rührung von diesen Opfern. Wohlan, wenn eine Tochter ihr Glück opfert, um dadurch ihrer Mutter Freude zu bereiten, liegen dann darin nicht ebenso reine und heilige Gefühle? Sie bezahlt ja dadurch ihre Schuld an die Person, die ihr das Leben gab, und mir scheint, als ob eine solche Handlung, wenn auch nicht Achtung, doch wenigstens Nachsicht verdiente."

„Nachsicht — ja", entgegnete Jacobo, „denn diese schenken wir ja der Mutter, welche im Augenblick der Verzweiflung ihr Kind mordet; die That an und für sich aber ist und bleibt unrecht. Ihre Folgerung ist falsch, Fräulein Helfrid, und dies werde ich Ihnen sofort beweisen. Sie sprechen von dem Opfer, welches man in der Vorzeit aus Heroismus brachte, und Sie vergleichen damit das, welches Sie jetzt zu bringen beabsichtigen. Mein Fräulein, das vorhin genannte Opfer erstreckte sich blos auf das eigene Leben und umfaßte blos einen Augenblick physischen Schmerzes. Wenn Sie für das Glück Ihrer Mutter nur Ihr eigenes Leben opferten, dann würde ich Sie bewundern und wäre der erste, Sie in Ihrer Selbstverleugnung groß zu finden. Jetzt aber opfern Sie um einer Grille Ihrer Mutter willen nicht blos Ihre eigene Zukunft, Ihr eigenes Glück und Ihre eigene moralische Veredlung, sondern Sie thun dies auch mit einem andern Menschen, abgesehen von der Ausdehnung, die in diesem Schritt auch auf das heranwachsende Geschlecht liegt. Wie gewissenhaft Sie auch Ihre Pflichten als Gattin zu erfüllen suchen, wie gut Sie auch als Hausfrau Ihre Rolle spielen mögen, so wird es Ihnen doch niemals gelingen, den Mangel an Liebe zu verbergen, und Ihr Gatte wird sehr bald finden, daß er Ihr Herz niemals besessen und niemals besitzen wird. Was haben Sie dann gethan? Sie haben seine rechtmäßigen Ansprüche auf Glück getäuscht. Um Ihrer

Mutter eine augenblickliche und eitle Freude zu bereiten, haben Sie diesen Mann zu einer liebeleeren Ehe an Ihrer Seite verurtheilt. Was ist die Folge? Daß er und Sie jenes gewöhnliche und, wenn ich so sagen darf, hassenswerthe Bild von Ehegatten darbieten, wo ein jedes auf seine Weise in Zerstreuungen und vielleicht gar in Ausschweifungen die Täuschung zu vergessen sucht, deren Opfer es in Bezug auf häusliches Glück geworden. Sagen Sie mir nun auf Ihr Gewissen: Wiegt die Freude, die Sie Ihrer Mutter bereiten, wirklich das Unglück auf, welches Sie auf Ihr eigenes Haupt und das Ihres Gatten herabbeschwören? Ich würde nichts dagegen sagen, wenn Sie dadurch Ihrer Mutter das Leben retten, oder ein großes und furchtbares Unglück von ihr abwenden könnten, mit wenigen Worten, wenn ihr Wohlergehen davon abhinge — so aber geschieht es blos, um einer ihrer Schwächen zu schmeicheln, um ihren Stolz zufrieden zu stellen und sie wegen Ihrer künftigen pecuniären Verhältnisse zu beruhigen — alles weltliche Beweggründe. Fräulein Helfrid, wahrscheinlich habe ich Sie mit meinen Vernunftgründen gelangweilt und vielleicht sogar erzürnt, aber ich habe aus aufrichtigem Herzen gesprochen, mit vollkommen uneigennützigem Interesse für Ihr Wohl, und ich bitte Sie daher, das, was ich gesagt, als von dem Wunsche ausgehend zu betrachten, in der Eigenschaft eines Freundes die einfache Sprache der Wahrheit zu reden. Nicht wahr, Sie haben meine Absicht nicht misverstanden?"

Jacobo reichte Helfrid die Hand.

„Von mir kann dieselbe nicht misverstanden werden", antwortete Helfrid. „Das einzige, was ich empfinde, ist wahre Dankbarkeit für das, was Sie gesagt haben."

„Und Sie werden sich meine Worte überlegen, ehe Sie Ihren Entschluß fassen?"

„Ja, ich werde mir sie überlegen", sagte Helfrid, indem sie aufstand.

Schweigend gingen beide nach dem Hause zu.

„Wie ich höre, wird heute Gesellschaft bei der Freiherrin F. sein — werden Sie auch hingehen?" fragte Helfrid endlich.

„Ja, ich habe versprochen zu kommen."

„Sie ist eine im höchsten Grade liebenswürdige Dame."

„Ja, sie ist unbeschreiblich einnehmend. Ich habe nur selten in meinem Leben ein so aus Feuer und Flammen zusammengesetztes Wesen kennen gelernt wie sie ist. Sie reißt die Gemüther gleichsam mit Gewalt mit sich fort."

„Auch Sie haben sonach den Einfluß ihrer bezaubernden Lebendigkeit erfahren?"

„Wenn ich das nicht gethan hätte, so wäre ich kein Mann. Sie ist eine wirklich gefährliche Frau für jeden, welcher es liebt, sich vom Augenblick bethören zu lassen."

„Und welchen Sterblichen gäbe es, der dies nicht thäte. Wir alle geben uns mehr oder weniger der Freude und dem Eindruck des Augenblicks hin."

„Das ist sehr richtig; auch bin ich überzeugt, daß die Freiherrin eine unzählige Menge Herzen erobert hat und noch erobern wird. Ein jeder, der in den magischen Kreis der unwiderstehlichen Zauberkraft ihrer Liebenswürdigkeit kommt, läuft Gefahr, seine Ruhe zu verlieren."

„Sie auch?"

„Was man schon verloren hat, kann man nicht nochmals verlieren. Wäre auch der erlittene Verlust ersetzt, so möchte ich mich gleichwol jetzt nicht in ein Weib verlieben, oder mein Wohl und Wehe auf sie bauen."

„Sie wollen nicht — kann man aber mit dem Willen auch dem Herzen befehlen?“

„Wenn man, wie ich, mit der Liebe einmal Bankrott gemacht, so hat man die Frische des Gefühls verloren, welche nothwendig ist, um sich gegen seinen Willen von dem Eindruck fortreißen zu lassen. Wer einmal Schiffbruch gelitten, scheut sich, diese Erfahrung zum zweiten male zu machen.“

„Die Freiherrin kann also Ihrer Ruhe nicht gefährlich werden?“

„Ich hoffe wenigstens, daß sie es nicht werden soll“, antwortete Jacobo lächelnd. „Ich glaube nicht fürchten zu müssen, daß die Liebe mir noch einmal den Possen spiele, mit meiner Vernunft davonzufliegen, denn in einer solchen Neigung läge wirklich etwas sehr Unvernünftiges.“

„Warum? Die Freiherrin ist Witwe, vollkommen selbständig und frei in ihren Ansichten und ohne allen Stolz auf den Stand, welchem sie angehört.“

„Wenn ich auch vermessen genug wäre, zu glauben, daß ich die Macht hätte, ihr Herz zu gewinnen, so würde ich es doch nicht versuchen wollen, sondern stets eine Verbindung zwischen ihr und mir als unausführbar betrachten.“

„Und aus welchem Grunde?“

„Aus dem sehr einfachen, daß ich nicht eine Person zur Frau haben will, welche glaubt, dadurch, daß sie mein Weib geworden, eine Stufe herabgestiegen zu sein. Obschon ich selbst unsere Stellung nicht so beurtheilen würde, so liegt darin gleichwol das Bewußtsein, daß sie in ihren von der Kindheit eingesogenen Ideen glauben würde, sie sei zu mir herabgestiegen, und eine solche Demüthigung macht mir eine dergleichen Verbindung unmöglich. Wir, die Kinder der Republik, haben auch unsern Stolz

und zwar ich für meine Person in nicht geringem Grade."

Helfrid schwieg. Jacobo's Worte waren ihr peinlich und verursachten ihr unbeschreibliche Bitterkeit und Schmerz.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Es vergingen einige Tage.

Die Gräfin befand sich jetzt auf jenem scheinbaren Wege der Besserung, der so trügerisch ist und in dem Lungenkranken selbst wie in seiner Umgebung fortwährend die Hoffnung erweckt, daß das Uebel sich doch wol noch beseitigen lasse.

Gleichwol waren ihre Kräfte so erschöpft, daß sie nicht einmal mehr im Stande war, im Zimmer umherzugehen, sondern nachdem sie angekleidet war, aus dem Bett auf das Sofa oder in den Ruhestuhl getragen ward, wo sie den Tag zubrachte.

Eines Nachmittags, als sie angekleidet war und ihren Platz auf einem in dem kleinen Salon stehenden Pompadour eingenommen, trat Stephana ein, um Helfrid abzulösen, damit diese einen Spaziergang machen könnte.

Als Stephana und die Gräfin miteinander allein waren, sagte erstere:

„Ich erwarte in vierzehn Tagen eine Person hier, deren Nähe Ihnen, fürchte ich, unangenehm sein wird.“

„Ihre Gäste“, entgegnete die Gräfin, „können mich nicht geniren. Ich kann ja das Zimmer, welches ich bewohne, nicht mehr verlassen und werde dies, wie Sie wissen, höchst wahrscheinlich nur als Leiche thun.“

„Die Person aber, von der ich spreche", sagte Stephana, „ist gewissermaßen mit Ihnen verwandt und deshalb dürfte schon in dem Namen derselben etwas Unbehagliches für Sie liegen. Ich meine die Gräfin Elin Romarhjerta."

„Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß wir verwandt sind", antwortete die Gräfin stolz, „und ich hoffe, daß die Gräfin Elin soviel Takt besitzt, keinen Anspruch darauf zu machen und sich nicht etwa als Verwandte uns nähern zu wollen."

„Davon bin ich vollkommen überzeugt. Sie ist viel zu stolz, als daß sie sich irgendjemand aufdrängen sollte", entgegnete Stephana und ihre Wangen färbten sich lebhafter.

„Dann, geehrte Frau", sagte die Gräfin, „können Sie vollkommen ruhig sein. Ich werde nicht einmal daran denken, daß diese Person und ich sich unter einem und demselben Dach befinden. Sie haben mir ja diese Zimmer überlassen und dieselben machen folglich ein Gebiet aus, welches keine fremde Person ohne meine Einwilligung betreten darf."

Es trat eine Pause ein. Stephana's Gesicht war von der Gräfin abgewendet, sodaß diese nicht den wechselnden Ausdruck von Schmerz und Unwillen lesen konnte.

„Mein Sohn wird wahrscheinlich nächste Woche nach England reisen", hob die Gräfin wieder an.

„Ja, der Graf hat mich davon in Kenntniß gesetzt", sagte Stephana.

„Wie schmerzlich es mir auch ist, mich jetzt von ihm zu trennen, da ich nicht weiß, wie lange mein Leben noch dauern wird, so bin ich gleichwol froh, daß er Kungsborg auf die Zeit, wo Ihre Fremden hier sein werden, verläßt. Es würde ihm schwerer werden als mir, alle Berührung mit denselben zu meiden."

„Wir wollen hoffen, daß der Graf bei seiner Rück-

kunft Sie besser findet. Der Sommer ist eine Zeit, wo Patienten, die an Ihrem Uebel leiden, gleichsam wieder zum Leben erwachen, und deshalb können wir wol den Worten des Arztes glauben, welcher uns versicherte, daß Sie die warme Jahreszeit überleben werden."

„Ich selbst möchte wünschen, daß der Arzt die Wahrheit gesprochen, denn wenn man nur zwei Kinder hat, so will man wenigstens eins davon glücklich sehen, ehe man vom Leben scheidet."

„Man hat mir aber gesagt, Gräfin, daß Sie noch eine ältere Tochter gehabt haben — ist diese todt?"

Stephana's Augen waren mit scharf durchdringendem Blick unverwandt auf die Gräfin geheftet, die bei diesen Worten zusammenzuckte, während ihr Gesicht sich so veränderte, daß man glaubte, sie würde ohnmächtig werden.

Im nächsten Augenblick aber waren die abgezehrten bleichen Züge schon wieder kalt und sie antwortete in gemessenem Tone:

„Sie ist todt."

„War sie älter oder jünger als der Graf?"

„Jünger."

„Es muß sehr schmerzlich sein, an einen solchen Verlust zu denken. Sicherlich war sie noch ganz jung, als sie starb, da man Fräulein Helfrid sie niemals erwähnen hört."

„Ja, sie war noch ganz jung. Sie würden mir eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie die Güte hätten, das Fenster ein wenig zu öffnen", sagte die Gräfin.

Stephana war sehr bleich geworden, und man sah, daß sie nur mit Mühe athmete. Schweigend erfüllte sie den Wunsch der Gräfin und setzte sich an das Fenster.

„Vor einigen Jahren", hob sie nach einer Pause wieder an, „als ich Paris zum ersten mal besuchte, machte ich die Bekanntschaft eines schwedischen Edelmanns, von welchem man in Wahrheit sagen konnte, daß er sei-

nem ganzen Charakter und seiner Denkweise nach ein wirklicher Edelmann war. Es war der Graf Karl Runa, sicherlich ein Verwandter von Ihnen, Frau Gräfin, da Sie ja eine geborene Runa sind."

„Er war mein einziger Bruder", antwortete die Gräfin und eine leichte Wolke flog über ihre Stirn.

„Ich kann niemals ohne Rührung an ihn denken", sagte Stephana. „Etwas Edleres in Bezug auf den äußern sowol als auf den innern Menschen ist mir auf meinem Lebenswege niemals begegnet."

„Ja, edel war sein Herz", entgegnete die Gräfin. „Nur schade, daß er schon von seiner Jugend an die französischen Freiheitsideen einsog, welche der Grund waren, daß es ihm in der Heimat nicht gefiel, sondern er sich in Frankreich niederließ, wo er auch starb."

„Er war mit einer Französin vermählt, wie ich gehört habe, nicht wahr?"

„Ja, mit der Herzogin von ***."

Es lag kein geringer Stolz in dem Tone, womit die Gräfin den Namen der Herzogin aussprach.

„Der Graf hatte auch eine Tochter, wie ich mich entsinne", sagte Stephana, indem sie die Gräfin wieder scharf fixirte.

„Die Tochter starb einige Wochen nach der Mutter", antwortete die Gräfin kalt.

„Als ich aber bei dem Grafen Runa eingeladen war, stellte er mir eine junge Dame als seine Tochter vor."

„Das ist wol möglich — ich glaube, er hatte ein Pflegekind."

„Das spätere Schicksal dieser Pflegetochter ist Ihnen wol nicht bekannt, Frau Gräfin?" fragte Stephana mit kaum bemerkbar zitternden Lippen.

„Nein, davon ist mir nichts bekannt. — Wollen Sie nicht die Güte haben, etwas zu singen?" sagte die Gräfin mit ungewöhnlich sanftem Lächeln.

Stephana kam ihrem Wunsche sofort nach und sang das Lied:

Hoch oben auf dem Berge, da sing' ich so manches mal.

Es war, als ob dieses einfache Lied die Macht hätte, in dem Herzen der Gräfin einen unnennbaren Schmerz zu erwecken. Gleich bei den ersten Tönen durchbebte ein nervöses Zittern ihr ganzes Wesen, und als der erste Vers zu Ende war, wiederholte sie in dumpfem Tone:

„Warum singen Sie gerade dieses Lied?"

„Weil es mir einfiel. Ich hörte Graf Runa's Pflegetochter es eines Abends singen und werde niemals vergessen, wie aufgeregt sie war, als sie damit zu Ende war. Sie sagte, sie habe es ihrer Mutter vorgesungen, als sie dieselbe zum letzten mal gesehen. Wollen Sie, daß ich etwas anderes singe?"

„O nein — lassen Sie mich auch die andern Verse hören", flüsterte die Gräfin.

Stephana sang und sang so, daß es war, als wenn jeder Ton vom Herzen zum Herzen ginge, und als sie fertig war, hörte sie ein stilles unterdrücktes Schluchzen von der Gräfin. Stephana aber war selbst so ergriffen, daß sie unbeweglich sitzen blieb und die Hände über die Tasten eilen ließ, ohne daran zu denken.

So vergingen einige Augenblicke, bis endlich Graf Hermann's Eintritt die stumme Scene unterbrach, welche ein ganzes Leben von Schmerzen und Leiden in sich faßte.

Nachdem einige unbedeutende, nichtssagende Redensarten gewechselt worden, verließ Stephana das Zimmer mit den Worten:

„Wenn Sie Ihre Frau Mutter verlassen, Herr Graf, so unterrichten sie mich und Fräulein Helfrid davon — ich gehe jetzt zu ihr hinunter in den Garten."

Mutter und Sohn blieben allein.

„Weißt du, daß Elin hierher kommt?" sagte die

Gräfin und schloß die Hand des Sohnes zwischen ihre beiden.

„Ja, Frau Stephensen hat mich davon in Kenntniß gesetzt.“

„Und deshalb machst du diese Reise nach England, nicht wahr?“

„Nein, ich mache sie einzig und allein in Geschäftsangelegenheiten.“

„Hast du die Absicht, mit dieser Frau zusammenzutreffen?“

„Ja, ich habe die Absicht, sie zu sehen und kennen zu lernen.“

„Hermann! Sie ist reich und du bist jetzt arm. Bedenke, was du thust! Jede Annäherung an sie wird den Schein des —“

„Eigennutzes haben — willst du sagen, Mama, nicht wahr?“

„Ja, und du wirst doch wol den Namen, den du trägst, niemals so tief erniedrigen, daß du aus solchen Beweggründen eine Frau zu Gnaden annimmst, welche du in den Tagen des Glückes um ihrer gemeinen Herkunft willen verstießest.“

„Kannst du das von deinem Sohne glauben, Mama?“

„Ich will es nicht glauben; aber erkläre mir, was du mit einer solchen Annäherung beabsichtigst.“

„Ich will diese Frau kennen lernen, der ich so schonungslos begegnet, um die ganze Größe meiner Schuld gegen sie ermessen zu können. Wenn ich finde, daß sie edel und gut ist, werde ich ihre Verzeihung für die Barbarei zu erlangen suchen, die ich an ihr geübt.“

„Du willst sie um Verzeihung bitten! — sie, die dir deinen edeln Namen stahl und dich deiner Freiheit beraubte — sie, die —“

„Mir das Leben und die Ehre rettete, welche ich eins wie das andere auf unverantwortliche leichtsinnige

Weise aufs Spiel gesetzt. Ja, liebe Mutter, ich sehe vollkommen ein, daß ich ihr gegenüber in einer großen Schuld stehe, die ich niemals abzutragen vermag."

„Hermann!" rief die Gräfin mit erröthenden Wangen.

„Mutter", sagte Hermann in ernstem Tone, „überrede nicht deinen Sohn, von dem abzustehen, was seine Ehre und sein Gewissen ihm zu thun gebieten. Glaube mir, wir haben beide, du sowol als ich, gegen diese Frau viel wieder gut zu machen."

„Was sagst du — ich?"

„Ja, geliebte Mutter, deine Liebe zu mir hat dich hart gegen sie gemacht."

„So wie ich gewesen bin, so bleibe ich auch bis zu meinem Tode", sagte die Gräfin in bestimmtem Tone, „und ich betrachte mich als die Person, welcher das Unrecht angethan worden. Glaube niemals, daß ich mich diesem Geschöpfe nähern werde."

„Das verlange ich auch nicht, Mama, wol aber bitte ich dich auf meinen Knien, daß du für Helfrid's Benehmen keine Regeln aufstellst, welche die edle Frau, deren Gast du bist, verletzen können, sondern daß du Helfrid mit Frau Stephensen's Fremden so umgehen lässest wie mit allen andern beliebigen Personen, und daß Elin nicht gemieden oder irgendetwas vorgenommen wird, woraus sich schließen ließe, daß wir sie mit Geringschätzung betrachten. Es würde mich auf das entsetzlichste demüthigen, wenn ich mir selbst gestehen müßte, daß meine Mutter Frau Stephensen verletzt und beleidigt habe, während uns diese so viel Beweise von Zartgefühl und Wohlwollen gegeben, daß wir es ihr niemals vergelten können. Wir müssen ihr in allen Dingen unsere Achtung zu beweisen suchen, denn sie hat sich in allen ihren Handlungen als eine Frau von edelm und erhabenem Charakter gezeigt. Versprich mir daher um meinetwillen, daß Helfrid mit Elin so umgehen soll wie mit der Freiherrin F. oder irgendeinem andern Gast dieses Hauses."

Die Gräfin machte noch einige Einwendungen, Hermann aber sprach seinen Wunsch so ernst und seine Misbilligung eines entgegengesetzten Benehmens so bestimmt aus, daß die Gräfin einsah, sie müsse sich dem Wunsche des Sohnes beugen.

Man sprach noch eine Weile über die Sache, dann ging Hermann auf andere Gegenstände über und schickte sich endlich an, das Zimmer zu verlassen.

„Hast du schon gehört, daß Frau Stephensen sich wahrscheinlich wieder vermählen wird?“ fragte die Gräfin.

„Nein, davon habe ich nichts gehört“, sagte Hermann, der sich bereits der Thür genähert hatte, und drehte sich schnell herum. „Mit wem denn?“

„Mit einem Lord Charter, der, wie man sagt, Elin hierher begleiten wird.“

„Wer hat es gesagt?“

„Miß Smith.“

Am Abend dieses Tages saß Stephana allein im großen Salon, als Hermann eintrat.

Man plauderte eine Weile über gleichgültige Dinge; endlich nahm Hermann das Buch, welches vor Stephana lag, und sah das Titelblatt an.

„Der Krieg im Nizam, von Mery“, las er.

„Haben Sie dieses interessante Werk des geistreichen Mery schon gelesen?“ fragte Stephana.

„Ja, ich habe es gelesen, obschon gerade mit keinem größern Interesse als irgendeinen andern Roman.“

„Ich dagegen lese es jetzt zum zweiten male.“

„Wirklich? Was hat denn ein so hohes Interesse bei Ihnen erweckt?“

„Ein Charakter.“

„Wol der Engländer?“

„Ja, Sir Edward."

„Wol deshalb, weil er Engländer ist?"

„Durchaus nicht, sondern deshalb, weil der Charakter so wahrhaft männlich ist. Er besitzt einen so hohen Grad von Selbstbeherrschung, daß man gezwungen ist, denselben als etwas hinreißend Großes zu bewundern. Nicht ein einziges mal verleugnet er seine Charakterstärke, seine Geistesgegenwart und seine Macht, jeden Ausbruch seiner Gefühle zu unterdrücken."

„Sie lieben vorzugsweise die Stärke des Charakters und sehen weniger auf das Gefühl, sonst würde Sir Edward Ihnen nicht so gefallen, denn bei keiner Gelegenheit entdeckt man bei ihm eine große und mächtige Leidenschaft oder Wärme des Gefühls. Er steht vielmehr stets als ein Mann da, bei welchem die Gefühle normal sind."

„Sie irren sich, Graf", rief Stephana lebhaft. „Hinter seiner Selbstbeherrschung sieht man, glaube ich, ein reiches Herz von starken und mächtigen Leidenschaften glühen, und gerade dies macht die Zeichnung dieses Charakters zu einer so idealen. Vor einem solchen Mann kann ein Weib mit vollem Rechte das Knie beugen, denn er ist ein Wesen, welches stärker ist als sie. Hätte ich irgendwo sein Ebenbild getroffen, so würde ich stolz darauf gewesen sein, es zu lieben. Ich werde nie mein Herz einem andern Manne schenken können als dem, der die Macht besitzt, seine Gefühle und Eindrücke zu beherrschen, weil ich bei dem Manne jede Schwäche verachte."

„Nun, es ist Ihnen ja ein Ebenbild von Sir Edward in den Weg gekommen. Sie haben es ja in Herrn Lange."

„Ah, Jacobo! — Sie haben recht, es besteht wirklich eine starke Familienähnlichkeit zwischen ihm und Sir Edward."

„Und dennoch haben Sie ihm Ihr Herz nicht geschenkt?"

„Ich würde es unbedingt gethan haben, wenn ich nicht mit dem Kummer vermählt gewesen wäre, um dessentwillen ich ewige Witwentrauer trage.“

„Und die Gefühle des Herzens lassen sich so befehlen, daß Sie sich enthalten konnten, eine Person zu lieben, welche Sie von ganzer Seele bewunderten?“

„Es geschah deshalb, Graf, weil mein Herz gebrochen war“, antwortete Stephana langsam. „Ich würde Jacobo nicht geliebt, nein, ich würde ihn als das edelste Wesen, welches ich im Leben kennen gelernt, angebetet haben, wenn es in meinem Innern noch eine einzige Saite gegeben hätte, die nicht zerrissen gewesen wäre. Bemerken Sie wohl, daß die Trauerkleider, die ich trage, mir selbst, meinem geistigen Tod gelten. Die Todten können keine Liebe fühlen.“

„Und dennoch beabsichtigen Sie sich zu vermählen?“ sagte der Graf und betrachtete sie mit anscheinend ruhigem Blick.

„Wer hat das gesagt?“

„Ich habe es erzählen hören. Sie erwarten ja den Mann, dem Sie Ihre Zukunft anzuvertrauen beabsichtigen?“

„Lord Charter, meinen Sie?“

„Allerdings. Geschah es, um meine Gemüthsstärke zu erproben, als Sie durchaus verlangten, ich solle sobald als möglich nach Kungsborg zurückkehren?“

„Inwiefern sollte denn Lord Charter's Vermählung im Stande sein, Ihre Gemüthsstärke auf die Probe zu stellen?“ fragte Stephana, die jetzt mit der ruhigen Würde sprach, welche etwas eigenthümlich Kühles hatte.

„Auf alle Fälle, denn wenn der Lord Herr von Kungsborg wird, dann brauchen Sie mich nicht mehr“, antwortete der Graf und sprach ebenfalls mit einer Ruhe, die an Gleichgültigkeit grenzte.

„Im Gegentheil, dann braucht Kungsborg Sie erst recht, denn der Lord kehrt mit seiner jungen Gattin

gleich nach der Hochzeit nach England zurück, und Kungsborg vereinsamt."

„Also ist es wahr, daß im Herbst hier Hochzeit sein wird?" fragte der Graf, indem er Stephana mit unbeweglicher Miene ansah.

„Es ist vollkommen wahr."

„Dann darf ich also wol gratuliren?" sagte der Graf mit einem Lächeln, welches sich sehr kalt ausnahm. „Wenn Sie aber sich vermählen, so ist wol nun auch der Tag gekommen, wo Sie die ewige Trauer ablegen?"

„Wenn ich mich vermähle?" wiederholte Stephana mit wehmüthigem Lächeln. „Ja, von diesem Tage an werde ich nicht mehr Schwarz tragen."

„Der Lord war also der Mann, welcher den zerrissenen Saiten wieder einen Ton entlocken konnte, denn ich kann wol für ausgemacht annehmen, daß nur die Liebe Sie hat bewegen können, Ihr Schicksal noch einmal mit dem eines Mannes zu verknüpfen."

„Sie haben recht, nur die Liebe kann mich vermögen, einem Mann meine Hand zu reichen."

„Sie lieben ihn also wol sehr?"

„Ja", antwortete Stephana, lehnte den Kopf zurück und betrachtete Hermann aufmerksam.

Seine Stirn war sehr bleich und man konnte deutlich sehen, daß ein unterdrückter Schmerz hinter dieser scheinbaren Ruhe verborgen war.

„Dann muß er ein zweiter Sir Edward sein", sagte er.

„Was er nicht ist, das wird er einmal werden."

„Und Sie verlassen Schweden als seine Gattin?"

„Wer? Ich? Nein, ich verlasse mein theueres Geburtsland gewiß nicht."

„Aber Sie sagten ja —"

„Daß Lord Charter und seine Gemahlin nach England reisen würden."

„Verzeihen Sie, ich verstehe mich nicht auf die Kunst, Räthsel zu deuten.“

„Dann glaubten Sie also, ich sollte Lady Charter werden?“

„Ich habe es nicht blos geglaubt — Sie sagten es ja selbst.“

„Graf Hermann, Sie besitzen von Sir Edward in Ihrem Charakter weit mehr, als ich vermuthete.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Daraus, daß Sie mit so großer Ruhe über Lord Charter's Vermählung sprachen, obschon Sie glaubten, daß Stephana die Braut sein würde.“

„Wird sie es denn nicht sein?“

„Nein.“

War Hermann's Stirn vorher bleich gewesen, so ward dieselbe jetzt dagegen von einer flammenden Röthe übergossen, dennoch aber blieb er unbeweglich und ohne übrigens seine Miene zu verändern.

„Dann haben Sie also gescherzt?“ fragte er.

„Durchaus nicht, der Lord wird sich vermählen, aber nicht mit mir.“

„Aber Sie sagten mir ja, daß Sie ihn liebten.“

„Nicht den Lord, sondern den Mann, für welchen ich meine Freiheit opfern würde.“

„Also gibt es einen, für welchen Sie dies thun würden?“ fragte der Graf, indem er sich ein wenig vorwärts neigte und die Augen auf Stephana heftete.

„Ja, einen“, antwortete Stephana und schaute mit klarem Blick in Hermann's Augen, während sie mit einer Narcisse spielte.

Es entstand eine augenblickliche Pause.

Stephana lehnte sich in dem Sofa zurück und sog den Duft der Blume.

Hermann's Brust hob sich und er fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Morgen Abend reise ich ab“, hob er dann wieder an.

„Schon!“ sagte Stephana, indem sie ihm die Narcisse reichte und hinzufügte: „Nehmen Sie diese Blume und kommen Sie bald wieder.“

„Ach, Sie haben also errathen, was ich mir von Ihnen zu erbitten gedachte“, sagte Hermann und drückte die Blume an seine Lippen.

„Ich habe nicht errathen, sondern Ihren Wunsch verstanden“, sagte Stephana, indem sie sich erhob. „Ihren Arm, Graf — lassen Sie uns hinunter in den Garten gehen.“

Neununddreißigstes Kapitel.

Am Abend des nächstfolgenden Tages trat Hermann bei seiner Mutter und Schwester ein, um ihnen Lebewohl zu sagen, weil er eine Stunde später Kungsborg zu verlassen beabsichtigte.

Er traf auch Stephana bei seiner Mutter, als sie ihn aber erblickte, erhob sie sich sofort, um das Zimmer zu verlassen.

„Leben Sie wohl, Graf, und kommen Sie glücklich wieder", sagte sie und reichte ihm im Vorbeigehen die Hand.

Der Graf, welcher die Absicht hatte, noch besondern Abschied von der jungen Witwe zu nehmen, verneigte sich schweigend, und Stephana entfernte sich.

Einige Minuten darauf, während er mit seiner Mutter sprach, hörte er die Hufschläge eines Pferdes auf dem Hofe. Er sah hinaus und erblickte einen der Stallknechte, der Stephana's Reitpferd hielt. Im nächsten Augenblick schwang sie sich auch schon in den Sattel, und gerade als der Reisewagen des Grafen auf dem Hofe vorfuhr, galopirte die Reiterin zu dem Gitterthor hinaus.

Hermann fühlte sich unangenehm berührt, und ein eigenthümlich bitteres Gefüh erwachte in seiner Brust

bei dem Gedanken, daß sie so gleichgültig ihm Lebewohl gesagt und nun fortritt, um der Nothwendigkeit zu entgehen, ein freundliches Wort hinzufügen zu müssen.

Bereute sie schon die Freundlichkeit, womit sie ihm begegnet war, und wollte sie ihm nun durch diese offenbare Gleichgültigkeit sagen, daß er durchaus kein Gewicht auf die Gunst legen sollte, welche in dem Geschenk der Blume zu liegen geschienen?

Hermann's Seele folgte der Reiterin, während er den Seinigen Lebewohl sagte, und mit einer gewissen Bitterkeit stieg er in den Reisewagen, während er Stephana beschuldigte, eine herzlose Kokette zu sein, die blos von ihren Launen geleitet würde.

Er nickte Eklund einen zerstreuten Abschiedsgruß zu und befahl dem Kutscher fortzufahren. Die Peitsche knallte und fort eilte der Wagen, ohne daß Hermann in seiner Zerstreutheit einen einzigen Abschiedsblick auf Helfrid warf, welche am Fenster stand, um ihm ein letztes Lebewohl zuzuwinken.

In die Wagenecke zurückgelehnt, achtete Hermann nicht auf die Gegenstände, an denen er vorüberkam, bis plötzlich eine nur zu wohl bekannte Stimme rief:

„Glückliche Reise, Graf!"

Hermann blickte auf, und da saß Stephana so frisch und von Anmuth strahlend auf dem schwarzen Rosse, welches sie am Rande des Weges hatte halt machen lassen.

In einem Augenblick war Hermann aus dem Wagen und stand neben dem Pferde.

„Ach, geehrte Frau, Sie wollten mich also nicht abreisen lassen, ohne daß ich Sie noch einmal sähe!" sagte er.

„Ich wünschte die letzte zu sein, die Ihnen glückliche Reise wünschte, um Sie dadurch an baldiges Wiederkommen zu erinnern", antwortete Stephana mit ihrem freundlichen Lächeln.

„Und ich fühlte mich schon halb erbittert darüber, daß Sie mir nicht einen Augenblick schenkten.“

„Graf, ich verabscheue die Formalitäten beim Abschied, wo man entweder zu viel oder zu wenig sagt, und deshalb zog ich es vor, hier im Vorbeifahren Ihnen zu sagen, daß ich die Tage bis zu Ihrer Rückkunft zähle. Leben Sie wohl!“

Ehe noch Hermann den Mund öffnen oder die Hand ausstrecken konnte, um das Pferd festzuhalten, war Stephana schon eine weite Strecke von ihm hinweg und auf einem Seitenwege verschwunden.

„Ich werde die Tage zählen bis zu Ihrer Rückkunft“, wiederholte Hermann in Gedanken und wollte nach dem Wagen zurückkehren, als er in demselben Augenblick einen kleinen Handschuh erblickte, der auf dem Wege lag. Den andern hatte er an Stephana's rechter Hand gesehen, womit sie die Zügel hielt.

Er hob ihn auf, warf sich in den Wagen, drückte den Fund an seine Lippen und murmelte bei sich selbst:

„Wundersames Weib, die du das Gefühl, welches du erweckt, gleichzeitig nährst und dämpfest! Sei überzeugt, wenn du die Tage zählst, so zähle ich die Stunden, bis ich dich wiedersehen werde.“

Wohin ritt Stephana?

Nach Akersnäs.

Als sie auf dem mit Arbeitern angefüllten Hofe ihr Pferd anhielt, lag gleichsam ein Schleier der Wehmuth auf ihren bleichen Zügen und das dunkle wunderbare Auge zeigte Spuren von Thränen.

Einer der Arbeiter nahm ihr das Pferd ab.

Man war gewohnt, sie beinahe täglich Akersnäs besuchen und die Runde durch die Wohnungen der Arbeiter machen zu sehen, wo sie darauf sah, daß überall

Sauberkeit und Ordnung herrschte und daß die Mütter ihren Kindern die gehörige Pflege und Abwartung angedeihen ließen. Stephana war allen ihren Untergebenen lieb und theuer und ein Gegenstand für die Bewunderung des ganzen Arbeiterpersonals von Akersnäs geworden.

Sie war hier gleichsam die Vorsehung, welche den Frauen ein ehrgeiziges Streben nach einem Wort des Beifalls von ihr einflößte, und manche unordentliche Hausfrau und nachlässige Mutter hatte unter dem stetigen Einfluß von Stephana's milden ernsten Rathschlägen und Ermahnungen ihre Kräfte zusammengerafft, um das Rechte zu thun.

Wenn Jacobo derjenige war, der durch seinen ruhigen Ernst, seine eigene Thätigkeit und seine unerschütterliche Bestimmtheit die Männer bewog, sich mit Rührigkeit und Eifer ihrer Arbeit zu widmen, so war Stephana dagegen der gute Engel ihrer Häuslichkeit.

„Ist Herr Lange zu Hause?" fragte Stephana einen breitschulterigen Schmied, der sie vom Pferde hob.

„Er ist in der Werkstatt", ward ihr geantwortet.

Stephana nickte den Leuten zu und ging in die Werkstatt hinein.

Jacobo stand an einer Drehbank und sprach mit dem Arbeiter.

„Guten Abend, Jacobo", sagte Stephana und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Bist du für die übrigen Stunden des Abends frei?"

„Ah, du hier, Stephana! Der Graf reist ja heute Abend ab und du hast Kungsborg verlassen!"

„Er ist schon abgereist. — Kommst du mit mir nach Hause?"

„Sogleich, wenn du einen Augenblick warten willst. Bist du zu Pferde?"

„Ja."

„In einer halben Stunde bin ich bereit."

„Gut. Ich werde mittlerweile ein paar Arbeiterfrauen besuchen.“

Eine halbe Stunde später galopirten Jacobo und Stephana auf dem Wege nach Kungsborg dahin. Eine Weile ritten sie schweigend nebeneinander her.

„Nun, Stephana“, sagte Jacobo plötzlich und betrachtete sie aufmerksam, „du hast etwas auf dem Herzen, was du mir sagen willst.“

„Das ist wahr, Jacobo, aber nicht jetzt; wenn wir nach Hause kommen, dann —“

„Wirst du gestehen, was ich schon weiß?“

„Was du schon längst in meiner Seele gelesen hast. Unbegreiflicher Mensch, der stets meine Gedanken und Gefühle durchschaut!“ sagte Stephana, während sie mit ihrer Reitgerte spielte und träumerisch vor sich hinblickte.

„Ist dies denn unbegreiflicher als wenn du weißt, daß ich in deinem Herzen lese?“

„O nein — du kannst recht haben. Das Band, welches mich und dich umschlingt, ist von der Art, daß ich vor dir wahr sein muß, auch wenn ich vor der übrigen Welt lügen muß.“

„Lügen, Stephana?“

„Ist denn mein Leben etwas anderes als eine Lüge? Doch ich wollte ja jetzt nicht von mir sprechen. — Hast du Helfrid getroffen?“

„Vor einigen Tagen“, entgegnete Jacobo mit gleichgültiger Miene.

„Jacobo, Helfrid liebt dich.“

Stephana's und Jacobo's Augen begegneten sich.

„Ich weiß es“, war seine ruhige Antwort.

„Und du besuchst dennoch Kungsborg ebenso fleißig — ja noch mehr, du suchst Helfrid's Gesellschaft.“

„Und warum sollte ich das nicht?“

„Weil du dadurch dem Gefühl, welches sie für dich hegt, Nahrung gibst, oder glaubst du, daß ein Weib,

welches dich näher kennen lernt, umhin könnte, ihr ganzes Herz an dich zu ketten?"

„Das glaube ich allerdings. Du, Stephana, bist selbst ein Beispiel davon."

„Ein sehr schlechtes Beispiel, mein Freund", entgegnete Stephana, indem ihre Wangen sich purpurroth färbten.

„Hast du dich denn einen Augenblick im Leben versucht gefühlt, Liebe zu mir zu fassen?"

„Nein, und zwar deshalb, weil mein Gefühl für dich etwas Besseres und Höheres war als Liebe. Du warst nicht meinesgleichen, den ich lieben und zu mir herabziehen konnte. Du warst ein großer und mächtiger Geist, der meine Bewunderung erweckte und alle meine edlern Gefühle anschlug, sodaß ich strebte, dieselbe moralische Vollkommenheit zu erreichen, welche du besaßest. Ueberdies sprich nicht von einem Herzen, welches gebrochen ist wie das meinige. Helfrid dagegen ist eine frische Seele, welche das Schöne gleichzeitig bewundert und liebt, weil sie in ihrem Innern einen ungeschwächten Glauben an ihre eigenen und an fremde Tugenden besitzt. Ihr Herz weiß nichts von gescheiterten Hoffnungen, in ihr erheben nicht zerstörte Illusionen ihren Schmerzensschrei; mit der ganzen Stärke und Reinheit ihrer Gefühle liebt sie, was ihre Sympathie erweckt, und wenn dieser Gegenstand täglich vor sie tritt und sie fortwährend gezwungen wird, ihm einen neuen Tribut der Achtung und Bewunderung zu zollen, dann wird dieses Gefühl nothwendig genährt und zu einer furchtbaren Höhe angefacht."

„Glaubst du das?"

„Ich glaube es nicht, ich bin davon überzeugt."

„Ich dagegen hege eine ganz verschiedene Ueberzeugung, denn meine eigene Erfahrung sagt mir, daß wir erst dann unrettbar verloren sind, wenn wir ein Gefühl unserer Phantasie überlassen. Man halte Helfrid jetzt

von aller Berührung mit mir entfernt und sie wird in der Phantasie alle Augenblicke, die wir zusammen gewesen sind, noch einmal durchleben und sogar alles mit dem Vergrößerungsglas der Einbildung betrachten. Ich werde aufhören Ich zu sein, das heißt ein Mensch mit Fehlern und Schwächen — ich werde das Ideal werden, welches sie selbst in ihrem Herzen trägt, und dieses jetzt stille und schwärmerische Gefühl wird sich dann in eine phantastische Anbetung eines Ideals verwandeln, während dagegen meine tägliche Anwesenheit, meine ruhige und freundschaftliche Weise, mein vollkommener Mangel an allem, was verriethe, daß ich sie liebe, die Veränderung herbeiführen wird, daß sie für mich endlich nur eine warme und wahre Zuneigung faßt. Es wird dies um so eher geschehen, als sie sich infolge ihres Vorurtheils niemals die Möglichkeit einer Verbindung zwischen dem Fabrikanten Lange und Fräulein Romarhjerta gedacht hatte. Ihre Liebe ist ein Morgentraum, den die Wirklichkeit und meine Quäkermanieren in Freundschaft verwandeln werden."

„Und du selbst, Jacobo — bist du gleichgültig für sie geblieben?"

„O nein. Ich vermisse ihre Gesellschaft, wenn ich ihr nicht begegnet bin. Es erscheint mir alles leer, wenn mein Auge nicht durch ihren Anblick erfreut wird und wenn ich nicht einige ernste Gedanken mit ihr austauschen kann. Helfrid's Bild drängt sich mir gegen meinen Willen auf und ich denke sehr oft, wenn sie plötzlich vor meine Seele tritt: «Seltsames Mädchen, dessen Bild mich so hartnäckig verfolgt!» Ich freue mich des Bewußtseins, ihre Achtung zu besitzen, und der Ueberzeugung, dieselbe zu verdienen."

„Wohlan, Jacobo, in all diesem liegt Gefahr für dein Herz und vielleicht gerade in der verborgenen Gefahr findest du einen der Gründe, weshalb du dich nicht von Helfrid's Anblick trennen willst. Du glaubst, ihre

Liebe in Freundschaft verwandeln zu können, während deine eigene Freundschaft sich in Liebe verwandeln wird."

„Stephana, denkst du wirklich so von mir?" fragte Jacobo, während seine klaren Augen mit ernstem Ausdruck auf Stephana ruhten.

„Jacobo, ich denke nichts, ich spreche blos eine Vermuthung aus", entgegnete Stephana. „Das Menschenherz ist ein so complicirtes Ding, daß man sich leicht in sich selbst irrt. Helfrid ist ein edles, ungewöhnliches und schönes Mädchen, welches im Frühsommer des Lebens steht. Du bist ein junger Mann mit lebhafter und sogar etwas schwärmerischer Seele. Wohlan, was wäre natürlicher, als daß sie dein Herz gefangen nähme?"

„Alles dies ist wahr, aber mir gegenüber hat es gleichwol etwas gegen sich", antwortete Jacobo. „Erstens blutet mein Herz noch aus der Wunde, die ihm geschlagen worden, und du weißt, Stephana, daß ich Gefühle nicht so leicht wechsele, wie man einen Handschuh wechselt. Zweitens solltest du, Stephana, mich zu gut kennen, um auch nur einen Augenblick vorauszusetzen, daß ich aus einem persönlichen Interesse, oder weil es meinen Gefühlen schmeichelt, die Gefühle anderer opfern oder ihre Gemüthsruhe auf das Spiel setzen könnte."

„Das habe ich auch niemals gedacht, Jacobo. Ich habe nur gefürchtet, daß auch du von Selbstverirrung geleitet werden und hinter dieser die wahre Natur deiner Gefühle verbergen könntest."

„Wenn ich irgendein Verdienst besitze", sagte Jacobo, „so ist es das, daß ich niemals der Wahrheit zu entfliehen suche, oder eine genaue Erforschung meiner Gefühle scheue; deshalb, Stephana, liegt in meiner Handlungsweise auch kein Funken von Egoismus. Beweise mir, daß meine Anwesenheit für Helfrid schädlicher ist als meine Entfernung, und ich werde von meiner Arbeit und allem hier mich trennen, um nicht eine Ursache zu

Kummer und Unglück für dieses edle Mädchen zu werden, deren Freund ich so gern sein möchte."

„Ich bin eine Thörin, Jacobo, daß ich auch nur einen Augenblick lang Unruhe über etwas hegen kann, was du in die Hände genommen hast. Helfrid's Ruhe und Seelenfrieden hätte niemals in bessere Hände kommen können als in die deinigen. Einmal träumte ich, daß ihr ein Paar werden könntet, daß die krystallklare Reinheit ihrer Seele dich bewegen könnte, zu vergessen —"

„Daß sie eine geborene Gräfin Romarhjerta ist?"

„O, daran dachte ich nicht, sondern an deinen entschwundenen Jugendtraum."

„Stephana, ich liebe die Erinnerung und dies ist eine gefährliche Liebe. Um jenes Gefühl los zu werden, ist nöthig, daß ich sie noch einmal wiedersehe und von ihren eigenen Lippen die Bestätigung höre, daß sie mich betrogen."

„Du beabsichtigst sonach —"

„Im Herbst nach England zu reisen und mit Elisen zu sprechen."

„Jacobo!" rief Stephana und sah ihn erschrocken an.

Er lächelte wehmüthig und sagte:

„Hast du glauben können, daß ich jemand ungehört verurtheilen würde?"

„Während unsers Verweilens in England", entgegnete Stephana, „erhieltest du aber ja schon alle möglichen Beweise, daß sie nicht allein treulos mit ihren Eiden gespielt, sondern auch ihre Liebe einem andern geschenkt."

„Ja, davon erhielt ich Beweise, aber keine Bestätigung aus ihrem eigenen Munde, denn ich traf sie nicht anwesend."

„Aber, Jacobo, was ist deine Absicht? Doch wol nicht um wieder zu knüpfen, was sie zerrissen?"

„O nein — nimmermehr! — Sie und ich sind

unwiderruflich geschieden. Ich gehöre nicht zu den Männern, welche um die Gunst eines Weibes betteln, oder mit dem Strome ihrer Launen schwimmen, aber ich will wissen, ob sie auch der Erinnerung unwürdig, ob sie wirklich so verächtlich ist, wie man nach ihren Handlungen Grund hat von ihr zu glauben."

„Aber die Handlungen eines Menschen sind doch gewöhnlich der Maßstab für die Beurtheilung seines Charakters."

„Nicht immer, Stephana; denn hinter den Handlungen liegen die Beweggründe und diese können oft von der Art sein, daß die Handlungen ein ganz anderes Gepräge erhalten, wenn man die Beweggründe kennen lernt."

„Du hast abermals recht und ich kann blos die Ruhe und die vollkommene Gerechtigkeit bewundern, welche allen deinen Handlungen zu Grunde liegt. Du bist und bleibst mein unvergleichlicher Jacobo."

Als Jacobo bei der Ankunft in Kungsborg Stephana aus dem Sattel half, sagte er:

„Du hast blos einen Handschuh."

„Ich habe den andern unterwegs verloren, als ich dem Grafen Hermann Lebewohl sagte", antwortete Stephana mit wehmüthigem Lächeln und ging in den großen Salon.

Jacobo folgte ihr.

„Nun, Stephana", sagte er und reichte ihr seine beiden Hände.

Stephana legte die ihrigen darein und sagte mit tiefem Ernst, während sie ihm in die Augen emporblickte:

„Nun sollst du einen klaren Blick auf mein verflossenes Leben werfen und dann wirst du über mich urtheilen."

„Auf diesen Augenblick habe ich schon längst gewartet", entgegnete Jacobo, „und ich ahnte, daß derselbe

nicht eher kommen würde, als bis er fort wäre und du selbst das Bedürfniß fühltest, einen klaren Blick in deine eigene Seele zu werfen."

„Komm", sagte Stephana, indem sie ihn neben sich auf das Sofa niederzog. Mit der einen Hand auf seiner Schulter ruhend, mit der andern in die seinige geschlossen, begann Stephana mit eigenthümlicher vor Bewegung zitternder Stimme eine Erzählung, die wir hier nicht wiederholen wollen, weil sie den Ereignissen vorgreifen würde, weshalb wir jetzt Stephana und Jacobo verlassen.

Zwei Wochen waren vergangen.

Es war jetzt in der Mitte des Juni. Die Sonne schien hell und lachend über Berg und Thal und die ganze Natur um Kungsborg herum strahlte in ihrem mit Blumen geschmückten Gewand.

Man hatte auf die Veranda ein Sofa herausgetragen, auf welchem die Gräfin ruhte. Stephana und Helfrid saßen mit ihren Arbeiten bei ihr. Jacobo las vor.

Als er einen Augenblick innehielt, sagte Stephana:

„Es hat sechs geschlagen — ich fürchte, die Luft wird nun zu kühl für die Frau Gräfin."

„Sie haben recht, liebe Freundin, und ich glaube, das Klügste wird sein, daß Sie die Güte haben, die Diener zu rufen.".

Stephana klingelte und die Gräfin ward hineingetragen.

Helfrid erhob sich, um ihrer Mutter zu folgen, Jacobo aber ergriff sie bei der Hand und sagte:

„Warten Sie noch einen Augenblick. Stephana begleitet ja Ihre Mutter hinein."

Helfrid blieb.

„Habe ich mich in Ihrem Charakter geirrt, oder

habe ich ihn richtig aufgefaßt?" hob Jacobo wieder an. „Sehe ich in Ihnen die künftige Freiherrin Skjöld?"

„Sie haben mich richtig beurtheilt — ich werde niemals die Gattin des Barons. Er erhielt gestern meine bestimmte Ablehnung", antwortete Helfrid ruhig.

Jacobo führte ehrerbietig die Hand des jungen Mädchens an seine Lippen, indem er sagte:

„Ich danke Ihnen, Fräulein Helfrid, daß Sie mir meinen Glauben an das Wahre und Edle in Ihrem Charakter nicht geraubt haben."

Damit ließ er ihre Hand los und es trat eine Pause ein.

„Sie wundern sich wol darüber, daß ich mich so schnell entschlossen habe, den liebsten Wunsch meiner Mutter zu opfern?" hob Helfrid wieder an.

„Nicht im mindesten, denn ich konnte keinen Augenblick lang glauben, daß Sie wirklich das Glück und den Frieden zweier Menschen dafür opfern würden."

„Und dennoch war dies meine Absicht. Ich war völlig entschlossen, dem Baron meine Hand zu reichen, weil er an Rang und Stellung meinesgleichen ist, und ich sah die Verbindung mit ihm in jeder Beziehung für eine passende an, besonders weil ich dadurch meiner Mutter die einzige Freude bereitet hätte, welche das Leben ihr noch bieten konnte, aber —"

„Fahren Sie fort, ich bitte."

„Die Unterredung mit Ihnen aber machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß es mir war, als wäre ich aus einem Traume erwacht und als ob ich meine eigene Stellung und den Schritt, den ich zu thun beabsichtigte, erst jetzt klar auffaßte. Ich fand, daß Sie recht hatten, als Sie sagten, daß eine solche Verbindung eigentlich nichts anderes sei als ein Kauf oder Handel. Ich stand wirklich im Begriff, mich zu verkaufen, und der Gewinn des Handels wäre gewesen, daß meine Mutter den Trost gehabt hätte, zu wissen, daß nach ihrem Tode ihre arme

Tochter die reiche Freiherrin Skjöld werden würde. Dies, Herr Lange, wäre eine That des Eigennutzes gewesen, welche ich, eine Gräfin Romarhjerta, mir nicht zu Schulden bringen wollte. Auf diese Weise bin ich Ihnen für die strengen Worte, die Sie sprachen, Dank schuldig. Sie haben mich vor einem Schritte bewahrt, in dessen Folge ich die Achtung vor mir selbst verloren haben würde. Haben Sie Dank dafür, Herr Lange."

Helfrid reichte ihm die Hand.

„Wenn Ihr eigenes Herz mir recht gibt, dann bin ich reich belohnt", antwortete Jacobo freundlich. „Es würde mich geschmerzt haben, wenn ich an Sie wie an eine gewöhnliche engherzige Aristokratin hätte denken müssen, welche nicht fähig wäre, den wichtigsten aller Schritte im Leben, den der Ehe, richtig zu beurtheilen."

„Diesen wichtigen Schritt werde ich nun wahrscheinlich niemals thun."

„Fräulein, Sie sind noch jung und unsere Gefühle unterliegen einer fortwährenden Umwandelung. Das Ideal, welches wir selbst geschaffen und welches wir heute lieben, verwandelt sich bei näherer Betrachtung in etwas höchst Gewöhnliches."

„Für den, welcher Ideale liebt — ja; aber nicht für den, der das wirklich Edle und Gute liebt. Sehen Sie, Herr Lange, mein Gefühl für Sie wird stets dasselbe bleiben, obschon Sie fortwährend in meiner Achtung steigen. Aber wenn Sie auch dieses Gefühl getheilt hätten, so liegen doch zwischen uns unsere beiderseitigen Vorurtheile, sodaß wir stets bleiben müssen, was wir jetzt sind — Freunde, und ich kann deshalb niemals die Gattin eines andern werden."

„Die Wege des Schicksals kennt niemand und es kann ein Tag kommen, wo Ihr Gefühl für mich das wird, was das meinige für Sie ist — eine aufrichtige Freundschaft — während eine andere Person ein wärmeres erweckt."

„Das wäre wol möglich, aber ich glaube es nicht, denn niemals werde ich einen Mann finden, den ich in Bezug auf moralischen und intellectuellen Werth über Sie stellen könnte."

In diesem Augenblick rollten zwei Reisewagen in den Hof herein, und indem Jacobo seine Blicke darauf warf, sagte er:

„Die Gräfin Elin Romarhjerta und Lord Charter."

Im nächsten Augenblick war Helfrid verschwunden, und Stephana, Jacobo und Jane begrüßten die Neuangekommenen.

Vierzigstes Kapitel.

Vierzehn Tage waren in den unermeßlichen Ocean der Zeit hinabgesunken und Elin befand sich nun seit zwei Wochen als Gast auf Kungsborg.

Hermann war seit einem ganzen Monat fort, aber es sah aus, als ob er ganz vergessen wäre, denn sein Name ward niemals genannt, nicht einmal von Helfrid, welche sehr oft unter den übrigen verweilte, besonders wenn die Nachbarn Besuche abstatteten, was sehr oft geschah.

Die Gräfin war für Elin niemals sichtbar, was aber weiter nicht zu verwundern war, denn Elin bewohnte den Pavillon und besuchte den Garten niemals während der Stunden, wo die Gräfin sich in denselben hinaustragen ließ, um frische Luft zu schöpfen.

Es war ein glühend heißer Julinachmittag. Elin und eine junge Deutsche, Mamsell Weißhaupt, welche die junge Gräfin begleitet hatte, um eine Reise durch Schweden zu machen, waren mit Jacobo, Helfrid, Jane und Lord Charter zur Freiherrin T. gefahren. Stephana blieb, Kopfweh vorschützend, zu Hause; als aber alle fort waren, ging sie zur Gräfin und brachte den Nachmittag damit zu, daß sie ihr vorlas.

Der Abend war schon so weit vorgeschritten, daß die

Gräfin sich aus dem Garten in ihren Salon hatte tragen lassen, als Eklund mit einigen Briefen auf einem hölzernen Teller hereintrat. Der Verwalter hatte sie gebracht — sie waren mit der Post eingetroffen. Einer war von London an die Gräfin, mit dem Wappen der Romarhjerta gesiegelt. Stephana bekam auch einen mit demselben Poststempel und demselben Siegel.

„Entschuldigen Sie, geehrte Freundin", sagte die Gräfin, indem sie das Siegel erbrach.

„Mit Ihrer Erlaubniß, Frau Gräfin", sagte Stephana und trat an ein Fenster, um ihren Brief zu lesen.

Die kleine feine Hand zitterte, als sie das Siegel erbrach, und sie schlug langsam den Brief auseinander, als ob sie sich scheute, einen Blick auf den Inhalt zu werfen.

Während dieses Monats, welcher verflossen war, hatte Hermann blos einmal an seine Mutter geschrieben, an Stephana aber nicht eine einzige Zeile. In Geschäftsangelegenheiten hatte der Verwalter zwei Briefe erhalten, aber diese hatten nicht mit einem Buchstaben angedeutet, wann er zurückzukehren beabsichtigte, oder sonst etwas, was seine Person betraf.

Nachdem Stephana eine lange Weile gezögert, ehe sie die Augen auf den Inhalt warf, entschloß sie sich endlich dazu, erstaunte aber, als sie blos einige wenige Zeilen erblickte. Sie lauteten:

„Geehrte Frau!

„Sie sagten: «Ich werde die Tage bis zu Ihrer Rückkunft zählen.» Diese Worte haben mich auf meiner Reise begleitet. Sie haben auf meiner Seele gelastet und Stunden in Tage, Tage in Jahrhunderte verwandelt, und gleichwol werde ich bei der Rückkunft nach Kungsborg dem bittersten, ich hätte beinahe gesagt dem verhaßtesten, Anblick begegnen, den die Erde für mich hat. Ach, Sie, die Sie mich so ganz nach Ihrem

Willen geleitet haben, zeigen Sie sich nun großmüthig gegen den Mann, der Ihre Wünsche zum Gesetz seiner Handlungen gemacht hat, und seien Sie die erste, die mich bei meiner Ankunft willkommen heißt. Sie werden mir nicht die Gunst verweigern, mich zuerst von Ihnen begrüßt zu sehen. An demselben Tage, wo Sie diesen Brief erhalten, treffe ich abends in Kungsborg ein. Ersparen Sie mir den Anblick jeder anderer Person als der Ihrigen — darum bittet Ihr ergebener

Hermann Romarhjerta."

Stephana lehnte die heiße Stirn an die Fensterscheibe und blieb eine lange Weile so stehen. Gott allein weiß, was in dem Innern der jungen Frau vorging, ihre Wangen aber waren bleich wie Schnee, und dennoch ruhte eine glühende Flamme auf der Stirn.

Die eine Hand war fest geschlossen, und in dieser hielt sie den zusammengeknitterten Brief. Die andere stützte sie gegen das Fenstergewänd. So dastehend glich sie einem Bilde des stummen Kampfes in unserm Innern, wenn der bessere Theil unsers Seins mit dem Herzen und den Leidenschaften in Widerspruch geräth.

Die Stimme der Gräfin erweckte sie aus dem Tumult der Gefühle, welchen Hermann's Brief hervorgerufen. Sie zuckte zusammen, und die Worte der Gräfin schlugen undeutlich an ihr Ohr, als diese sagte:

„Mein Sohn wird schon heute Abend oder diese Nacht wieder hier eintreffen. Haben Sie Ihren Brief gelesen?"

„Ja", antwortete Stephana, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und näherte sich der Gräfin wieder. „Der Graf schreibt, daß er gleichzeitig mit seinem Briefe hier zu sein hofft."

Stephana sah nach der Uhr und setzte hinzu:

„Ich verlasse Sie jetzt, Frau Gräfin, und hoffe, daß Sie eine ruhige Nacht haben werden."

Sie drückte die dargebotene Hand der Leidenden und hielt sie eine Secunde lang in die ihrige geschlossen. Was war es für ein wunderbarer Ausdruck von Zärtlichkeit und Schmerz in Stephana's Blick, der die Gräfin rührte? Sie wußte es selbst nicht, und ohne sich davon Rechenschaft zu geben, zog sie Stephana zu sich nieder, drückte ihr einen Kuß auf die bleiche Stirn und flüsterte:

„Gute Nacht!"

Stephana drückte schweigend die Hand der Gräfin an ihre Lippen und verließ das Zimmer.

Langsam wandelte sie durch den Park hinauf nach dem Hauptgebäude. Als sie die Veranda erreicht hatte, zog sie die Klingel, und ein Diener kam aus dem rechten Flügel.

„Sage Herrn Eklund, er solle zu mir heraufkommen", sagte sie und ging in den Salon hinein.

Einen Augenblick später stand Eklund vor ihr.

„Sind die Zimmer des Grafen in Ordnung?" fragte Stephana.

„Ja, ich habe sie jeden Tag gelüftet", antwortete Eklund.

„Er kommt heute Abend zurück."

„Dann werde ich Sorge tragen, daß auch das Schlafzimmer in Ordnung sei."

„Und daß hier im Saal ein Souper arrangirt werde. Sagen Sie dem Grafen, daß ich ihn hier erwarte."

„Es soll geschehen, Frau Stephensen. Wann kommen die Gäste nach Hause?" fragte Eklund, als er gehen wollte, und Stephana las einen Ausdruck von Unruhe in dem Gesicht des alten Mannes.

„Vor Mitternacht nicht", antwortete Stephana. „Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, Herr Eklund; der Graf weiß, was für Gäste ich jetzt bei mir habe."

„Dann ist er also darauf vorbereitet, die Gräfin Elin zu treffen?"

„Ja, mein Freund."

Eklund verneigte sich und verließ den Salon.

Stephana setzte sich in den Sessel vor die geöffneten Glasthüren, ganz auf dieselbe Stelle, wo sie bei Hermann's erstem Besuch gesessen, aber ebenso wie damals war sie auch jetzt schwarz gekleidet.

Vor den Augen hatte sie die untergehende Sonne, den lachenden Garten, weit draußen im Hintergrunde das unermeßliche Meer und rund umher Chöre von den gefiederten Sängern der Lüfte.

Der Abendwind lag und träumte auf den Kelchen der Blumen und alles war so still, so ruhig und so glühend, daß man glaubte, es sei ein Abend, der ausdrücklich bestimmt sei, das Herz zu Liebe und Leidenschaft zu stimmen.

Ein solcher Abend mit seiner Stille, seinem Blumenduft und seiner milden Luft weckt selbst in der kältesten Brust eine Sehnsucht nach ich weiß nicht was — so schmerzlich und dennoch so froh! Selbst die Natur scheint die weichern Gefühle anzuschlagen, und der Mensch streckt unwillkürlich die Arme nach einem Herzen aus, welches von derselben Sehnsucht schlägt.

Stephana empfand die ganze magische Einwirkung dieses Abends, als sie so dasaß und ganz allein träumte, aber sie sah auch ein, daß in dieser Einwirkung eine Gefahr lag, der sie mit ihrem Willen entgegenarbeiten mußte, wenn sie sich nicht von der Schwäche beherrschen lassen wollte.

Mehrmals beabsichtigte sie aufzustehen, um sich durch Bewegung von dem eigenthümlichen sehnsüchtigen Gefühl zu befreien, welches sie beherrschte. Dennoch aber blieb sie wie an ihren Platz gefesselt sitzen und horchte mit wehmüthig lächelnden Lippen auf den Buchfinken, der seine Genossin lockte.

Und die Sonne sank in Purpur hinab und ließ jene berauschende Dämmerung zurück, welche der Sommernacht

im Norden so eigenthümlich ist, und immer noch blieb Stephana unbeweglich sitzen.

Der helle Klang einer Glocke, welche zehn schlug, und das Geräusch eines Wagens, der auf den Hof hereinrollte, weckte sie gleichzeitig aus den ebenso kummervollen als anmuthigen Träumen, welchen sie sich hingegeben, und mit einem „Das ist er!“ richtete sie sich aus ihrer halbliegenden Stellung empor und strich sich mit beiden Händen das Haar von den Schläfen.

Gleich darauf ließen rasche Tritte in der Hausflur sich hören und im nächsten Augenblick trat Hermann ein.

Stephana war aufgestanden und ging ihm mit einem frohen Lächeln entgegen, welches frei war von jeder Spur der zärtlichen Träumerei, die sich soeben noch in ihren Zügen ausgesprochen. Ihm beide Hände reichend, rief sie:

„Herzlich, herzlich willkommen, mein Ritter!“

Hermann hatte die beiden dargebotenen Hände gefaßt und mit leidenschaftlicher Herzlichkeit erst an seine Lippen und dann an sein Herz geführt, ohne ein einziges Wort sagen zu können. Seine Augen aber redeten eine so warme Sprache, daß Stephana mit einer eigenthümlichen Betonung hinzusetzte:

„Sie kommen ja wieder wie Sie gegangen sind — als ein zweiter Sir Edward!“

„Ja, aber in diesem Augenblick bin ich blos ein glücklicher Thor, der den Gegenstand seiner heißesten Sehnsucht vor sich sieht. Verzeihen Sie daher, wenn meine Freude, mein augenblickliches Glück zu groß ist, um ganz und gar in meine Brust verschlossen zu werden.“

„Ihre Freude, Graf Hermann, findet ein Echo in meinem eigenen Herzen. Auch ich fühle mich glücklich, glücklich, Sie wiederzusehen; auch ich habe mich nach diesem Augenblick gesehnt und die Minuten gezählt, nun aber ist der erste frohe Augenblick durchlebt und —“

„Der glückliche Thor muß Platz machen für —“

„Sir Edward“, fiel Stephana mild lächelnd ein.

Hermann führte Stephana's Hände noch einmal an seine Lippen und setzte mit tiefer Bewegung hinzu:

„Dank für den Augenblick, der soeben entflohen ist — Dank für den jetzigen — Dank dafür, daß Sie meine Bitte erfüllt haben!"

Er ließ ihre Hände los.

Stephana setzte sich wieder in den Sessel und der Graf in einen andern ihr gegenüber, gerade so wie bei ihrer ersten Begegnung.

„War die Reise angenehm?" fragte Stephana.

„Ich kann diese Frage fürwahr kaum beantworten, denn ich hatte ja blos einen Gedanken, nämlich mich meiner Geschäfte sobald als möglich zu entledigen, um dann wieder die Rückreise antreten zu können. Blos zwei Dinge trösteten mich", fuhr er fort, indem er Stephana's Handschuh aus der Brusttasche zog, „und diese bestanden in diesem Gegenstand hier und der Blume, die Sie mir schenkten. Letztere war ein Geschenk von Ihnen, jener aber ein Fund."

„Verloren, um von Ihnen entdeckt zu werden", bemerkte Stephana.

Hierauf begann sie von der Gesundheit der Gräfin sowie von andern Dingen zu sprechen, welche Hermann interessiren und erfreuen konnten, hütete sich aber sorgfältig, das Gespräch in das Gebiet der Gefühle hinüberzuführen.

Hermann lauschte mehr der klangvollen melodischen Stimme als den Worten. Er ließ sie sprechen, während er sich dem Genuß hingab, dieses Angesicht zu betrachten, welches schon bei der ersten Begegnung einen so unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Nach etwa einer halben Stunde ließ sich Eklund's Stimme vernehmen, welche meldete, daß die Tafel servirt sei. Hermann und Stephana soupirten miteinander allein, und als sie fertig waren, reichte sie ihm die Hand zum Abschied.

„Der Zauber ist gebrochen — morgen begrüßt mich die Wirklichkeit“, sagte Hermann.

„Es war kein Zauber, Graf, sondern die Wirklichkeit, und diese wird die Ursache sein, daß der morgende Tag Sie der Achtung und Zuneigung würdig finden wird, die Sie heute Abend gewonnen haben. Glauben Sie mir, Sie werden mir eines Tages für die Begegnung danken, welche Ihnen morgen bevorsteht.“

„Unmöglich! Dann müßten Sie erst sich selbst und die Erinnerung an meine eigenen Verirrungen aus meinem Gedächtniß tilgen können.“

„Davor werde ich mich wohl hüten! Gute Nacht, Graf!“

Stephana verschwand und Hermann machte sich auf den Weg nach seinen Zimmern.

Einundvierzigstes Kapitel.

Als der Graf am nächstfolgenden Morgen erwachte, überreichte ihm Eklund ein kleines Billet folgenden Inhalts:

„Elin wünscht, daß Graf Hermann bei seinem Zusammentreffen mit ihr nicht im mindesten darauf hindeute, daß sie mit ihm vermählt ist. Sie ist vor der Welt blos eine weitläufige Verwandte von ihm und weiter nichts.

Elin."

„Gut; sie ist mir zuvorgekommen", murmelte Hermann und kleidete sich an, worauf er ging, um seine Mutter und Schwester zu begrüßen, indem er das Billet, welches er von Elin erhalten, zu sich steckte.

Stephana hatte einige Nachbarn zum Diner eingeladen, wovon sie Hermann benachrichtigte, indem sie ihn zugleich bitten ließ, sich mit den andern Gästen im großen Salon einzufinden, was Hermann auch that.

Als er eintrat, trug sein ganzes Wesen jenes stolze hochmüthige Gepräge, welches ihn in jüngern Jahren kennzeichnete. Er war ganz so wie er sich auf Ljungstafors präsentirt hatte.

Als er in den Salon trat, suchten seine Blicke, wie gewöhnlich, nur Einen Gegenstand.

Dieser Gegenstand war Stephana. Er sah, daß noch mehrere Personen im Zimmer waren; ohne aber auf sie Acht zu geben, ging er auf die Wirthin zu, um diese zu begrüßen.

Wer ihn jetzt sah und ihn damals gesehen hatte, hätte glauben können, die Zeit habe still gestanden, so unverändert sah er aus, und man konnte kaum begreifen, daß wirklich elf Jahre zwischen jenem und dem jetzigen Tage lagen.

Uebersehen und vernachlässigt ward Elin damals, übersehen und vernachlässigt schien sie auch jetzt zu werden. Nachdem Hermann, wie eben erwähnt worden, Stephana begrüßt, wendete er sich zu einer andern Dame, die auf einem kleinen Sofa saß und bei seinem Anblick entsetzlich bleich geworden war.

„Elin Romarhjerta", sagte Stephana.

Elin erhob sich, um Hermann's kalte stolze Verbeugung zu erwidern, mußte sich aber an die Sofalehne halten, so zitterte sie.

Der Blick des Grafen fiel auf die junge Frau und er machte eine Bewegung der Ueberraschung, aber es lag nichts Angenehmes darin, sondern im Gegentheil in seiner ganzen Miene etwas Bitteres.

Stephana beeilte sich, Lord Charter und Mamsell Weißhaupt vorzustellen.

Hermann wechselte hierauf einen kalten Händedruck mit Jacobo und nahm an dem Gespräch theil, welches der Lord und er führten. Dabei betrachtete er mit der gleichgültigsten Miene von der Welt Elin, an deren Seite Stephana Platz genommen hatte.

Wir wollen nun auch dir, lieber Leser, einen Begriff von der jetzigen äußern Erscheinung der jungen Gräfin zu geben suchen. Du wirst dich vielleicht erinnern, daß Elin zu Anfang unserer Erzählung noch jenes Aussehen einer ungefiederten jungen Elster hatte, welches in ihrem Wuchse noch unentwickelten Mädchen oft so eigenthümlich

und dann die Ursache ist, daß man einige Jahre später, wenn man sie wiederzusehen bekommt, ausruft: „Das ist doch nicht die kleine X. oder die kleine Z.?“ Ja, zuweilen erkennen wir in der blühenden Jungfrau das hagere ungeschickte Ding, als welches wir sie früher gesehen, gar nicht wieder.

Die Gräfin war lang und schlank, mit einem mehr stattlichen als geschmeidigen, mehr regelmäßigen als üppigen Wuchs. Sie trug ihr Haupt mit einer eigenthümlichen nachlässigen Würde, wenn man so sagen kann.

Ihre Hautfarbe war weiß und blühend, ihre Augen groß und lebhaft, beinahe allzu lebhaft, denn man konnte fast nicht umhin zu glauben, daß sie damit kokettire, so funkelten sie, wenn sie sprach. Die Nase war gerade, der Mund etwas groß, mit frischen schwellenden Lippen und blendend weißen Zähnen. An dem Zuge um den Mund sah man, daß sie mehr zur Heiterkeit als für den Ernst geschaffen war.

Das Haar war hellbraun und außergewöhnlich voll und üppig. Die scharfgezeichneten Augenbrauen hatten eine auffallende Aehnlichkeit mit denen Romarhjerta's, und man fühlte sich fast versucht, sie für künstlich zu halten, wenn man sich erinnerte, daß Elin in ihrer frühen Jugend kaum eine Ahnung von Augenbrauen hatte. Bei näherer Betrachtung aber fand man, daß sie wirklich natürlich waren.

An allen ihren Bewegungen und ihrem ganzen Wesen sah man, daß sie ihre meiste Zeit in Frankreich zugebracht und sich dort jene graziöse Lebendigkeit angeeignet hatte, welche der Französin so eigenthümlich zu sein pflegt.

Die deutlich sichtbare Gemüthsbewegung, welche sie bei dem Anblick des Grafen empfunden, war binnen einer Minute wieder verschwunden, und sie plauderte mit vollkommener Heiterkeit und Lebhaftigkeit, als ob er eine ihr

völlig gleichgültige Person wäre. Ihr Gelächter klang so frisch, als ob sie niemals erfahren hätte, was Kummer heißt, und ihre Conversation blitzte von witzigen muntern Einfällen.

Bei all diesem aber lag in Elin's Haltung etwas so rein Aristokratisches, zuweilen sogar etwas so Hochtrabendes, daß man glaubte, es sei gleichsam angeboren, und in gewissen Augenblicken erinnerte sie stark an Helfrid. Man wußte nicht recht, worin die Aehnlichkeit lag, aber da war sie, und man fühlte sich versucht zu sagen: „Es ist deutlich zu sehen, daß sie verwandt sind.“

Hermann dachte, während er so dastand und sie betrachtete, bei sich selbst:

„Ist es möglich, daß sie dieselbe Elin ist! Es findet sich ja in ihr kaum ein einziger Zug wieder, wenn ich die hohe Stirn und das hellbraune Haar ausnehme. Ich glaube, sie gefiel mir so, wie ich mich ihrer dunkel erinnere, so häßlich und unharmonisch sie auch damals war, dennoch mehr als jetzt.“

Seine Augen hefteten sich auf Stephana.

„Welch ein unermeßlicher Unterschied!“ dachte er.

Der kalte stolze Ausdruck verschwand und in seinem Blick lag ungeheuchelte Bewunderung.

Der Unterschied war wirklich groß. Stephana mit ihrem äußerst schlanken und dennoch vollen Wuchse, ihren beinahe plastischen, ungezwungenen, gleichzeitig so ausdrucksvollen und doch so ruhigen Bewegungen, das bleiche Antlitz mit seinen wunderbaren Augen und seiner magischen Schönheit — alles dies hatte etwas so Ideales und Fesselndes, daß man die mehr blendende Schönheit, welche Elin besaß, darüber fast ganz vergaß.

Ahnte Jacobo, daß der Graf Vergleiche anstellte, oder war er selbst von der großen Verschiedenheit betroffen?

Wir wissen es nicht, als aber Lord Charter sich den Damen näherte und der Graf und Jacobo noch allein beieinander am Fenster standen, sagte letzterer:

„Man muß Stephana neben einer andern schönen Dame sehen, um recht klar überzeugt zu werden, daß sie schön ist."

„Ja", antwortete der Graf, „von Frau Stephensen kann man sagen schön, aber nicht von der Gräfin Romarhjerta."

Die Ankunft einiger Gäste unterbrach das Gespräch, und der Graf hatte abermals Gelegenheit zu sehen, mit welcher brillanten Lebendigkeit Elin ein Gespräch anzuknüpfen und fortzuführen verstand. Ihr Witz fesselte, ihre Heiterkeit amusirte und ihre pikante Lebendigkeit riß einen jeden hin, der in ein Gespräch mit ihr verwickelt ward.

Während des Diner war es eigentlich sie, welche die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigte, und alle sagten bei sich selbst, daß sie selten so heiter von einer Tafel aufgestanden seien wie bei der gegenwärtigen Gelegenheit, wo Elin das Wort geführt hatte.

Stephana betheiligte sich bei der Conversation blos insoweit als es nöthig war und überließ außerdem Elin das Feld allein.

Am Nachmittage zerstreute die Gesellschaft sich in dem Garten. Elin hatte gleichwol da, wo sie unter den großen Linden saß, einen Cirkel um sich versammelt.

Stephana hatte Helfrid's Arm genommen, um sie auf einige Augenblicke zur Gräfin zu begleiten. Als sie in den Garten zurückkehrte, begegnete sie dem Grafen.

„Nun!"

Mehr sagte Stephana nicht.

„Nicht für mich", antwortete Hermann ernst.

„Warum nicht? Gibt es in Elin's ganzer Person etwas, was nicht mit dem Wesen einer Edeldame übereinstimmte?"

„Nein, nichts; sie ist eine wirklich vornehme Dame, aber sie ist nicht für mich. Um mich mit diesem wider=

wärtigen Verhältniß zu versöhnen, müßte sie Ihre Macht besitzen, das Herz zu gewinnen.“

„Sie haben sie ja erst einige Stunden gesehen. Halten Sie Ihr Urtheil über sie noch zurück, bis Sie das warme Herz kennen gelernt haben, welches hinter dieser muthwilligen Außenseite schlägt. Ein Herz gewinnt man nicht in dem kurzen Zeitraum, während dessen Sie sie jetzt gesehen haben, aber sie wird das Ihrige vielleicht in einigen Wochen gewinnen.“

„Sie irren sich, geehrte Frau. Der erste Eindruck ist es, der über unsere Gefühle entscheidet. Das wissen Sie am besten, Sie die augenblicklich siegen, sobald man Sie nur sieht.“

„Glauben Sie das?“ sagte Stephana und sah wehmüthig vor sich hin. „Ich entsinne mich eines Herzens, welches ich gewinnen wollte, aber ich gewann es nicht.“

„Blieb dieses Herz wirklich kalt?“ fragte der Graf, indem er Stephana ansah, und ihre Augen begegneten sich.

„Nein, ich hatte unrecht — ich habe es gewonnen“, entgegnete sie, indem sie das Gesicht wegwendete, und sie gingen schweigend einige Schritte nebeneinander her.

„Weshalb vermählten sie sich mit Elin?“ fragte Stephana plötzlich. „Das haben Sie mir noch niemals gesagt.“

„Wissen Sie es denn nicht?“

„Lassen wir, was ich weiß oder nicht weiß. Ich wünsche von Ihnen die Gründe zu hören, die Sie zu diesem Schritte bewogen.“

„Geehrte Frau, nur Elin kann Ihnen dies erzählen, nicht ich.“

„Warum können Sie es nicht?“

„Weil ich Elin einmal das Versprechen gab, niemals die Person zu nennen, welche dabei mit im Spiele war. Als ich Elin dieses Versprechen gab, ahnte weder

sie noch ich, daß wir gezwungen sein würden, uns miteinander zu vermählen."

„Sie wollen also nicht einmal mir den Grund zu jenem mir unbegreiflichen Schritte angeben?"

„Nein, nicht einmal Ihnen, weil ich dann meinem gegebenen Versprechen untreu werden würde."

„Ach, Graf, Sie sind ein wirklicher Gentleman", sagte Stephana, und ging nun, um sich der Gruppe anzuschließen, welche Elin umgab.

Hermann that dasselbe, um Elin recht ordentlich beobachten zu können. Er erstaunte über die Leichtigkeit, womit sie sich den Ideen und dem Gedankengang eines jeden anzuschmiegen und ihre Worte einem jeden, mit dem sie zu sprechen kam, anzupassen verstand.

Dennoch aber erschien ihr ganzes Wesen wie eine glänzende Fläche, hinter welcher man Mühe hatte, zu entdecken, was wahr oder falsch war. Sie konnte in einer Minute gerührt sein und lächeln, scherzen und ernst sprechen, ohne daß man mit Sicherheit etwas für das nehmen konnte, was es war.

Die ganze Gesellschaft hatte sich zerstreut und nach Hause begeben. Wir finden Elin und Stephana noch allein in dem Salon.

„Ich glaubte eine bessere Schauspielerin zu sein als ich bin", sagte Elin, welche den Kopf auf die Hand stützend am Fenster saß.

Ueber das einige Augenblicke vorher noch so sprühend lebhafte Antlitz hatte sich jetzt ein Trauerflor gebreitet.

„Als er in den Salon trat", fuhr sie fort, „hätte ich Jahre meines Lebens darum gegeben, wenn ich ihm hätte entgegenstürzen und mich in seine Arme werfen dürfen. Ach, Stephana, wird mir diese Freude wol iemals zu Theil werden?"

Die großen Augen schwammen in Thränen.

„Ja, das wird sie, Elin, aber jetzt ist es noch zu früh. Verscherze nicht alles durch Ungeduld, sondern hoffe und erwarte die Zeit."

Elin reichte ihr mit freundlichem Lächeln die Hand und sagte:

„Du bist mein guter Engel. In welcher unermeßlichen Schuld stehe ich bei dir! Aber selbst, wenn er mir einen Platz in seinem Herzen einräumte, würde ich ihn doch niemals umarmen als meinen —"

„Niemals?" unterbrach sie Stephana.

„Nein, niemals eher als bis er der verstoßenen Gattin die ganze Genugthuung gegeben, welche sie zu fordern berechtigt ist. Ach, Stephana, er hat eine schwere Schuld auf seinem Gewissen."

„Laß uns nicht weiter davon sprechen, die Liebe versöhnt alles. — Du hast mir noch nicht gesagt, wie dir Helfrid gefällt?"

„Sehr, obschon sie mir beinahe zu vollkommen vorkommt. Selbst ein Kind der Unvollkommenheiten, bangt mir förmlich vor dem Hohen und Untadelhaften, was in Helfrid's Charakter liegt. Ich fühle mich klein neben ihr, und dies berührt mich peinlich, besonders weil ich dieses Gefühl niemals neben dir empfunden habe. Das hat aber seinen Grund darin, daß du so gut bist."

„Ich entsinne mich jetzt, daß du an Jacobo dasselbe auszusetzen hattest."

„O, das habe ich auch jetzt noch. Vor diesem zittere ich förmlich", sagte sie lachend und in ihrem gewöhnlichen leichten Tone. „Wenn er seine klaren strahlenden Augen auf mich heftet, ist es mir, als durchschaute er meine Seele, und ich schaudere, weil ich weiß, daß sich darin vieles findet, was besser sein könnte."

„Aber Jacobo ist mild und nachsichtig", bemerkte Stephana.

„Gegen mich nicht", entgegnete Elin und ward wie-

der ernst. „Er sieht mich für eine Schauspielerin auf dem Welttheater an, welche so viele und so verschiedene Rollen gespielt hat, daß, wie er glaubt, mein eigenes Gefühl dadurch abgestumpft worden und bei mir nun alles blos Spiel ist.“

„Nein, so urtheilt er nicht, aber er ist selbst so vollkommen wahr, daß er allen mistraut, die es nicht sind.“

„Und ich bin nicht wahr, das weiß ich; aber ist das wirklich mein Fehler?“

„Elin, kannst du diese Frage an mich thun?“ sagte Stephana. „Ich weiß ja, daß du das, was du bist, durch die Umstände geworden bist. Wären diese anders gewesen, so wärest auch du eine andere. Von deiner Kindheit an warst du dir bewußt, zurückgesetzt und vernachlässigt zu sein, und diese Ungerechtigkeit erzeugte in dir einen Wunsch, zu vergessen — einen Wunsch, der dich oberflächlich gemacht hat. Aber du wirst wol noch anders werden.“

„Niemals, Stephana. Ich werde stets ein Sklave meiner Launen und meiner Eitelkeit sein, denn diese haben die Oberhand gewonnen und man legt einen Fehler nicht so leicht ab, als man sich denselben angewöhnt.“

Nicht lange darauf trennten sich Elin und Stephana.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Es verfloß einige Zeit, während welcher alles seinen gewöhnlichen Gang ging.

Hermann benahm sich gegen Elin wie gegen eine vollkommen fremde Person. Er gab genau Acht auf alle ihre Bewegungen, besonders wenn sie sich unbemerkt glaubte.

Es dauerte nicht lange, so glaubte er Elin's Charakter vollständig erkannt zu haben. Derselbe bestand aus einem Gemisch von edelm Stolz, grenzenlosem Leichtsinn, Eitelkeit, Launenhaftigkeit und rührender Gutmüthigkeit, von Durst nach Beifall auf der einen und absoluter Verachtung gegen das Urtheil der Welt auf der andern Seite. Sobald eine Laune oder ein Wunsch sich ihrer Seele bemächtigte, vergaß sie alles, überwand alle Hindernisse, opferte alles, was ihr im Wege stand, und gab sich blind dem Eindrucke hin. Der Wunsch zu gefallen, es andern zuvorzuthun, war oft der Grund, daß sie nicht blos von der strengen Wahrheit abwich, sondern auch irgendeine Rolle spielte, von welcher sie glaubte, daß dieselbe für den vorliegenden Fall am meisten Anklang finden würde. Ihr von Haus aus edler und stolzer Charakter aber war der Grund, daß sie sich niemals zu einer schlechten oder verwerflichen, wenn auch

zu mancher leichtsinnigen und unüberlegten Handlung herabließ. Sie verabscheute alles, was Betrübniß erregte, und um einem Kummer zu entfliehen, warf sie sich irgendeiner Thorheit in die Arme. Um einer kleinen Unannehmlichkeit zu entgehen, zog sie sich oft eine größere zu, und um die Freude des Augenblicks zu genießen, opferte sie oft das, was, streng genommen, ihre Pflicht gewesen wäre.

So war Elin. Mit einem warmen und guten Herzen, einer lebhaften und beweglichen Phantasie begabt, etwas exaltirt und leicht für jeden Eindruck empfänglich, wäre sie einer hohen Ausbildung fähig gewesen, wenn sie gleich von ihrer Kindheit an eine richtige Leitung und Führung gehabt hätte.

So aber waren die guten und die schlimmen Anlagen gleichsam durcheinander gemischt und wirkten ohne Harmonie, sodaß sie oft, während ihre Absichten rein und gut waren, als eine thörichte Egoistin erschien.

Hermann hatte Stephana versprochen, Elin's Charakter mit Unparteilichkeit zu erforschen, und er hielt Wort. Er machte sich Vorwürfe, als er bedachte, daß er der Führer der jungen Frau, oder vielmehr des Kindes hätte sein können, wenn er gewissenhaft und recht an ihr gehandelt hätte.

Unwillkürlich erinnerte er sich des Augenblicks, wo sie ihn ermahnte, sein Verhältniß zu ihrer Stiefmutter abzubrechen. Er glaubte noch, die ernst und innig flehende Stimme zu hören, obschon er die damals so unregelmäßigen Züge beinahe vergessen hatte, und bei dieser Erinnerung sagte ihm eine Stimme in seinem Innern: „Sie hätte etwas ganz anderes werden können.“

Trotz diesem allen aber fühlte Hermann einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jede Annäherung an Elin; ja gegen sein besseres Gefühl und gegen seinen Willen tauchte fortwährend die Erinnerung in ihm auf,

daß sie die Mitwisserin seines verbrecherischen und unehrbaren Verhältnisses zu Selma war, daß sie, die Tochter des Schiffers Martenson, in ihrem Herzen ihn, Hermann Romarbjerta, verachten mußte.

Sobald er an Elin dachte, beschlichen ihn unwillkürlich seine Geburtsvorurtheile, und jede Annäherung an sie ward für seinen Stolz um so unmöglicher, als er fühlte, daß er in einer unbezahlbaren Schuld zu ihr stand, welche um so größer war, als er sie durch sein unverzeihliches Benehmen anstatt gemindert, eher noch vermehrt hatte.

Der Umgang zwischen Hermann und Stephana war durch die fortwährenden Gäste und die häufigen Ausflüge auf einen mehr gemessenen Fuß gekommen, ohne daß dadurch Hermann's Bewunderung für Stephana im geringsten Grade gemindert worden wäre. Dadurch, daß er sie neben Elin sah, stieg sie vielmehr in seiner Achtung nur noch höher.

Während Elin lebte, um sich das Leben so angenehm als möglich zu machen, und gleichsam mit Gewalt alle unbehaglichen Gegenstände von sich hinwegscheuchte, wußte Stephana selbst das Vergnügen so einzurichten, daß ihren Mitmenschen etwas davon zugute kam. Arrangirte sie ein Fest, eine Bootfahrt oder etwas dem Aehnliches, so machte sie es so, daß die Armen dabei entweder durch Arbeit oder durch Geschenke einen Vortheil hatten. Sie machte das Vergnügen zum Begleiter der Wohlthätigkeit.

Ohne daß jemand darauf achtete, widmete Stephana ihre Zeit einer nützlichen Thätigkeit, indem sie mehrere neue Einrichtungen für ihre Untergebenen traf, sodaß dieselben sich Kenntnisse erwerben und des Sonntags sich Zerstreuungen bereiten konnten, welche sie vom Wirthshausleben zurückhielten.

Innerhalb des kurzen Zeitraums von einem Jahre, wo Stephana die Unterthanen von Kungsborg unter

ihrer Obhut hatte, war mit den Sitten und dem Wohlbefinden derselben eine bedeutende Veränderung vorgegangen, sodaß ein jeder sich darüber verwunderte.

Dies war Stephana's Werk.

Dem oberflächlichen Beobachter schien es, als ob Stephana nur in Bequemlichkeit und um zu genießen dahinlebte, so unbeschreiblich wenig Aufhebens machte sie von dem, was sie sich vornahm, und ihre Zeit wendete sie so gut an, daß sie stets noch hinreichend davon übrig hatte, um sich auch ihrer weitern Ausbildung oder dem Umgange mit andern widmen zu können.

Hermann, der sie täglich sah, der von den Gutsunterthanen alles erfuhr, was sie für das Wohl derselben that, hatte daher viele und vollwichtige Gründe, um sie in allen Dingen über Elin zu stellen.

Eines Abends, gegen das Ende des Monats Juli, als Jane, Elin und die andern sich auf einige Tage zum Besuch bei dem Baron Skjöld begeben hatten, trat Stephana in das Zimmer der Gräfin. Hermann und Helfrid waren schon darin anwesend.

„Wie, geehrte Frau, Sie sind nicht mit zu Barons?“ fragte Hermann.

„Nein, ich fühle mich nicht recht wohl und habe mich deshalb entschuldigen lassen.“

Stephana sprach die Wahrheit, denn sie sah sehr angegriffen aus.

„Sind Sie krank?“ fragte die Gräfin mit ungewöhnlicher Theilnahme.

„Ich bin nicht gerade krank, Frau Gräfin“, antwortete Stephana, „aber gleichwol habe ich einen Kopf, der mich zuweilen fühlen läßt, daß er einmal sehr krank gewesen ist. Doch es lohnt nicht der Mühe, davon zu sprechen — es hat durchaus nichts zu bedeuten. Ich habe etwas weit Wichtigeres zu sagen, was die Herrschaften selbst betrifft.“

„Und dies ist?“

„Ich habe mit der Post heute einen Brief aus Paris erhalten, welcher mir aufträgt, den Herrn Grafen zu bitten, bei der französischen Gesandtschaft Documente abholen zu lassen, welche dorthin übersendet worden und gewisse Erbschaftsactenstücke enthalten."

„Erbschaftsactenstücke?" wiederholten die Gräfin und Helfrid.

Hermann sagte nichts, sondern betrachtete Stephana, welche einen Brief hervorzog.

„Das Schreiben, welches ich bekommen habe, ist von Graf Runa's Pflegetochter, Frau Elina Wicker."

Stephana hielt inne und betrachtete die Gräfin, welche die Farbe wechselte.

„Die Pflegetochter meines Onkels war ja seine Universalerbin", fiel Hermann ein.

„Das Testament war ein bedingtes und die Pflegetochter sollte die Zinsen von dem hinterlassenen Vermögen blos so lange ziehen, als der Vater ihres Gatten lebte. Nach dem Tode desselben und wenn sie ihren Schwiegervater beerbte, sollte das vom Grafen Runa hinterlassene Vermögen auf seinen Neffen, das heißt auf Sie, Herr Graf, übergehen. Nun ist der alte Wicker gestorben, hat seine Schwiegertochter zu seiner alleinigen Erbin eingesetzt, und das Vermögen des Grafen Runa geht folglich auf Sie über. Ueberdies steht Frau Wicker im Begriff, sich in ein Kloster zurückzuziehen."

Nicht einen Augenblick waren Stephana's Augen von den Zügen der Gräfin gewichen. Als sie sagte, daß die Gräfin Runa sich in ein Kloster zurückziehen würde, bemerkte sie ein heftiges Zucken in dem Antlitz der Gräfin.

Hermann sagte mit etwas bewegter Stimme:

„Aber ich entsinne mich, daß die Pflegetochter meines Onkels lutherisch war."

„Sie haben recht, Graf, aber sie ward katholisch, als sie sich mit dem Sänger Wicker vermählte, welcher der

katholischen Kirche angehörte. Sie haben wol von ihrer Vermählung gehört?"

„Ja, ich glaube davon gehört zu haben", antwortete der Graf.

Die Gräfin blieb unbeweglich, und es entstand eine Pause.

„Fräulein Helfrid sieht so bleich aus", sagte Stephana. „Ich glaube, Frau Gräfin, Sie müssen Ihre Tochter überreden, eine kleine Promenade zu machen. Ich werde inzwischen bei Ihnen bleiben."

Es lag etwas in Stephana's Ton, was Hermann sagte, daß sie mit der Gräfin allein zu sein wünschte, weshalb er Helfrid ebenfalls aufforderte, mit ihm einen Gang durch den Park zu machen.

Die Gräfin küßte zerstreut ihre Tochter auf die Stirn und bat sie, frische Luft zu schöpfen.

Hermann und Helfrid gingen. Die Gräfin und Stephana blieben allein.

„Liebe Freundin", sagte die Gräfin mit etwas unsicherer Stimme, „haben Sie die Güte, sich zu mir zu setzen."

Stephana gehorchte ihrem Wunsche und setzte sich auf einen kleinen niedrigen Stuhl, der neben dem Sofa stand.

„Kennen Sie Graf Runa's Pflegetochter näher?" fragte die Gräfin und faßte die eine von Stephana's Händen, indem sie hinzusetzte: „Antworten Sie mir aufrichtig."

„Ich antworte stets aufrichtig, oder gar nicht. Ich kenne Graf Runa's Pflegetochter sehr gut; ich bin verwandt mit ihr."

„Sie?"

„Ja, durch meinen Gatten."

„Ich verstehe — Ihr Gatte und der Mann, mit welchem sie sich verheirathete, waren verwandt."

Stephana verneigte sich wie bejahend.

„Ist es wirklich wahr, daß sie in ein Kloster zu gehen beabsichtigt?“

„Schon als sie Witwe ward, faßte sie diesen Entschluß, führte ihn aber damals nicht aus. Wenn sie es jetzt thut, so dürfte man die Ursache darin suchen, daß es ihr nicht geglückt ist, eine langersehnte Versöhnung mit ihrer Mutter zu Stande zu bringen.“

„Dann wäre sie todt für die Welt.“

„Ja, von Elina Wicker kann man sagen, sie sei todt für die Welt.“

Die Gräfin warf sich unruhig auf dem Polsterkissen hin und her, und man konnte in dem abgezehrten Angesicht einen innern schmerzlichen Kampf lesen.

Es trat eine lange Pause ein.

Stephana saß mit dem Kopf auf die Hand gestützt, während ihre Brust unruhig wogte.

Endlich hob sie in langsamem Tone und gleichsam mehr mit sich selbst als mit der Gräfin sprechend, wieder an:

„Vor vielen Jahren war einmal eine junge schöne Dame von hoher Geburt, die sich mit einem Edelmann ersten Ranges vermählte. Man glaubte allgemein, sie schlösse dieses Ehebündniß aus Liebe, aber man irrte sich. Die junge Dame hatte sich im Gegentheil mit dem hochgeborenen Manne deshalb vermählt, weil sie einen bürgerlichen reichbegabten jungen Mann liebte, dessen Name und Stellung im Leben aber keineswegs mit der glänzenden Umgebung des stolzen Mädchens übereinstimmte. Um nicht in Versuchung zu kommen, aus Liebe ein Bündniß einzugehen, welches unter ihrer Würde gewesen wäre, vermählte sie sich ohne Liebe mit einem Manne, den sie als ihresgleichen betrachtete. Es vergingen einige Jahre und niemand ahnte, daß die stolze Gräfin in ihrem Herzen einen stillen Kummer, eine unglückliche Liebe trug, die von ihr selbst zum Tode verurtheilt worden. Ich habe jedoch unrecht, wenn ich sage, daß niemand etwas

davon ahnte, denn ihr Bruder wußte, daß sie ihr Glück ihrem Stolze geopfert hatte. — Im zweiten Jahre ihrer Ehe gebar die Gräfin einen Sohn und der ganze Ort pries das Glück des jungen Paares. Sie besaßen ja alles, was das Leben schenken kann — Reichthum, Geburt und Schönheit, dessenungeachtet aber begann die Gesundheit der Gräfin schwächlich zu werden. Ein hartnäckiger Husten, eine zunehmende Mattigkeit machten die Aerzte bedenklich und man verordnete ihr einen einjährigen Aufenthalt in einem wärmern Klima. Es war ein harter Kampf, denn die Gräfin wollte sich nicht von ihrem erst einige Wochen alten Kinde trennen. Endlich aber siegten die Bitten ihres Gatten, und von ihrem Bruder begleitet, reiste sie nach Italien. — Das Schicksal, welches oft so unbarmherzig mit uns Sterblichen spielt, fügte es so, daß die Gräfin in Neapel mit dem Manne zusammentraf, den sie liebte und den sie geopfert hatte, obschon sie wußte, daß er ihre Liebe theilte. Getrennt von dem Norden und ihren stolzen Verwandten, unter Neapels warmem und berauschendem Himmel, allein mit den Gefühlen ihres Herzens und der täglichen Versuchung, den Mann, der ihr Herz besaß, zu sehen und mit ihm in Berührung zu kommen, war sie in Italien nicht gleich stark, wie sie in Schweden gewesen. Dort hatte sie ihre Liebe ihrem Stolze geopfert, hier opferte sie ihre Pflichten ihrer Liebe."

Stephana fühlte, wie eine feuchte kalte Hand sie hart am Arme faßte, und die Gräfin sagte in dumpfem Tone:

„Was erzählen Sie mir da?"

Stephana sah empor. Ihr Blick war ruhig, aber ihre Stimme war beinahe wild, als sie antwortete:

„Ich erzähle Ihnen die Geschichte von Elina's Mutter. Wer diese war, welchen Namen sie trug, ist mir unbekannt; ich wünschte blos, Ihnen dadurch zu beweisen, Frau Gräfin, daß man sehr oft mit einem glänzenden

Namen sich Fehltritte und dann Grausamkeiten zu Schulden bringt, vor denen wir ohne Ahnen Geborenen zurückschaudern. Erlauben Sie daher, daß ich fortfahre. Der Bruder der Gräfin, welcher in Neapel eine schöne Französin kennen gelernt, in die er sich verliebte, war von dieser seiner eigenen Liebschaft viel zu sehr in Anspruch genommen worden, als daß er Acht auf das gegeben hätte, was sich um ihn her zutrug. Gleichwol entdeckte er eines Tages alles. Der Liebhaber und der Bruder schlugen sich, und der erstere fiel, worauf Bruder und Schwester ganz plötzlich nach Schweden zurückkehrten. Acht Monate nach ihrer Zurückkunft gebar die Gräfin eine Tochter, welche — so hieß es — zu früh zur Welt kam. Der Bruder war mittlerweile nach Frankreich gereist, wo er sich mit seiner reizenden Französin vermählte und dann in Paris niederließ. Die Gräfin, welche ihren Sohn bis zur Abgötterei liebte, zeigte schon von dem Augenblick an, wo die Tochter zur Welt kam, einen entschiedenen Widerwillen gegen dieses Kind, dessen Anblick sie in Verzweiflung setzte. Um ihrem Gewissen und ihren Erinnerungen zu entfliehen, stürzte sich die Gräfin in den Strudel der Vergnügungen, und einige Jahre vergingen, ohne ihr einen Augenblick Zeit zum Nachdenken zu lassen. Der Sohn, ein schönes Kind, war auf allen Promenaden und in ihrem Salon an der Seite der Mutter zu sehen, die Tochter dagegen lebte vergessen und verschwunden in der Kinderstube. Das Mädchen war sechs Jahre alt, als der Bruder der Gräfin, der gleichzeitig Gattin und Kind verloren, einen Besuch in seinem Vaterlande machte. Früher ein munterer und vielleicht etwas heftiger junger Mann, war er jetzt ein sanfter und schwermüthiger Träumer geworden, der überall durch die gespenstige Erinnerung an jenen Zweikampf verfolgt ward. Das bleiche Antlitz und die gebrochenen Augen des erschossenen Gegners stierten ihn überall an, wohin er auch kam, träufelten Galle in den Becher seines

Glückes und riefen, als dieses Glück durch den Tod vernichtet ward, höhnend: «Erleide deine Strafe!» — Als er während des Besuchs bei seiner Schwester erfuhr, wie vollkommen diese ihre Tochter vernachlässigte, machte er ihr den Vorschlag, dieses Kind, welchem gegenüber er seiner Meinung nach in so großer Schuld stand, nach Frankreich mitzunehmen und als seine Tochter zu adoptiren. Der Gemahl der Gräfin wollte nicht darauf eingehen, mußte aber endlich den dringenden Vorstellungen und Bitten seines Schwagers nachgeben. Später übernahm Graf Runa die Kleine von ihrem Onkel und gab ihr ebenfalls die Rechte einer Tochter."

„Und Sie erfuhren nicht den Namen von —"

„Elina's Mutter oder Onkel, wollen Sie wol sagen, Frau Gräfin?"

„Ja", antwortete die Gräfin, indem sie nur mit großer Mühe athmete.

„Graf Runa, der mir erzählte, was ich Ihnen jetzt mitgetheilt, nannte niemals den Namen von Elina's Verwandten, sondern sagte blos: «Ich übernahm das Mädchen als Erbtheil von ihrem Onkel, und wie Sie sehen habe ich ihr zu ersetzen gesucht, was sie in ihren Angehörigen verloren.»"

Die Gräfin athmete leichter und Stephana fuhr in ihrer Erzählung fort, während sie mit auf die Hand niedergebeugtem Haupte dasaß, als ob sie wünschte, sich durch diese Stellung den Blicken der Gräfin zu entziehen.

„Nachdem Elina von dem Grafen Runa aufgenommen worden, vergingen einige Jahre. Eines Tages erfuhr er, daß die Mutter des Mädchens mit ihrem Gatten sich in Paris aufhielt. Graf Runa hatte Elina einige schwedische Volksweisen gelehrt und darunter eine, welche er von dem jungen Schweden singen gehört, welcher, wie er wußte, der Vater des Mädchens war. Er lud die Gräfin und ihren Gemahl zu sich ein. Elina war damals zwölf Jahre alt und versprach schön zu wer-

den, denn sie war schon jetzt ein liebenswürdiges Kind, anmuthig und im höchsten Grade einnehmend. Die Gräfin kam, der Anblick ihrer Tochter aber schien nur feindselige und bittere Gefühle in ihr zu erwecken, sodaß, als die Kleine mit freudiger Bewegung der Mutter entgegeneilte, um sich ihr in die Arme zu werfen, das stolze strafbare Weib sie von sich stieß und die weinende Elina vielmehr an die Brust des Mannes geschlossen ward, der ihr Vater zu sein glaubte. Graf Runa, der dennoch einige mildere Gefühle in der Brust der Mutter erwecken zu können hoffte, forderte die Kleine auf, das Lied zu singen, welches, wie er wußte, ihr Vater während der Zeit seiner Liebe der Gräfin vorgesungen hatte. Er glaubte, daß die Erinnerung an den Mann, der seine Liebe mit seinem Leben bezahlt, das Herz der Mutter zur Liebe für das Kind stimmen würde, aber er irrte sich. Die einzige Wirkung, welche diese Erinnerung äußerte, bestand darin, daß die Gräfin Graf Runa's Haus sofort verließ und während ihres übrigen Verweilens in Paris sich hartnäckig weigerte, die Tochter wiederzusehen. Der Gemahl der Gräfin dagegen überhäufte das Mädchen mit der größten Zärtlichkeit und erklärte, obschon Graf Runa sie adoptirt habe, so solle sie dennoch den Namen ihres Vaters tragen, denn als diesen betrachtete er sich. Graf Runa erfüllte diesen Wunsch. — Elina mit ihrem liebenden Herzen war untröstlich, daß ihre Mutter sie nicht sehen wollte, und konnte an jene einzige Begegnung mit der Person, die ihr das Leben gegeben, nicht denken, ohne in die größte Aufregung zu gerathen. — Sechs Jahre darauf faßte Elina eine heftige Liebe zu dem deutschen Sänger Wicker, dem Sohn eines vermögenden Kaufmanns in Frankfurt, einem überaus liebenswürdigen und in jeder Beziehung achtungswerthen jungen Mann. Graf Runa billigte diese Liebe allerdings anfangs nicht, als er aber Wicker's ungewöhnlich redlichen Charakter kennen lernte, gab er seine

Einwilligung, denn er wollte nicht, daß die Pflegetochter ebenso wie ihre Mutter um irdischer Vorurtheile willen ihre wirkliche Glückseligkeit opfern sollte. Der Graf unterrichtete Elina's Mutter von der Vermählung ihrer Tochter. Nun hatte das übermüthige, ahnenstolze Weib einen Vorwand, ihre Tochter auch vor der Welt zu verstoßen — sie, diese Mutter, die so viel zu sühnen hatte, die aus Stolz sich ohne Liebe vermählt, die aus Liebe die Treue gebrochen und dann wieder aus Stolz einen Widerwillen gegen ihr Kind faßte, weil es sie daran erinnerte, daß sie Ehre und Treue mit Füßen getreten, hauptsächlich aber deswegen, weil in den Adern der Tochter bürgerliches Blut floß. Nun verleugnete sie diese Tochter und gab sie für todt aus, weil sie gewagt hatte, ihre Hand dem Manne zu reichen, der ihr Herz gewonnen. Ach, Frau Gräfin", setzte Stephana hinzu, indem sie aufblickte, „ich glaube, daß diese hochgeborene Dame weit eher verdiente, von ihrer Familie verstoßen zu werden, als die tugendhafte und unglückliche Gunilla. Habe ich nicht recht? Und gleichwol bin ich vollkommen überzeugt, daß wenn die Strafbare der Familie Romarhjerta angehört hätte, sie die erste gewesen wäre, die der edeln Gunilla, deren Leben rein und spiegelhell war, Hohn und Verachtung geboten hätte. Sagen Sie mir, liegt wol etwas Moralisches oder auch nur Vernünftiges in dem Begriff, den der Adel von unserer Menschenwürde hat? — Jahre sind vergangen. Elina hat Gatten und Pflegevater verloren. Sie hat bittere Leiden durchlebt und mehrmals während der Zeit, wo ihr Herz blutete, sich an ihre Mutter gewendet, um ein Wort der Verzeihung und Versöhnung von ihr zu erhalten, aber alles vergebens. Der Stolz hat das Herz der Mutter so verschlossen, daß sie, ohne der unschuldigen Tochter einen Gedanken zu widmen, in ihr Grab hinabsteigen und Elina leben und sterben lassen würde, ohne ihr ein einziges liebevolles Wort gespendet zu haben. Wäre diese

Mutter ein kaltes, hartes und in jeder Beziehung herzloses Weib, dann, Gräfin, würde ich sagen: Sie versteht nicht die Sprache des Herzens; aber ihr schwaches Herz hat sie ja verleitet zu fallen, ihr Herz hat Gefühle für die Kinder, welche zugleich die ihres Gatten sind, und ihr Herz hatte auch Gefühl für diesen Mann, weil sie durch gewissenhafte Beobachtung ihrer Pflichten nach ihrem Fehltritt bemüht war, diesen, welcher Elina das Leben geschenkt, wieder gut zu machen. In allen Dingen, wo ihr Stolz nicht ins Spiel kommt, hat sie bewiesen, daß sie Gefühl besitzt, überall da aber, wo ihr Stolz in Frage kam, war sie nicht blos gefühllos, sondern auch moralisch grausam. Worauf war sie eigentlich so stolz? Nicht auf einen höhern moralischen Werth, denn diesen hatte sie verleugnet, sondern auf den Namen, den sie geerbt, und auf den Rang, den sie bekleidete. Aber mein Gott, wie ist es möglich, stolz zu sein auf dergleichen Vorzüge, die man sich durchaus nicht selbst gegeben, wenn man dazu nicht ausgezeichnete Tugenden und Sitten gesellt, welche uns als Christen ebenso hoch stellen, als die Gesellschaft uns als Mitbürger gestellt hat! Ist es denn der ererbte Titel, der uns Werth gibt? Oder ist es nicht vielmehr unser höherer und edlerer Charakter, welcher jener angeborenen Auszeichnung erst die rechte Bedeutung gibt? Vor dem Richterstuhl des Höchsten gilt kein anderer Rang, als den unsere Tugenden geben. Dort wird nicht gefragt, was wir gewesen sind, sondern wie wir die Gaben angewendet haben, die Gott uns gegeben, und ob wir damit so viel Gutes gewirkt haben, als uns Gelegenheit geboten worden. Wenn wir an der Pforte des Todes stehen, müssen wir zusehen, daß wir nicht mit einer ungesühnten Schuld die Schwelle der Ewigkeit überschreiten."

Stephana schwieg.

Die Gräfin lag eine lange Weile unbeweglich.

Endlich legte sie ihre Hand auf Stephana's nieder-

gebeugtes Haupt und sagte mit einer Stimme, die durchaus keinen Anflug von dem gewöhnlichen stolzen und kalten Ausdruck hatte:

„Sehen Sie mich an und sagen Sie mir, weshalb haben Sie mir diese Geschichte erzählt? Bedenken Sie, daß Sie jetzt mit einer Sterbenden sprechen, die binnen wenigen Wochen vor dem Richterstuhl des Höchsten stehen wird."

Stephana ergriff beide Hände der Gräfin und küßte sie, während Thränen ihre Wangen herabrannen. Dann sah sie mit einem so sanft bittenden Blick, daß er dem eines Engels glich, zu der Gräfin auf und sagte:

„Weil ich Ihr Herz zu rühren wünschte."

„Mein Herz? Und wie könnte dies Ihnen gelingen durch eine Erzählung, welche — welche fremde Personen betrifft?"

Stephana glitt vor der Gräfin auf die Knie nieder, ergriff ihre beiden Hände und legte sie auf ihr Herz, indem sie in einem Tone, der etwas gleichzeitig Rührendes und dennoch Festes hatte, sagte:

„Frau Gräfin, ich weiß, daß Ihr Herz, wenn es spricht, gut und gefühlvoll ist. Ich weiß auch, daß Sie ein strenges Gerechtigkeitsgefühl besitzen, und deshalb wünschte ich durch diese Erzählung auf eins wie auf das andere einzuwirken und Ihnen zu beweisen, daß die Geburt uns nicht berechtigt, uns über andere zu überheben, dafern nicht unsere Tugenden auf gleicher Höhe mit unsern Ansprüchen stehen. Frau Gräfin, würden Sie auch jetzt, wenn Elin Sie zu Ihren Füßen um ein Wort der Liebe und Zärtlichkeit anflehte, sagen können: «Gehen Sie, ich kenne Sie nicht, und werde Sie niemals als die Gattin meines Sohnes anerkennen?» Würden Sie auch jetzt sie, niedergebeugt von dem Zorne ihres Vaters und verstoßen von Ihnen und Ihrem Sohn, von sich gehen lassen können? Nein, Frau Gräfin, ich lese in Ihren Blicken, daß Sie dies nicht könnten. Ich fühle es an Ihren zitternden Händen."

Die Gräfin entzog ihr ihre Hände und sagte mit matter Stimme:

„Sie sind eine gefährliche Frau! Lassen Sie mich, ich fühle das Bedürfniß allein zu sein. Sie haben mich in große Aufregung versetzt."

„Dann lassen Sie mich Sie auch wieder beruhigen", sagte Stephana schmeichelnd und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

„Beruhigen!" wiederholte die Gräfin mit bitterm Lächeln. „Für mich gibt es keine Ruhe!"

Ohne zu antworten ging Stephana an einen Tisch und nahm ein kleines Buch, welches auf demselben lag. Dann setzte sie sich wieder auf den niedrigen Stuhl an der Seite der Gräfin und begann zu lesen. Sie handelte wie Christus, als man die Ehebrecherin vor ihn führte. Mit tief zum Herzen gehender klarer und ernster Stimme las sie die Worte:

„Wer sich ohne Sünde weiß, der werfe den ersten Stein auf sie." — Und dann als sie sagte: „Ich will dich nicht verdammen, ziehe in Frieden und sündige hinfort nicht mehr" — da zitterte Stephana's Stimme.

Und dann sprach sie aus ihrem eigenen Herzen Worte voll von Liebe und Versöhnung. Die Gräfin würde geglaubt haben, sie läse, wenn sie nicht diese schmeichelnden und liebevollen Worte wiedererkannt hätte, welche sie schon einmal gehört.

Und jetzt ebenso wie damals wirkte der Geist wahren Christenthums und wahrer Versöhnung, der darin lag, wie ein heilender Balsam auf eine Wunde. Der peinliche Ausdruck in den Zügen der Gräfin verschwand und ward von einem still wehmüthigen verdrängt.

Als Stephana schwieg, lag die Gräfin unbeweglich, endlich flüsterte sie:

„Dank! Dank! Gehen Sie nun zu den andern; ich möchte gern allein sein und wünsche, daß meine Kinder mich noch nicht sogleich stören."

Stephana erhob sich, als aber ihre Augen auf das jetzt beinahe demüthig bekümmerte Antlitz der Gräfin fielen, kniete sie wieder vor ihr nieder und küßte ihr die Hände, auf welche einige Thränen fielen.

Als sie aufstehen wollte, fühlte sie, wie die Lippen der Gräfin ihre Stirn berührten.

„Dank, Dank!“ flüsterte Stephana beinahe lautlos und entschwebte dann mit leichtem Tritt.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Stephana suchte Helfrid und Hermann auf und erzählte ihnen, daß die Gräfin ungestört zu sein wünschte. Man machte sich auf den Weg nach dem großen Salon, während man von gleichgültigen Dingen sprach.

Plötzlich sagte Helfrid:

„Mama sprach davon, daß Sie sängen, aber weder Hermann noch ich haben jemals einen Gesang von Ihnen gehört. Wollen Sie uns nicht dieses Vergnügen heute Abend bereiten?"

„Sehr gern würde ich es thun, wenn ich in anderer Gemüthsstimmung wäre", antwortete Stephana mit bekümmertem Lächeln. „Heute Abend aber würde mein Gesang nur ein Seufzer unermeßlichen Schmerzes werden."

Hermann betrachtete Stephana. Sie setzte sich in den Armsessel vor der Glasthür. Es lag gleichsam ein Trauerflor über ihr ganzes Wesen ausgebreitet, aber es kam ihm vor, als wenn hinter diesem Trauerflor sowol warme als peinliche Gefühle glühten. Er glaubte die mächtigen und doch schmerzlichen Schläge ihres Herzens zu sehen.

„Singen Sie, Graf Hermann!" bat Stephana in mattem Tone.

Hermann setzte sich an das Instrument und sang:

So laß dich denn zum letzten mal begrüßen,
Du, die des Daseins Dunkel mir erhellt;
Und wirst du nicht auf Erden mein, dann schließen
Wir unsern Bund einst überm Sternenzelt.

Als er die letzten Worte sang, drehte er den Kopf herum und sah Stephana an. — Ihre Augen ruhten auf ihm.

„Und wirst du nicht auf Erden mein", sang Hermann, indem er seinen Blick auf sie heftete.

Stephana neigte das Haupt und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

War es eine Täuschung, oder sah Hermann recht, als er einige Thränen auf das schwarze Kleid herabfallen zu sehen glaubte?

Er stand, nachdem er den letzten Vers gesungen, vom Instrument auf und ging auf Stephana zu. Er wollte sich um jeden Preis überzeugen, ob er recht gesehen.

Sie saß unbeweglich und der Blick des Grafen fiel auf ein paar feuchte Flecken, welche die vergossenen Thränen zurückgelassen hatten.

Er blieb einen Augenblick lang stehen und betrachtete Stephana, ward aber aus seinen Träumen durch Helfrid geweckt, welche sagte:

„Lieber Hermann, du bist in der Wahl deiner Lieder nicht glücklich. Du hast mich verstimmt und Frau Stephensen ebenfalls. Singe jetzt etwas Aufheiterndes."

Hermann kehrte an das Instrument zurück und sang einige der so allgemein beliebten Lieder von Gunnar Wennerberg.

Diese muntere, lebhafte Musik äußerte die gewünschte Wirkung. Stephana fuhr sich mit der Hand über die Stirn, und als sie aufblickte, waren ihre Züge wieder ruhig.

Eine Stunde später ging Stephana hinunter in den Park. Hermann und Helfrid gingen zur Gräfin hinein.

Stephana war noch nicht weit gegangen, als der Graf sie einholte.

„Sie sind nicht lange bei der Gräfin gewesen", sagte sie.

„Meine Mutter schlief schon. Uebrigens wünschte ich auch, Sie zu begleiten. Wollen Sie nicht meinen Arm nehmen?"

Er machte es jetzt wie allemal, wenn er Stephana den Arm bot — er ergriff den ihren und legte ihn in den seinen.

„Sie waren heute Abend so bekümmert", hob Hermann wieder an.

„Ja", antwortete Stephana und blickte zu ihm auf; „und dennoch bin ich wieder heiter geworden."

„Hatten Sie einen besondern Grund zu Freude oder Kummer?"

„Zur Freude, ja. — Das Glück hat Ihnen ja gelächelt, und dies ist ein wirklicher Grund zur Freude für mich, aber —"

„Aber?"

„Ich war einen Augenblick lang Egoist", entgegnete Stephana. „Merken Sie wohl, ich sage: Ich war; das heißt, ich bin es nicht mehr."

„Egoist, Sie? — Das bezweifle ich. In welchem Falle?"

„Ich dachte daran, daß Kungsborg künftig keinen Administrator mehr haben wird."

„Und das glauben Sie?" fragte Hermann, indem er sich zu Stephana niederbeugte.

„Sie sind ja nun wieder reich", flüsterte Stephana, während ihre Wangen von dem frischesten Purpur erglühten.

„Und wäre ich noch so reich, so würde ich doch Kungsborg und mein Amt daselbst niemals verlassen, solange Sie wünschen, daß ich es behalte."

„Dann verlassen Sie es niemals", flüsterte Stephana.

„Stephana!“

Wieder ward dieser Name mit einem eigenthümlichen Nachdruck ausgesprochen.

„Sir Edward!“ antwortete Stephana und sah mit ihrem ruhigen Blick empor, welcher wirkte wie der Zügel auf ein feuriges Roß.

Sie gingen schweigend nebeneinander her.

„Ich habe eine Bitte an Sie“, hob Hermann endlich wieder an.

„Lassen Sie hören.“

„Sagen Sie, würden Sie mir wol eine Gelegenheit bereiten, um mit Graf Runa's Pflegetochter zusammenzutreffen?“

„Sie beabsichtigen also wol nach Paris zu reisen, Graf?“

„Ja, ich glaube, jene testamentarische Verfügung nicht anders als nach mündlicher Rücksprache annehmen zu können.“

„Eine Reise nach Paris würde Ihnen aber nichts nützen, Graf. Sie würden diese Person nicht treffen. Das einzige, was ich thun kann, ist, einen Brief zu besorgen, wenn Sie mir ihn anvertrauen wollen. Ich habe mich eidlich verbindlich gemacht, ohne besondere Erlaubniß Elina's Aufenthaltsort nicht zu nennen. — Was die testamentarische Verfügung betrifft, so ist dieselbe gesetzmäßig und Elina hat nur den darin ausgesprochenen Wunsch ihres Pflegevaters vollstreckt.“

„Aber, geehrte Frau, ich beraube Elina dadurch eines Vermögens, welches eigentlich ihr gehört.“

„Graf Hermann, Elina braucht es nicht, denn das Erbtheil, welches sie von ihrem Schwiegervater bekommen, ist sehr bedeutend und entspricht vollkommen dem, welches Ihnen zufällt. Uebrigens ist es nicht der Reichthum, den sie vermißt, — es ist etwas anderes und dies —“

„Würde ich mit dem Verluste alles dessen, was ich besitze, ihr wiederschenken.“

„Thun Sie das, wenn Sie es können. Schreiben Sie ihr und lassen Sie sie wissen, daß sie hoffen kann.“

„Geehrte Frau, Sie wissen also, wer Elina ist?“

Hermann stockte.

Stephana legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte in leisem Tone:

„Stellen Sie keine Fragen an mich — ich kann sie nicht beantworten, ohne ein gegebenes Versprechen zu brechen. Glauben Sie blos, daß das, was ich weiß und erfahre, in mein Herz verschlossen bleibt. — Thun Sie für Elina's Glück, was Sie können, aber suchen Sie nicht, ihr eher zu begegnen, als bis Sie sagen können: Komm!“

„Ich danke Ihnen, geehrte Frau — ich ahnte, daß Sie alles wüßten. Morgen schreibe ich an die französische Gesandtschaft.“

„Gedenken Sie selbst nach der Hauptstadt zu reisen?“

„Nein, geehrte Frau; ich gebe dem Baron C— Vollmacht, an meiner Statt zu handeln.“

„Aber Sie haben mir noch mit keinem Wort gesagt, was Sie von Elin denken.“

„Nicht? Ich glaubte gleichwol, Ihnen schon bei unserer ersten Begegnung gesagt zu haben, daß sie nicht für mich sei.“

„Und dies denken Sie noch?“

„Kann Stephana wirklich diese Frage an mich thun?“

„Ja, denn einer von Stephana's innigsten Wünschen ist gewesen, Elin einmal mit den Leiden auszusöhnen, die Sie ihr bereitet, dahin zu wirken, daß sie die Genugthuung erhalte, die ihr gebührt.“

„Und worin sollte diese Genugthuung bestehen?“

„Darin, daß Sie ihr Ihr Herz schenken und sie als Ihre Gattin anerkennen.“

„Geehrte Frau, nehmen Sie einen Augenblick lang

an, daß ich meinen tiefgewurzelten Widerwillen gegen Elin überwinden, daß ich ihr alle Rechte einer Gattin, daß ich ihr mein Herz und mein Leben schenken könnte — wer sagt Ihnen, daß es für sie ein Glück sein würde, mit mir vereint zu sein? Sie glauben vielleicht, sie habe mir aus Liebe ihre Hand gereicht; aber Sie irren sich. Sie that es aus Mitleid, aus — gleichviel was, aber auch nicht ein Funke Liebe war dabei im Spiel. Wäre es daher nicht für uns das Beste, wenn wir die Freiheit wiederbekämen? Dann könnte sie eine Wahl nach ihrem Geschmack treffen, und ich —"

„Nun, warum fahren Sie nicht fort?"

„Ich könnte wagen, auf das Glück zu hoffen."

„Aber, Graf, jene so tiefbeleidigte und schwergekränkte Elin hat, so lange sie zurückdenken kann, nur einen einzigen Gegenstand für ihre Liebe gehabt."

„Um so mehr Grund, daß sie diesem Gegenstand treu bleibt und dadurch, daß sie die Freiheit wiedererhält, in den Stand gesetzt werde, glücklich zu werden."

„Aber dieser Gegenstand sind — Sie!"

Stephana's Wangen glühten und die Augen blickten ernst, als sie diese Worte sprach.

Hermann blieb stehen.

„Was sagen Sie da?" rief er.

„Die Wahrheit."

„Unmöglich. Elin und ich sind ja so selten beisammen gewesen, daß ich mich kaum entsinnen kann, wie sie aussieht. Wie sollte sie mich da lieben können?"

„Graf, Sie vergessen, daß Elin Sie schon als Kind sah und auch während des Jahres vor ihrer Vermählung bei ihrem Verweilen in Strömsted mit Ihnen zusammen war, obschon Sie ihr keine Aufmerksamkeit widmeten. Das Wahre an der Sache ist, daß sie schon als Kind Sie liebte und niemals einen andern Mann geliebt hat."

„Das wäre aber furchtbar und meine Schuld gegen sie würde dadurch noch größer!"

Hermann ging eine Weile gedankenvoll neben Stephana her.

„Ach, geehrte Frau", hob er dann wieder an, „trotzdem, daß Sie nun mein Mitleid mit ihr erweckt haben, sind Sie doch dem Ziel nicht näher gekommen. Jeder andern Frau würde ich vielleicht aus Ehr- und Pflichtgefühl die Genugthuung, die sie verdiente, gewährt und ihr mein ganzes Leben geschenkt haben, aber zwischen mir und Elin gibt es etwas, was jede Annäherung unmöglich macht. — Es mag sein, daß sie mich geliebt hat, jetzt aber thut sie es wenigstens nicht mehr, denn vergebens suchen Sie bei dieser leichtsinnigen, flatterhaften Frau etwas, was auf einen geheimen, nagenden Kummer schließen ließe, welchen sie doch unbedingt empfunden haben müßte, als sie von dem Manne, den sie liebte, so tief gekränkt, so übel behandelt ward. Eine solche Handlungsweise von meiner Seite unter solchen Umständen hätte unheilbare Wunden in ihrer Seele zurücklassen müssen, und es hätte niemals Leichtsinn oder Thorheit darin Wurzel fassen können."

„Ja, Sie haben recht — Ihre Handlungsweise ließ in dem Herzen der Armen unheilbare Wunden zurück", antwortete Stephana düster. „Und diese Jahre endloser Qual soll sie also vergebens gelebt haben!"

„Wollen Sie denn behaupten, daß Elin unglücklich sei, oder daß sie an der Seite eines Mannes, der sie niemals lieben kann, dem es schwer ankommen würde, sie auch nur in seiner Nähe zu dulden, glücklich werden könnte?"

„Graf Hermann, hören Sie auf! Ihre Worte schmerzen mich", sagte Stephana mit bebender Stimme.

Hermann blickte zu ihr auf, denn der peinliche Ausdruck ihres Tons äußerte eine ergreifende Wirkung auf ihn.

Auf Stephana's Gesicht ruhte das Gepräge tiefen Leidens und Hermann konnte sich diesem Eindruck nicht entziehen.

„Stephana", sagte er in leisem, gerührtem Tone, „Sie wissen ja, daß ich mich lieber für meine ganze Lebenszeit in einen Abgrund von Qual stürzen als Ihnen auch nur eine Stunde Leiden bereiten würde."

„Eine Stunde Leiden!" wiederholte Stephana in einem Tone, in welchem ein ganzes Leben voll Qual lag.

„Ja, bei Gott!"

„Dann würden Sie es also um meinetwillen über sich vermögen, Ihr und Elin's Leben zusammenzufügen?"

„Ein solches Opfer werden Sie nicht von mir verlangen."

„Aber wenn ich es doch thäte?"

„Können Sie mich zu lebenslänglichem Unglück verurtheilen?"

„Nicht verurtheilen, aber wol Ihnen zu beweisen suchen, daß Ihre Ehre und Ihr Gewissen von Ihnen verlangen, für Ihre Pflicht sich selbst zum Opfer zu bringen und wieder gut zu machen, was Ihr Hochmuth verbrochen hat. Soll diese Sühne einen Werth haben, so muß sie freiwillig geschehen. Doch lassen wir diesen Gegenstand ruhen — eines Tags, Graf, werden Sie mir recht geben und Ihre Pflicht zum Gesetz Ihres Lebens machen. Sie sind ja so stolz darauf, ein Edelmann zu sein. Wohlan, dann seien Sie auch edel in Ihren Handlungen."

„Ich bin auf nichts stolz als zu wissen, daß ich Ihre Achtung besitze."

„Sie besitzen mehr — Sie besitzen meine Zuneigung."

„Darin beruht auch mein einziges Glück."

Vierundvierzigstes Kapitel.

„Stephana“, sagte Jacobo einige Tage darauf, „würdest du mich vermissen, wenn ich jetzt nach England reiste?“

„Ich vermisse dich stets, denn du bist ja ein Theil meines bessern Ich; dessenungeachtet aber sage ich: Geh!“

„Dank! In einer Woche gehe ich.“

„Und wenn du wiederkommst, bist du gesund?“

„Ich hoffe es; denn dann wird alles klar vor mir stehen.“

„Wann kommst du wieder?“

„In einigen Wochen.“

„Aber wie wird es dann sein?“ sagte Stephana und lehnte das Haupt an Jacobo's Schulter, während sie hinzusetzte: „Jacobo, mir ist bange vor allem, wenn du nicht an meiner Seite bist.“

„Solange du von so reinen und edeln Beweggründen geleitet wirst, brauchst du die Zukunft nicht zu fürchten. Glaube mir, Stephana, du brauchst keine Stütze — du bist stark genug, um deiner eigenen Kraft zu vertrauen.“

„Gott gebe, daß du recht hast.“

Hier ward das Gespräch durch Elin unterbrochen, welche plötzlich hereintrat.

Sie war beinahe todtenbleich und sagte mit keuchender Stimme:

„Die Gräfin hat einen schweren Blutsturz gehabt — der Graf ist selbst nach dem Arzt geritten, und Helfrid bittet dich, sogleich zu ihnen zu kommen.“

Als Elin das letzte Wort sprach, verschwand Stephana schon unter der Thür.

Elin warf sich in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Sie weinte.

Jacobo stand auf und ging auf sie zu, indem er in theilnehmendem Tone sagte:

„Wie steht es, Elin?“

Elin hob das Gesicht von den Händen empor und sagte langsam in tiefbetrübtem Tone:

„Sie wird vielleicht sterben.“

„Wir wollen hoffen, daß Gott uns den Schmerz erspart, sie sterben zu sehen, bevor alles versöhnt ist.“

„Ach, Jacobo, was kümmert sich Gott um mich oder um uns Gewürm hier auf Erden! Nein, wir müssen uns alle selbst helfen und in der Qual, die wir uns bereiten, untergehen, ohne daß er uns zu Hülfe kommt.“

Jacobo betrachtete sie einen Augenblick lang schweigend, dann setzte er sich neben sie und sagte:

„Vom Uebermaß des Glaubens zu gar keinem Glauben ist der Uebergang leicht. Weißt du noch, Elin, daß ich dir dies sagte, als du katholisch wurdest?“

„Ja, und du hattest recht. Jetzt habe ich gar keinen Glauben.“

„Ebenfalls ein Extrem, welches keinen Bestand haben kann. Der Fehler, Elin, liegt darin, daß du dir niemals klar geworden bist, worauf dein Glaube ruhen soll, sondern daß du blos die Eingebung des Augenblicks auf deine Einbildungskraft wirken lässest. Wenn der Glaube sich nicht auf eine feste Ueberzeugung stützt, so ist er unecht und kann niemals Trost gewähren.“

Wir verlassen Elin und Jacobo, um uns zu erkundigen, wie es mit der Gräfin geht.

Als Stephana in den Salon trat, kam ihr Helfrid mit verweinten Augen entgegen und sagte:

„Mama wünscht Sie zu sprechen — es geht sehr schlimm mit ihr.“

Stephana drückte Helfrid die Hände und ging hinein zur Gräfin, welche mehr wie todt als wie lebendig dalag.

Als sie Stephana erblickte, machte sie eine Bewegung mit der Hand, wie um sie ihr zu reichen.

Stephana eilte an das Bett und faßte die Hand der Gräfin.

„Ich habe mich sehr nach Ihnen gesehnt“, flüsterte die Gräfin.

Hierauf wendete sie sich zu Helfrid und setzte hinzu:

„Verlaß uns, mein Kind — ich wünsche mit Frau Stephensen allein zu sprechen.“.

Helfrid ging hinaus.

Die Gräfin legte ihre Hand auf Stephana's herabgeneigtes Haupt und sagte mit beinahe klangloser Stimme:

„Ich werde bald die lange Reise antreten und binnen kurzem vor dem Richterstuhle des Höchsten stehen. Aber ich habe vorher noch viel zu sühnen. Wollen Sie mir beistehen, mir meine letzten Augenblicke leicht zu machen?“

„Befehlen Sie! Mein ganzes Leben gehört Ihnen“, antwortete Stephana.

„Wie lange würde Elina Zeit brauchen, um hierher zu kommen?“

„Wollen Sie sie empfangen?“

„Ja.“

Eine lange Weile vermochte Stephana nicht zu sprechen, sondern bog sich über die Hand der Gräfin und weinte.

Ein leises Pochen an der Thür störte sie.

Es war der Arzt.

„Wie lange kann es mit mir noch dauern?“ fragte die Gräfin, welche Helfrid und Hermann gebeten hatte, sie mit dem Arzt und Stephana allein zu lassen.

„Bei vollkommener Ruhe können Sie noch auf mehrere Wochen rechnen, Frau Gräfin; bei der jetzigen Gemüthsunruhe aber würden diese Wochen sich nur in Tage verwandeln.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doctor. Ich werde mich bemühen, noch einige Wochen zu leben.“

Der Doctor verschrieb etwas Beruhigendes, und einen Augenblick später waren die Gräfin und Stephana wieder allein.

„Ich verspreche“, hob Stephana an, „daß Sie, wenn Sie es wünschen, Elina wiedersehen sollen; aber Sie müssen mir eins versprechen — daß es nicht im Beisein Ihrer Kinder geschehen soll.“

„Dies verspreche ich um so lieber, als ich selbst es wünsche. Sehen Sie“, setzte die Kranke mit unruhiger fieberhafter Stimme hinzu, „ich bin Elina's Mutter. Aber ich will nicht vor meinen geliebtesten Kindern, auf meinem Sterbebett bekennen, daß ich sie und mich einer falschen Idee geopfert habe. Hermann glaubt, daß blos Elina's Vermählung die Ursache meines Widerwillens gegen sie sei; er ahnt nicht, daß sie ein lebendiges Zeugniß davon ist, daß seine Mutter sich selbst vergessen hat. Helfrid dagegen hat sie todt geglaubt, weil ich sie, gleich als sie sich vermählte, dafür ausgab. Ueberdies will ich nicht im Tode verleugnen, wofür ich gelebt, und dadurch die Achtung meiner Kinder verwirken. Ich will meinen Grundsätzen treu sterben, nämlich daß jeder, welcher veredeltes Blut in seinen Adern hat, sich enthalten muß, durch Verbindung mit bürgerlichem auf seinen Stammbaum unedle Reiser zu pfropfen. Aber ich will auch andererseits nicht von hinnen scheiden, ohne mein armes Sündenkind an mein Herz geschlossen und seine Ver-

zeihung für die Härte erhalten zu haben, die ich an ihm geübt. Auf meinem Grabe mögen die drei Geschwister wieder vereinigt werden. Dann bin ich nicht mehr da und habe doch noch im Tode bewiesen, daß ich in meiner aristokratischen Denkungsart unerschütterlich geblieben bin."

„Sie wollen also Ihre Kinder nicht wissen lassen, daß Sie Ihrer Tochter verziehen haben?" fragte Stephana und betrachtete die Gräfin mit einem eigenthümlichen wehmüthigen Blick.

„Verziehen! O ja, daß ich das gethan habe, werde ich ihnen sagen, aber nicht, daß ich sie wiedergesehen habe, denn eines Tages, als Hermann für sie bat, sagte ich, daß ich die Gattin des Sängers Wicker niemals als meine Tochter umarmen würde, und diesem Vorsatz will ich vor seinen Augen treu bleiben."

„Und Elin", flüsterte Stephana, „haben Sie für diese kein Wort?"

„Sie ist nicht mein Kind, sie ist das Unglück meines Sohnes. Ich verzeihe ihr das Ueble, was sie gethan — mehr kann ich nicht."

„Sie wollen nicht in Ihrer Todesstunde vereinigen, was Sie aus Stolz getrennt haben?"

„Nein, denn dann würde ich meine Grundsätze verleugnen."

Stephana seufzte.

„Ist Elina's Herkunft niemand weiter bekannt als Ihnen?" fragte die Gräfin mit sichtbarer Anstrengung.

„Nein, niemand. Graf Runa vertraute mir auf seinem Sterbebett, was ich Ihnen gesagt. Er übergab Elina meiner Obhut und bat mich, für sie Ihre Verzeihung und Ihren Segen auszuwirken zu suchen."

„Und was Sie wissen, wird mit Ihnen sterben?"

„Ja, bei Gott! Es soll niemals über meine Lippen kommen."

„Dank, mein Kind."

In der Nacht hatte die Gräfin heftiges Fieber und Stephana wachte an ihrem Bett, nachdem es ihr durch vieles Bitten gelungen war, Helfrid zu überreden, sich zur Ruhe zu begeben.

Die Gräfin war, nachdem sie ein Opiumpulver genommen, eben eingeschlafen, als die Thür des Gemachs sich öffnete und Elin mit verstohlenen Tritten hereinschlich.

Sie war so bleich, daß sie in dieser Beziehung mit der Sterbenden wetteiferte.

Stephana blickte erschrocken auf und flüsterte:

„Welche Unvorsichtigkeit!“

„Ich konnte nicht anders. O Stephana, mir will das Herz brechen. Es ist mir, als hätte ich in diesen Wochen, die ich mit ihr unter demselben Dach zugebracht, eine so gräßliche Tortur auszuhalten gehabt, daß ich dadurch förmlich gealtert bin. Laß mich den armseligen Trost genießen, hier hinter den Gardinen ihres Bettes zu sitzen.“

„Armes Kind“, flüsterte Stephana, „setze dich hierher, aber verhalte dich still.“

Elin gehorchte und setzte sich in einen Sessel auf der andern Seite des Bettes, sodaß sie durch die Gardine verborgen ward.

„Ich traf Hermann im Salon — er sitzt dort“, sagte Elin, während ihre Brust von einem tiefen Seufzer gehoben ward.

„Was sagte er denn?“ fragte Stephana.

„Er kam auf mich zu mit den Worten: «Was wünschen Sie, geehrte Frau?» — «Ich gehe, um einen Platz an dem Krankenbett der Gräfin einzunehmen», antwortete ich.“

Elin ließ den Kopf sinken und schwieg.

„Nun, ließ er dich gehen?“

„Nein, er sagte in ernstem Tone: «Das darf nicht sein», und er ergriff mich zugleich bei der Hand, um mich zu hindern, aber ich machte mich los und trat hier ein

ohne zu antworten. — Ach, Stephana, nun fängt die Hoffnung an mich zu verlassen, und dann — was soll dann aus mir werden?“

„Muth, Elin — ich hoffe ja noch.“

Stephana war aufgestanden und näherte sich Elin. Ihren Arm um ihren Hals schlingend, sprach sie in leisem, flüsterndem Tone mit ihr, und je länger sie sprach, desto ruhiger ward der Ausdruck in Elin's Antlitz.

Plötzlich rief die Gräfin mit dem Ausdruck des Schmerzes:

„Elina, mein Kind, wo bist du!“

„Hier!“ antwortete eine bebende Stimme, und im nächsten Augenblick lag eine der jungen Frauen auf den Knien am Bett der Gräfin.

Die andere hielt sich hinter der Bettgardine verborgen, und wir lassen vor dem Auftritt, der nun folgte, den Vorhang fallen.

. . . .

Eine Woche später ward die Gräfin Romarhjerta mit allem ihrem Stande und Range gebührenden Pomp zur Erde bestattet.

Im allgemeinen ward sie wegen ihrer strengen Sitten und ungewöhnlichen Tugenden gelobt und gepriesen, von ihren Kindern tief betrauert, von ihren frühern Untergebenen aber wenig vermißt.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Zwei Monate später, in den letzten Tagen des September, saßen Stephana und Helfrid ganz allein im Salon.

„Bleibt Elin lange weg?“ fragte Helfrid.

„Ich hoffe, daß sie mit Jacobo wiederkommen werde. Sie wollte sich blos ein paar Wochen aufhalten, denn wie du weißt, folgte sie Mamsell Weißhaupt nach der Hauptstadt blos um ihr ein schließliches Lebewohl zu sagen. Wie Jacobo schreibt, können wir sie nächstens erwarten, denn sie wollen die Heimreise gemeinschaftlich machen.“

„Niemals könnte ich die Zärtlichkeit und Fürsorge vergessen, womit sie Mama pflegen und warten half. Wenn ihr — du und sie — die leiblichen Kinder meiner Mutter gewesen wäret, so hättet Ihr nicht größere Liebe gegen sie an den Tag legen können.“

Helfrid saß auf einem Schemel zu Stephana's Füßen und lehnte ihr Haupt an das Knie der Freundin, während sie ihr zugleich die Hand streichelte.

„Ach, Helfrid, sprich nicht davon — glaube mir, wir folgten nur dem Rufe unsers Herzens.“

„Aber, Stephana, du ahnst vielleicht nicht, in welcher großen Schuld wir zu Elin stehen. Wie vielen Grund

hat sie, uns nicht zu lieben, und dennoch vergaß sie der Sterbenden gegenüber alles erlittene Unrecht vollkommen."

„Dann hat Elin es also in deinen Augen gut gemacht, daß sie von geringer Geburt ist?"

„Wie wäre es möglich, daran zu denken, wenn man sie Beweise von so großer Herzensgüte geben sieht. Allerdings wünschte ich, daß sie aus einer angesehenen Familie stammte, denn dann wären die unnatürlichen Verhältnisse zwischen uns, welche jetzt noch bestehen, niemals entstanden, aber nimmermehr kann ich ihr wirklich edles Benehmen gegen Mama oder ihre Menschenwürde deshalb vergessen, weil sie nicht von Adel ist."

„Ich sehne mich, Jacobo wiederzusehen", sagte Stephana nach einer Pause. „Es sind nun über drei Monate, seitdem er fort ist."

„Ja, Herr Lange reiste ab, ehe Mama uns verließ. War es eine wichtige Angelegenheit, die ihn zu dieser Reise nöthigte?"

„Gewissermaßen, ja. Er reiste nach England, um seine Ruhe wiederzufinden."

Stephana fühlte, daß Helfrid eine Bewegung machte.

„Seine Ruhe?" wiederholte sie.

„Jacobo hat ein junges Mädchen in England geliebt, oder liebt sie vielmehr noch. Schon vor fünf Jahren, während ihre Aeltern in Barthen wohnten, wurden sie miteinander verlobt. Elise Jonker war damals achtzehn Jahre, ein reizendes, einnehmendes Kind, nicht gerade schön, aber unbeschreiblich liebenswürdig. — Sie ist mit Jacobo verwandt; und als er während der Zeit, wo er in Barthen arbeitete, bei ihrer Mutter wohnte, war es ganz natürlich, daß eine warme, jugendfrische Liebe zwischen ihnen entstand. Sie verlobten sich also miteinander. Elise und ihre Mutter, die in sehr beschränkten ökonomischen Verhältnissen lebten, erhielten einen Brief aus England, worin der dort wohnende Bruder der Frau Jonker sie aufforderte, zu ihm zu kommen. Er

war reich und unvermählt. Jacobo und Elise waren seit einem Jahre verlobt, als sie auf diese Weise getrennt wurden, nachdem sie sich wechselseitig das Versprechen gegeben, einander treu zu bleiben, bis Jacobo durch seine Arbeit sich eine unabhängige Stellung geschaffen hätte und nach England kommen könnte, um seine Braut zu holen. Jacobo arbeitete nicht — nein, dies wäre zu wenig gesagt — er strengte jede Faser seines Herzens, jeden Gedanken seiner Seele an und benutzte jede Minute seines Lebens, um das Ziel zu erreichen, welches er sich gesteckt, nämlich bald seine Braut heimführen zu können. — Nach drei Jahren der Sklaverei und des Kampfes hatte er das Ziel erreicht. Er war Besitzer eines hinreichenden Kapitals, um mir hierher folgen und sich als Fabrikant etabliren zu können. — Elisens Briefe waren während des letzten Halbjahres ausgeblieben, und einer, welcher, kurz vor unserer Abreise aus Amerika, von der Mutter eintraf, war durch seinen Inhalt geeignet, viele Unruhe in Jacobo's Gemüth zu erwecken, denn es ging daraus deutlich hervor, daß Elise im Begriff stand, ihrem Wort untreu zu werden. Bei unserer Rückkunft nach England war Elise mit ihrem Onkel nach dem Continent gereist und Jacobo erhielt die schmerzliche Mittheilung, daß Elise mit einem reichen Kaufmann verlobt sei und zwar ohne vorher mit Jacobo gebrochen, oder ihm auch nur mit einer einzigen Zeile gemeldet zu haben, daß sie ihr Wort verrathen. Ja, er besaß sogar noch ihren Verlobungsring. — Ohne der Mutter ein einziges anklagendes Wort zu sagen, verließ er mit mir England, man kann sagen, mit einer unheilbaren Wunde in seinem redlichen, treuen Herzen."

„Und nun ist er wieder hingereist, um sie zu bewegen, ihrem ihm gegebenen Versprechen treu zu bleiben?" fragte Helfrid mit etwas unsicherer Stimme.

„Nein, Helfrid, so ist mein edler Jacobo nicht. Das Weib, welches mit ihm gespielt, hat nichts von ihm zu

hoffen, selbst wenn sie ihn auf den Knien um Verzeihung bäte; aber Jacobo hat von ganzer Seele geliebt und besitzt einen gewissen Eigensinn in seinen Gefühlen, welcher macht, daß er noch die Erinnerung an jenes reizende Kind liebt, welches ihm so oft liebevoll zugelächelt und dessen Lippen ihm so manche und warme Versicherung gegeben. Der bezaubernde entschwundene Traum kehrt unaufhörlich zurück, und diesen will er nun dadurch los zu werden suchen, daß er sie so sieht wie sie jetzt ist, und aus ihrem eigenen Munde hört, daß sie ihren Eid gebrochen und daß ihre Liebe nur ein Spiel gewesen. In England erzählte man, sie sei während der drei Jahre, wo Jacobo und sie getrennt waren, noch einmal verlobt gewesen, habe aber dieses Verhältniß um dessen willen gelöst, welches sie jetzt eingegangen. Hat sie wirklich ein solches Gaukelspiel mit den Gefühlen anderer getrieben, so ist sie ein verächtliches Wesen und Jacobo kann nicht mehr eine Person lieben, die er verachten muß. Hat sie dagegen einem drängenden Umstande nachgegeben, so wird er mit Mitleid an sie denken; in beiden Fällen aber war es für seine Ruhe nothwendig, sie zu sehen und zu sprechen, nachdem alles zwischen ihnen zu Ende ist, um durch diesen letzten Eindruck das Gefährliche und Liebenswürdige zu verwischen, was bisjetzt vor seiner Erinnerung gestanden hat und dem seine Phantasie unaufhörlich Nahrung gab."

„Aber wird das Wiedersehen seine Liebe nicht eher anfachen als dämpfen?"

„Nein, wenn er die Wahrheit klar vor Augen sieht und nicht mehr zu zweifeln braucht, dann wird er auch mit seinem eigenen Willen sich von Gefühlen losreißen, die er misbilligen muß, denn niemals wird Jacobo sie überreden, das Wort, das sie nun gegeben, zu brechen, und selbst wenn sie es wollte, würde er es nicht erlauben. Sie würde dadurch in seiner Achtung nur noch tiefer sinken."

„Ist dies seine erste und einzige Neigung?“

„Ja, es ist seine erste wirklich tiefe und ernste Zuneigung. — Wohl gab es eine Zeit, wo er sich mit der Lebhaftigkeit des Jünglings dem Gefühl hingab, welches ich in ihm erweckte, und wo er einen kurzen Traum von Glück an meiner Seite träumte, aber es war eine jugendliche Illusion, welche sich in eine tiefe, unauflösliche Freundschaft verwandelte.“

„Wie ist es möglich zu lieben, nachdem man einmal dich recht kennen gelernt hat?“

„Das geht sehr leicht, wenn man die Liebe in Freundschaft verwandelt. Jacobo's Gefühl für mich hätte übrigens nie etwas anderes werden können als lebhaftes Interesse, denn die Umstände machten es zu dem, was es jetzt ist und für immer bleiben muß.“

Hier ward das Gespräch durch Eklund unterbrochen, welcher eintrat und meldete, daß die Gräfin, der Lord und Herr Lange soeben angelangt seien.

Einen Augenblick darauf trat Elin ein. Sie war, wie alle Bewohner von Kungsborg, schwarz gekleidet.

Sie umarmte Stephana und Helfrid und rief lachend:

„Was denkt Ihr von Lord Charter, diesem räthselhaften Menschen, der bei meiner Ankunft in Stockholm schon vor mir da war, obschon ich ihn hier in Kungsborg zurückließ. Aber es kommt noch besser! Als ich hier die Allee herauffahre, wer glauben Sie wol, wer plötzlich an mir vorbeirasselte und mich überholte? Abermals Mylord. Gleichwol hatte ich die Vorsicht gebraucht, ihm von meiner Abreise aus der Hauptstadt nichts zu sagen, um nicht von ihm escortirt zu werden.“

„Meine Gnädige“, sagte der Lord, der in diesem Augenblick ebenfalls eintrat, „hätten Sie wirklich gewünscht, daß ich in Unkenntniß von Ihrer Abreise bleiben möchte, so hätten sie auch Mamsell Weißhaupt nichts davon sagen sollen, als Sie von ihr Abschied nahmen.“

Der Lord begrüßte lächelnd Stephana und Helfrid.

„Gesteht", rief Elin und warf sich in einen Sessel, „daß ich mehr als beklagenswerth bin, einen englischen Lord zum lebenslänglichen Schatten zu haben."

„Gräfin, das denken Sie nicht — weshalb sagen Sie das im Widerspruch mit Ihren eigenen Gedanken?"

„Sind Sie schon wieder in vollem Kampfe begriffen?" rief Stephana lachend. „Elin hat uns andere kaum erst begrüßen und noch viel weniger Mamsell Weißhaupt's Abschiedsgruß ausrichten können, denn ich vermuthe, daß sie uns einen solchen sendet —"

„Einen!" unterbrach sie der Lord und setzte sich bequem in eine Sofaecke. „Nein, geehrte Frau, sie schickte ein ganzes Dutzend der pathetischsten deutschen Herzensergießungen über Ihre Liebenswürdigkeit, Schönheit und Anmuth, von welchem allen sie mit Thränen in den Augen sprach. Die Schilderung ihrer Sehnsucht nach Ihnen und des Schmerzes über die Trennung von Ihnen will ich hier nicht wiederzugeben versuchen. Da sie mit der in Deutschland allgemein herrschenden Krankheit, der Schreibsucht, behaftet ist, so können Sie darauf rechnen, in ihrem nächsten Roman die Hauptrolle zu spielen. Alles dies vergaß die Gräfin Ihnen zu sagen, und zwar vor lauter Freude darüber, mich hier zu finden."

„Freude!" wiederholte Elin.

„Wir wollen uns nicht um Worte streiten, Gräfin — wir verstehen einander. Sehen Sie, da kommt Ihr Ritter während der Heimreise. Bei meiner Ehre, man könnte sich versucht fühlen, Master Lange für einen Engländer zu halten."

„Und warum?"

„Weil er sich benimmt wie ein wirklicher Gentleman und nicht wie ein Yankee."

Jacobo begrüßte Stephana mit freundlicher Herzlichkeit, dann ging er auf Helfrid zu. Sein ganzes Antlitz drückte die innigste Theilnahme aus, und als er ihre Hand ergriff, sagte er:

„Brauche ich Ihnen zu sagen, Fräulein Helfrid, wie tief und innig ich an Ihrem Kummer theilgenommen habe? Sie fühlen und wissen, daß er mir ebenso zu Herzen gegangen ist, als wenn es mein eigener gewesen wäre.“

„Aber dennoch reisten Sie von hier ab, gerade als meine Mutter den letzten bittern Kampf kämpfte, und —“

Helfrid stockte.

„Und ich wußte, wie sehr Sie eines theilnehmenden Wortes bedürfen würden, wollen Sie sagen.“

„Ja.“

„Ach, ich kannte den Schmerz zu gut, um nicht zu wissen, daß jede Bemühung, zu trösten, in den ersten Augenblicken, wo wir davon betroffen werden, die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt. Meine Ergebenheit gegen Sie wäre übel verstanden, wenn sie der Worte bedürfte, um ihre Theilnahme auszudrücken. Ich hatte ja nicht das Recht, Ihren Kummer zu theilen, und ihn zu sehen und nicht wie ein Bruder Ihnen zur Seite stehen zu dürfen, erschien mir noch härter, als von Ihnen geschieden zu sein. Ich reiste mit der Ueberzeugung, Sie wüßten, daß nahe oder fern meine Gedanken bei Ihnen weilten.“

„Das that ich auch; überdies hörte ich auch, daß ein mächtiges Interesse Sie nach England zog.“

„Ein mächtiges?“ wiederholte Jacobo mit einem wehmüthigen Ausdruck in seiner Stimme. „Nein, ich kann mich nicht einmal rühmen, daß dieses Interesse ein mächtiges war. Es war eine Schwäche, Fräulein Helfrid, und folglich nichts, was meine Abreise entschuldigen könnte, im Fall ich geglaubt hätte, daß meine Nähe Ihnen zum Trost gereichen könnte. Glauben Sie mir, hätte ich gewußt, daß ich Ihren Schmerz zu lindern vermocht, so wäre kein persönliches Interesse meinerseits im Stande gewesen, mich von hier zu entfernen. Ich wußte aber, daß meine Nähe oder meine Abwesenheit an Ihrem

Schmerze nichts ändern würde. Ueberdies war auch Stephana an Ihrer Seite, und wo diese ist, da gibt es auch wahren Trost. Meine Gedanken sind unaufhörlich hier gewesen. Als ich Sie wiedersah, war es mir, als sähe ich einen Theil von meiner Seele wieder, den ich während der Reise vermißt."

Helfrid erröthete bei diesen Worten, aber Jacobo setzte mit jener unnachahmlichen Ruhe, in deren Folge selbst die wärmsten Versicherungen von seiner Seite etwas rein Freundschaftliches erhielten, was jeden Gedanken, daß sie von einem wärmern Gefühl ausgingen, verbannte, hinzu:

„Sie haben mich daran gewöhnt, Sie wie eine jüngere Schwester zu betrachten, in deren spiegelklarem Innern ich jeden reinen und edeln Gedanken, den ich gedacht, wiederzufinden liebe. Sie sind ein Kind, Fräulein Helfrid, in dessen unerfahrenem und unschuldigem Herzen ich die glückliche und schöne Zeit zu sehen glaube, welche wir, Stephana und ich, hinter uns gelassen haben, und Sie wecken in mir die Erinnerung an die goldenen Tage meiner ersten Jugend, wo Leiden und Kummer etwas Unbekanntes waren."

„Sind diese denn auch mir unbekannt?"

„Ja; die Leiden, welche aus falscher Beurtheilung des Lebens und der Menschen, aus zerronnenen Illusionen und einer bittern Erfahrung hervorgehen, sind Ihnen fremd; mir aber haben dieselben, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Jugend meiner Seele geraubt."

„Aber davon bemerkt man nichts, wenn man Sie mit glühender Wärme von der Entwickelung und dem Fortschritt des Menschengeschlechts sprechen hört, denn dann sind Sie an Seele noch ebenso jung als an Jahren."

„Ja, ich bin dies in allem, nur nicht in dem Glauben an die Träume des Lebens. Ich gehöre nicht zu denen, welche deshalb, weil sie unglücklich sind, Menschen=

feinde werden. Nein, das Leben hat noch großen Werth für mich, ich umfasse die Menschen noch mit demselben Interesse, ich denke im allgemeinen wie Rückert sagt:

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

Und ich liebe das Leben wie der, der es in seiner wirklichen Gestalt kennt, ohne davon alle jene überspannten Begriffe zu haben, welche Sie in Ihrem Alter noch besitzen."

„Ihre Reise scheint Sie nicht gut gestimmt zu haben", sagte Helfrid und betrachtete Jacobo's bleiches bekümmertes Antlitz.

„Im Gegentheil, ich gleiche einem Patienten, der eine schwere Operation durchgemacht hat und nun wiederhergestellt ist. Wenn er auch danach nicht wieder zu Kräften kommt, so ist er doch curirt."

„Vollkommen?" fragte Helfrid.

„Ja, vollkommen. Ich habe nur noch die Erinnerung an den Schmerz, aber nicht mehr den Schmerz selbst. Es bleibt nun weiter nichts zu thun übrig, als einen neuen Grund zu legen, um mein Glück wieder aufzubauen, aber diesmal will ich es nicht auf lockern Sand thun."

In diesem Augenblick fiel sein Auge auf Stephana.

Helfrid folgte der Richtung seines Blickes und sagte: „Wer seine Hoffnung auf diese setzt, der bauet nicht auf Sand."

„Nein, bei Gott", entgegnete Jacobo und seine Augen gaben die wärmste Anhänglichkeit zu erkennen, „der hat auf einen Felsen gebaut. An ihrer Seite wandeln Liebe und Treue. Der Besitz ihres Herzens würde eine ganze Welt aufwiegen."

Helfrid unterdrückte einen Seufzer und verließ ihn.

Am Abend, als die Gesellschaft auseinander gegangen war, saßen Stephana und Jacobo noch allein im Salon.

„Ich brauche dich wol kaum erst zu fragen, ob du geheilt bist — ich sah es auf den ersten Blick", sagte Stephana und fuhr ihm mit der Hand über die Stirn. „Sie ist also treulos?"

„Ja, und zwar im innersten Herzen", antwortete Jacobo langsam. „Es gab keinen drängenden Grund, nichts, was sie gezwungen hätte, so zu handeln, wie sie gethan. Im Gegentheil, ihre Mutter, ihr Onkel, alle suchten sie zu überreden, ihrem mir gegebenen Versprechen treu zu bleiben; getrieben aber von dem Wunsche, durch eine Heirath in eine glänzendere Lebensstellung zu kommen, verlobte sie sich erst mit einem jungen Engländer, der für sehr reich galt. Als jedoch kurz darauf sein Vater starb und sich nun ergab, daß kein Vermögen da war, brach sie mit ihm und ging das Verhältniß zu dem Manne ein, mit welchem sie sich nun vermählen wird."

„Hat sie dir dies selbst gesagt?"

„Ja, das hat sie, obschon mit andern Worten. Sie folgert so: «Ohne Reichthum kann ich mir kein Glück denken und ich bin nicht im Stande, blos durch die Liebe glücklich zu sein. Meine Seele dürstet danach, die Freuden des Lebens zu genießen, und ich bin nicht fähig zu Entbehrungen.» Dies sind ihre eigenen Worte. Sie versicherte mir, daß sie unsere Liebe niemals als etwas anderes betrachtet habe denn als eine Kinderei, ein Spiel. Sie habe übrigens geglaubt, auch ich würde so verständig sein und eine vortheilhafte Partie zu machen suchen. «Was ist die Liebe, bester Jacobo», sagte sie, «anderes als die letzte unserer Kinderfreuden. Wir überlassen uns ihren Annehmlichkeiten, bis der Verstand gereift ist; sobald aber dieser ein klares Bild vom Leben erhalten hat, dann werfen wir diesen letzten Rest unserer Kindheit von uns.» Du siehst wol ein, daß die Elise, welche so

sprach, ganz geeignet war, die Erinnerung an die, welche ich einmal geliebt, zu vertilgen. Sie riß auch die letzte Erinnerung an meinen entschwundenen Jugendtraum aus meinem Herzen und ich schleuderte weit von mir die Schwäche, welche mich in der Vergangenheit gefesselt, und welche mir jetzt, wo sie sich mir in ihrer wahren Gestalt zeigte, verhaßt erschien."

„Dann bist du also vollständig geheilt?"

„Ja, vollständig."

„Und dein Herz wird wieder —"

„Wieder zur Thätigkeit zurückkehren. Meine Seele wird mit ihrer ganzen frühern Energie die Arbeit umfassen und sich derselben widmen. Ich machte auch eine Reise durch alle Fabrikstädte Englands, besah alle Manufacturen und bereicherte auf diese Weise mein Wissen mit neuen Ideen und meine Seele mit neuen Interessen."

„Und neuen Lebenshoffnungen."

„Ja, aber sie beruhen auf keinem Weibe."

„Darüber werden wir ein andermal sprechen."

Jacobo erhob sich, um Stephana gute Nacht zu sagen.

„Ich habe den Grafen noch nicht gesehen", setzte er hinzu; „hat er Kungsborg verlassen?"

„Nein, er ist verreist, um den Kauf der alten Runa'schen Besitzung abzuschließen, die er nach dem Testament des Grafen Runa zu kaufen suchen soll, um dort in dem ehemaligen Grafenschloß eine Fabrik einzurichten. Seine Anwesenheit ist bei diesem Geschäft wahrscheinlich nothwendig gewesen."

„Nun, was meinte er zu Graf Runa's Testament?" fragte Jacobo lächelnd.

„Ach, Jacobo, was ihm vor drei Jahren wie ein Schimpf vorgekommen wäre, dies betrachtet er jetzt mit ganz andern Augen. Derselbe Hermann Romarhjerta, der es in seiner ersten Jugend für eine Schande gehalten hätte, wenn er genöthigt gewesen wäre, durch materielle Arbeit etwas zu erwerben, erfaßt jetzt mit Interesse und

Wärme die Idee, welche in dem Testament ausgesprochen ist, nämlich daß das Vermögen zu industriellen Unternehmungen verwendet werden soll. Er sieht ein, daß die getrennten Standesinteressen das größte Hinderniß für den Wohlstand einer Nation sind, und daß, wenn man will, daß eine Nation auf der Bahn der Civilisation und der Cultur vorwärts schreite, die Interessen, von den höchsten bis zu den niedrigsten, gemeinsam sein müssen. Ebenso hat er auch nun vollkommen klar begriffen, daß die Arbeit niemals erniedrigt, sondern daß sie es ist, welche den Staat aufrecht erhält, und daß ein Staat in materieller und geistiger Beziehung nur steigen kann, wenn jedes seiner Mitglieder sich durch Tüchtigkeit zu veredeln sucht."

„Und du glaubst, daß er sich nun in allen Dingen als ein Mann von Ehre und Herz zeigen werde?"

„Ja, Jacobo, daran glaube ich so fest, daß ich sterben würde, wenn ich mich getäuscht hätte. Gute Nacht, mein Freund!"

Sie reichte ihm die Hand und sie schieden.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Einige Tage später waren alle im großen Salon versammelt. Jacobo hatte mit besonderm Interesse über die amerikanische Selbständigkeit gesprochen und davon war man auf die aristokratischen Principien übergegangen.

„Es ist unmöglich zu bestreiten, daß in der Grundidee des Adels ein erhabener Gedanke liegt", sagte Helfrid, „denn sie stützt sich auf das Bemühen, den Menschen zu veredeln. Wenn wir annehmen, daß die geistigen Eigenschaften durch Gewohnheiten veredelt werden und eine höhere Entwickelung gewinnen, dann ist ja das Princip des Adelstandes wahr und richtig."

„Ja, wenn durch den Adel die höhern und edlern Eigenschaften der Seele geübt würden", sagte Jacobo; „der Fehler liegt aber eben darin, daß es das rein Egoistische ist, was bei ihm von den ersten Jugendjahren an genährt wird. Eine hohe Meinung vom eigenen Werthe, ein thörichter Stolz auf einen geerbten Titel, große Ansprüche auf Vorzüge im allgemeinen und im Privatleben, sowie ein höherer Grad von Geringschätzung gegen die, welche tiefer stehen — sehen Sie, das sind die Eigenschaften, welche bei dem Adelstande geübt wer-

den. Der, welcher durch eigene Mühe und Arbeit sich Unabhängigkeit und Selbständigkeit verschafft hat, wird von dem vornehmen Müßiggänger über die Achsel angesehen. Erinnern Sie sich, Fräulein Helfrid, wie Sie von Ihrer Kindheit an gewohnt waren, mit einer gewissen Verachtung alle solche Personen zu benennen, die sich aus dem Nichts zu einer Stellung im Leben emporgearbeitet hatten."

„Ja", fiel Elin ein, „erinnern Sie sich nur, wie man den Kapitän Martenson stets nur den Emporkömmling nannte, und gleichwol, wie viel Männer hast du wol gekannt, die einen in jeder Beziehung so redlichen und achtungswerthen Charakter besaßen? Verdiente er nicht, als ein Mann betrachtet zu werden, dem ein jeder seine Achtung schenken mußte?"

„Das thaten ja aber auch alle", antwortete Helfrid in einem Tone, welcher verrieth, daß sie dieses Thema peinlich fand.

„Nein, du irrst dich; nicht sein Charakter, sondern sein Geld war es, dem man Achtung schenkte. Vor diesem beugt sich selbst der Stolzeste. Dies hinderte aber nicht, daß derselbe Mann, der dem höhern Adel angehörte, seine Ehre und seine Gemüthsruhe mit Füßen trat."

Elin hatte mit einem Ausdruck von Strenge gesprochen, der ihre Stimme scharf machte.

Stephana wechselte die Farbe.

Hermann's Stirn umwölkte sich.

Jacobo gab dem Gespräch eine andere Wendung, indem er es wieder auf das Gebiet des Allgemeinen zurückführte.

„Gräfin", fiel plötzlich Lord Charter ein, welcher still dagesessen und in einem Buche geblättert hatte, „war das nicht ein Verwandter von Ihrer Mistreß Martenson?"

„Allerdings, Mylord."

„Sie war eine sehr schöne Dame. Schade, daß sie so jung starb.“

Der Lord war ein Mann von sechs- bis siebenunddreißig Jahren, von echt angelsächsischem Typus, und ein in jeder Beziehung schöner Mann — lang, schlank und steif, wie es einem Engländer zukommt.

Durch und durch Gentleman, aber von verschlossenem, eigensinnigem Gemüth, hatte er auch einen bedeutenden Anstrich von jener Manie, die man bei Engländern so häufig antrifft. Ebenso wie einer seiner Landsleute hätte er zehn Jahre lang auf einer Stelle sitzen und einen baufälligen Kirchthurm anstieren können, wenn er sich einmal vorgenommen gehabt hätte, ihn einstürzen zu sehen.

Etwas Aehnliches war es, was ihn nach Kungsborg geführt hatte und ihn bewog, hier zu verweilen, ohne weder selbst großes Wesen von sich zu machen oder zu wünschen, daß andere es thäten.

Er wartete — worauf, das werden wir bald sehen.

Stephana schlug vor, ein wenig zu musiciren, und während Helfrid und Jacobo sich in einem Duett versuchten, näherte Hermann sich dem Lord Charter und sagte:

„Sie sind also, Mylord, mit Frau Martenson zusammengetroffen — wie und wann?“

„Es war in demselben Jahre, wo ich die Gräfin zum ersten male sah, das heißt vor elf Jahren. Ich hielt mich damals in Pisa auf und machte dort Bekanntschaft mit Master und Mistreß Martenson. Sie war sehr krank und starb, während wir noch in Pisa waren.“

„Woran starb sie?“

„Aus Gram, möchte ich sagen, denn sie sah aus wie ein Bild des schwersten Kummers.“

„Frau Martenson starb an der Lungenschwindsucht“, sagte Elin, welche hinter Hermann saß.

Als der Graf sich dem Lord näherte, hatte Elin auf der andern Seite des Zimmers gesessen, und er hatte nicht bemerkt, daß sie ihren Platz verlassen hatte.

„Sie haben recht, Gräfin; sie starb an der Lungenschwindsucht, die Lungenschwindsucht aber war eine Folge des Grams", sagte der Lord ohne von dem Buch aufzusehen, in welchem er blätterte.

„Woher wissen Sie, Mylord, daß ihre Krankheit durch Gram herbeigeführt worden?" fragte Elin die Stirn runzelnd.

„Daher, weil alle unglücklich liebenden, unglücklich vermählten und von ihren Liebhabern verlassenen Frauen die Lungenschwindsucht bekommen. Noch niemals ist jemand, der sich eines gesunden Gemüthszustandes erfreut, mit dieser Krankheit behaftet gewesen. Sie, Gräfin, bekommen diese abscheuliche Krankheit sicherlich nicht."

„So? — Woher wissen Sie das?"

„Weil Sie viel zu launenhaft sind, als daß Sie jemals in eine solche Schwäche, wie ein unheilbarer Kummer ist, verfallen könnten."

Hermann hatte sich entfernt und Elin setzte sich auf das Sofa neben den Lord.

„Also, ich bin launenhaft."

„Ungeheuer!"

„Mylord, Sie sind nicht sehr artig."

„Gräfin, das habe ich schon seit zehn Jahren gesagt."

„Und dennoch bessern Sie sich nicht."

„Ich mache es wie Sie — ich bleibe mir gleich."

Der Lord sah Elin mit einem Lächeln an, welches etwas Humoristisches hatte.

„Wenn ich aber so ungeheuer launenhaft bin, warum sind Sie dann mein Schatten?" fragte Elin, indem sie zerstreut mit einigen Blumen spielte.

„Mein Gott, weil ich Sie liebe! Das habe ich Ihnen ja schon seit zehn Jahren gesagt."

„Sie lieben ein launenhaftes Weib?“

„Ebendeshalb liebe ich Sie. Gleichzeitig sind Sie sehr kokett, ja, bis zu einem Grade, daß Sie mich wahnsinnig machen können.“

„Und dennoch lieben Sie mich?“

„Ja, gewiß, denn wären Sie nicht launenhaft, unbeständig und kokett, so peinigten Sie mich nicht; und peinigten Sie mich nicht, so hätte ich unerträgliche Langeweile und dann wäre es mir unmöglich, Sie zu lieben. Frauen dürfen, wenn Sie mir gefallen sollen, keine Engel sein und Pferde keine Lämmer.“

„Wie unzart, von Frauen und Pferden zu gleicher Zeit zu sprechen! Wissen Sie was, Mylord — ich verbiete Ihnen, in meiner Nähe zu verweilen.“

„Das können Sie immer thun, aber Ihnen zu gehorchen fällt mir nicht ein. Das wissen Sie ja.“

„Aber sagen Sie mir, warum verfolgen Sie mich?“

„Ich folge Ihnen blos, aber ich verfolge Sie nicht.“

„Warum aber?“

„Das wissen Sie auch. — Weil ich beschlossen habe, daß Sie Lady Charter werden sollen.“

„Wirklich? Dann können Sie sich darauf gefaßt machen, mir noch zehn Jahre nachzureisen.“

„Thut nichts, und wenn es zwanzig wären.“

„Sie sind unverbesserlich.“

„Gerade wie Sie, nur mit dem Unterschied, daß ich einem Vorsatz niemals untreu werde, Sie dagegen stets.“

„Eh bien, das ist mein Recht.“

„Und das meinige ist, auszuführen, was ich beschlossen habe.“

Der Lord klappte das Buch zu und griff mit der größten Ruhe von der Welt nach einem andern.

Elin betrachtete ihn halb lächelnd, halb verdrießlich.

„Ich kenne keinen Menschen, der mich so zum Zorne reizte wie Sie thun", hob Elin wieder an.

„Und ich niemand, der mich so peinigte wie Sie, Gräfin."

„Aber können Sie dann nicht lieber heimreisen nach Ihrem langweiligen England und mich von einem unaufhörlichen Aerger und sich selbst von einer Plage erlösen?"

„Das werde ich wol bleiben lassen, — die Plage suche ich ja eben."

„Aber ich suche keinen Aerger — diesen fügen Sie mir zu, ohne daß ich ihn haben will."

„Sie irren sich, Gräfin; Sie würden sich ebenso langweilen wie ich, wenn wir uns trennten."

„Zuletzt behaupten Sie vielleicht gar noch, ich sei verliebt in Sie."

„O nein, Sie können nicht lieben, ebenso wenig als Sie sich grämen können — dazu sind Sie viel zu flatterhaft."

„Ich kann mich nicht grämen?"

„Nun durchaus nicht, denn den einen Tag sind Sie in Thränen aufgelöst, verzweifelt und trostlos, den andern Tag ist der Kummer vergessen und die Freude wieder an dessen Stelle getreten. Aber gerade dieses Unbeständige in Ihrer Gemüthsart gefällt mir."

Während Lord Charter und Elin das Gespräch auf diese Weise fortsetzten, hatte Hermann neben Stephana Platz genommen.

„Glauben Sie, geehrte Frau, daß eine Frau, welche einen Mann liebt, in einem Gespräch ganz ungescheut das für ihn empfindlichste und delicateste Thema berührt?" fragte er.

„Ich glaube, wenn sie dies thut, so geschieht es deshalb, weil sie fühlt, daß dieser Mann sich schwer vergangen hat."

„Da sind Sie nicht gerecht. Fanden Sie Elin's Benehmen zartfühlend?“

„Sie sprach eine Ueberzeugung aus; das war alles.“

„Ach, geehrte Frau, was würde ich nicht darum geben, wenn ich aus meinem vergangenen Leben eine einzige That hinwegtilgen könnte — und gerade von dieser verhaßten, schlechten That hat sie Kenntniß.“

Hermann fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

Stephana betrachtete ihn mit weichem Blick.

„Eine schlechte That, sagen Sie? Hätte Hermann Romarhjerta jemals eine solche begehen können?“

Hermann's Augen hefteten sich auf Stephana, während er sagte:

„Ja, geehrte Frau, dieser stolze Hermann Romarhjerta hat wirklich eine solche That begangen, und Sie wollen, daß er sich mit der einzigen Person, welche Mitwissenschaft davon hat, vereinige, um täglich vor ihr zu erröthen und stündlich das Bewußtsein zu haben, daß sie ihn verachtet.“

„Die Liebe vergißt und verzeiht“, flüsterte Stephana.

„Die Liebe?“

„Ja, oder glauben Sie, daß die Frau, welche von ihrer Kindheit an nur einen und denselben Mann geliebt hat, nicht alle seine Fehler vergißt und verzeiht?“

„Das Fehlerhafte liebt man nicht“, sagte Hermann ernst.

„Dann würden wir niemals lieben, denn etwas Vollkommenes gibt es nicht. Sie selbst, Graf, können Sie sagen, daß Sie jemals etwas geliebt haben, was nicht mangelhaft gewesen wäre?“

„Ich habe nur ein einziges mal geliebt und da —“

„Nun?“

„Sah ich keinen Fehler.“

„Aber Sie entdeckten deren später?“

„Bisjetzt habe ich dies noch nicht und sollte ich es später noch thun, so weiß ich doch, daß die Tugenden überwiegen.“

„So denkt Elin über Sie.“

„Elin und immer Elin! Sehen Sie sie doch an, wie sie dort sitzt und mit dem Lord plaudert — sieht sie wol aus, als ob sie eine unglückliche Liebe im Herzen trüge?“

„Darauf kann ich nicht antworten. Ich weiß blos, daß Elin Sie von ganzer Seele und mit jedem Schlage ihres Herzens geliebt hat und noch liebt.“

Stephana's Stimme bebte, ihr Antlitz hatte einen ganz wunderbaren Ausdruck und Thränen füllten ihre Augen.

„Elin lächelt, Sie weinen und führen ihre Vertheidigung. Um Ihretwillen würde ich —“

„Sie sind Elin Ihr Leben schuldig“, sagte Stephana ernst. „Dies will ich Ihnen dadurch beweisen, daß ich Ihnen erzähle, was sie gelitten hat.“

Einige Tage später hatte Elin Kopfweh und blieb auf ihrem Zimmer. Helfrid und Jane waren zu ihr gegangen um ihr vorzulesen.

Lord Charter ritt gleich nach Mittag nach Akersnäs, um den Rest des Tages bei Jacobo zuzubringen.

Nachdem Eklund die Lichter in dem Salon angezündet, trat Stephana hier ein und sagte, als der alte Diener fragte, wo der Thee servirt werden solle:

„Den übrigen Damen serviren Sie den Thee bei der Gräfin. Ich trinke ihn hier. Gehen Sie hinunter zu dem Grafen und bitten Sie ihn, heraufzukommen; ich wünsche ihn zu sprechen.“

„Es soll sogleich geschehen. Der Graf trinkt also den Thee auch hier?“

„Ja", antwortete Stephana und setzte sich auf ein Sofa, vor welchem ein Tisch mit einem Candelaber darauf stand.

Es dauerte nicht lange, so trat Hermann ein.

„Heute Abend habe ich beschlossen, daß Sie sich mit meiner Gesellschaft begnügen sollen, Herr Graf", sagte Stephana und reichte ihm die Hand ohne aufzustehen.

„Sie wissen ja, geehrte Frau, daß dies die Gesellschaft ist, welcher ich vor jeder andern den Vorzug gebe", antwortete der Graf, küßte die dargebotene Hand und setzte sich in einen Armsessel, der neben dem Sofa stand.

„Wissen Sie, weshalb ich Elin verlassen habe, um hier blos in Ihrer Gesellschaft zu sein?"

„Nein, ganz gewiß aber haben Sie einen vollwichtigen Grund dazu, denn ich weiß nur zu wohl, daß —"

„Daß — was?"

„Daß Ihr Gefühl Sie nicht hierher führt."

„Nehmen Sie sich in Acht, Graf — Sie verwickeln sich in Widersprüche. Bedenken Sie, daß Sie einmal behaupteten, wir Menschen handelten stets nach unserm Gefühl."

„Das ist auch wahr und ich bleibe bei dieser Behauptung auch jetzt noch stehen. Jetzt meinte ich mit dem Gefühl die Stimme des Herzens."

„Und dieser Stimme, glauben Sie, kann ich kein Gehör schenken?"

„Die Elemente, von welchen Sie beherrscht werden, sind Verstand und Herzensgüte. Jeden andern Einfluß verwerfen Sie und jedes andere Gefühl ersticken Sie."

„Herr Graf, wenn ich Ihnen einmal meine Geschichte erzählen wollte, so würden Sie sich selbst unrecht geben müssen. Ich bin durchaus nicht das Muster von Vollkommenheit, für welches Sie mich ansehen. Doch, warum spreche ich von mir! Es war ja etwas ganz anderes, was ich zum Thema unsers Gesprächs machen wollte. Ich möchte mir nämlich Ihre Aufmerk-

samkeit für eine Mittheilung erbitten, die ich Ihnen zu machen wünsche. Wollen Sie mich anhören?"

„Ja, geehrte Frau!" sagte Hermann, indem er Stephana mit beinahe kaltem Blick ansah.

Sie bemerkte recht wohl die Veränderung, welche in seinem Mienenspiel vorging, that aber, als ob sie nichts davon gewahrte.

„Vor einigen Abenden geriethen wir, Sie und ich, in einen Streit über Elin, aber ohne daß wir zu einem klaren Resultat über Ihre und Elin's zukünftige Stellung kamen. Gewiß ist, daß Sie niemals sie verstehen lernen werden, wenn Sie nicht klar einsehen, wie unglücklich sie gewesen ist. Ich bin aber vollkommen überzeugt, daß Sie keinen Augenblick zögern werden, ihr volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn Sie Kenntniß von den Leiden erhalten, die sie durchlebt, denn es gibt vieles, was Sie nicht ahnen, und was grausam erscheinen muß, wenn man bedenkt, wie jung und unerfahren sie in alle jene schiefe Verhältnisse geschleudert ward, welche ihr das Leben so verbitterten. Verzeihen Sie daher, daß ich in meiner Mittheilung Dinge wiederhole, die Sie schon wissen; es ist dies aber nothwendig, wenn ich Ihnen ein klares Bild von der Vergangenheit geben will. Versprechen Sie mir auch, meine Worte ohne ein Gefühl von Bitterkeit anzuhören. Vergessen Sie, daß es die Enkelin des Hammerschmieds ist, von der ich spreche, und bedenken Sie blos, daß ich nur das mitleiderregende Gemälde der Leiden eines Weibes vor Ihnen entrolle. Elin's Geschichte ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Miniaturbild von der Unbarmherzigkeit des Adels gegen das Volk. Auf der einen Seite sehen wir einen Mann von Geburt, der in seiner stolzen Verachtung der unter ihm stehenden Klassen ein Weib aus dem Volke die ganze Summe öffentlicher und geheimer Demüthigungen und Leiden durchmachen läßt, einzig und allein deshalb, weil er ihre Herkunft verachtet. Dies, Herr

Graf, hat in der aufgeklärten Zeit des neunzehnten Jahrhunderts stattgefunden."

Stephana reichte Hermann die Hand, indem sie hinzusetzte:

„Der übermüthige Hermann Romarhjerta ist es, der in meiner Geschichte die Hauptrolle spielt, nicht der wirkliche Edelmann, den ich kennen und hoch achten gelernt habe, der mich beinahe mit dem Adel ausgesöhnt und vieles vergessen gelehrt hat, wovon ich niemals geglaubt hätte, daß ich es vergessen könnte."

„Wenn ich Sie mit dem Adel ausgesöhnt habe, so haben Sie mich dagegen denselben gering achten gelehrt", antwortete Hermann mit bitterm Lächeln; „ja noch mehr, Sie haben mich meinen eigenen Uebermuth misbilligen und verachten gelehrt."

„Dann habe ich über Ihren schlimmern Menschen gesiegt und nur der bessere wird künftig der Lenker Ihrer Handlungen sein."

„Geehrte Frau, die Sonne schmelzt wol das Eis, aber in Feuer verwandelt sie dasselbe doch nicht. Gleichwol wollen Sie dies thun, wenn Sie von meinem verschwundenen Hochmuth hoffen, daß ein warmes und mächtiges Gefühl erwachen würde, welches im Stande wäre, die zerrissenen Bande wieder zu knüpfen. Ueberdies wissen Sie, welchen mächtigen Feind dieses Sieges Sie in meiner eigenen Brust haben? Wissen Sie, wie rebellisch mein Herz ist?"

„Ich weiß es, der Sir Edward aber, den ich mit Ihnen verglich, opferte für seine Pflicht die wärmsten Gefühle seines Herzens."

„Sir Edward hatte niemals Sie gesehen oder kennen gelernt."

„Lassen wir dies und kommen wir wieder auf Elin's Geschichte zurück. —

„Sie wissen vielleicht, daß sie, gleich nach der Verheirathung ihres Vaters mit Selma Fries, nach der

Hauptstadt in eine Pension geschickt worden war. Was Sie aber nicht wissen, ist, daß Elin zwei, alles andere absorbirende, Gefühle mit dahin nahm. Das eine war ihre an Abgötterei grenzende Liebe zu ihrem Vater, das andere eine kindliche, schwärmerische Bewunderung für den Grafen Hermann.

„Elin war mit vierzehn Jahren ein schweigsames, träumerisches Kind, verschlossen und unzugänglich, mit vor der Zeit gereifter Ueberlegungsgabe und dem Keim zu tiefen und heftigen Leidenschaften. Es war gleichsam als wenn die allzu schnelle Entwickelung ihrer Seele nachtheilig oder vielmehr entkräftend auf ihren Körper gewirkt hätte, denn ihr ganzes Aeußere war noch weit zurück und erhielt während des eingesperrten Pensionslebens auch keine passende Gelegenheit zu einer gesunden Förderung der Gesundheit und der Kräfte. Sie glich einem Topfgewächs, dessen Stamm in die Höhe treibt, dessen Blätter aber klein und dünn bleiben, weil die Wurzel in einen zu engen Raum eingeschlossen ist.

„Wenn es aber Elin in der Pension an hinreichender Luft, Bewegung und Freiheit fehlte, so erhielt sie dagegen für ihre schon ohnehin frühreifen Gefühle und Gedanken eine um so gefährlichere Nahrung. Ihre Mitpensionärinnen versahen sie nämlich mit Romanlectüre, die ohne alle Kritik gewählt war, denn sie bestand in Contrebande, welche die Mädchen ohne Erlaubniß der Lehrerinnen einschmuggelten. Durch das Einsaugen all jenes Giftes, welches eine solche Lectüre in ein junges Herz träufelt, ward Elin's ursprüngliche kindische Bewunderung für den Grafen Hermann in einen Traum verwandelt, den sie in einen Roman auszuspinnen suchte. In ihrer Phantasie war Hermann der Held und die Rolle der Heldin spielte sie selbst.

„Während sie in der Schule arbeitete und über ihre Schreiberei oder ihren Stickrahmen gebückt saß, baute sie einen Roman nach dem andern auf, welche sich alle

darum drehten, daß sie und der Graf in einigen Jahren zusammentreffen würden. Dann war sie — so hoffte sie — schön, er verliebte sich sterblich in das reizende Mädchen u. s. w. u. s. w.

„Sie sehen ein, daß diese stille Träumerei, welche sie gänzlich in sich verschloß, ohne, wie die andern Mädchen, von ihrer kindlichen Phantasie zu sprechen, diesen kindischen Hang auf gefährliche Weise immer höher steigerte und zwar um so mehr, als sie sich einsam und von allen verlassen fühlte, denn der Vater erfreute sie nur höchst selten durch einige Zeilen.

„Sie beweinte den Verlust der Liebe ihres Vaters, während sie ungehindert ihren Phantasien hinsichtlich des Grafen nachhing.

„So vergingen zwei Jahre und mit sechzehn Jahren ward Elin's Herz völlig von einem Gefühl beherrscht, welches sie selbst bis zu etwas gesteigert, was einer Leidenschaft glich. Es war dies damals, als sie in Gesellschaft ihrer Stiefmutter mit Ihnen in Strömstad zusammentraf."

Stephana machte eine Pause. Sie lehnte sich in dem Sofa zurück und schloß eine Secunde lang die Augen, wie um einen heftigen innern Schmerz zu unterdrücken.

Hermann saß mit der Stirn auf die Hand gestützt.

Nach einer Pause hob Stephana wieder an:

„Sie wissen selbst, mit welcher heftigen Leidenschaft Sie Elin's Stiefmutter liebten und wie schwach diese gegen Sie war. Elin war noch zu jung, um sich von dem, was um sie herum vorging, oder der Beschaffenheit des Verhältnisses zwischen Selma und dem Grafen Rechenschaft geben zu können. Sie verstand und begriff weiter nichts, als daß Sie ihre Stiefmutter liebten.

„Wollte ich Ihnen erzählen, welche Qualen, stumm und ohne daß jemand es ahnte, in Elin's Brust tobten, so würden Sie innig das arme Kind beklagen, welches

aus Mangel an richtiger Leitung einer unzeitigen Neigung zum Opfer fiel. Man konnte sagen, daß die sechs Wochen, welche die Badezeit dauerte, eine ganze Ewigkeit unermeßlichen Leidens für das junge Herz in sich schlossen.

„Dieser Zustand war um so entsetzlicher, als er durch Elin's Phantasie noch immer höher gesteigert ward, denn sie hatte niemand, an den sie ihr Haupt lehnen und dem sie den Schmerz ihrer unerwiderten Liebe und ihrer Eifersucht anvertrauen konnte.

„Jeden Augenblick während dieser Zeit wiederholte sie bei sich selbst: «Er liebt sie; er weiß kaum, daß ich auf der Welt bin.» Dann drückte sie die Hände krampfhaft auf die Brust und hätte in Thränen zerschmelzen mögen. Sie fürchtete, daß jemand ihren Schmerz ahnen könnte, deshalb verschloß sie ihn in ihr Kindesherz.

„Endlich verließ man Strömstad und Elin kehrte in die Pension zurück, mit dem ersten Keim zu einem Seelenleiden, welches sie durch das ganze Leben begleiten sollte.

„Ihren einsamen Träumen innerhalb der Wände des Pensionszimmers überlassen, begann Elin aus ihrer unglücklichen Neigung einen neuen Roman zu machen, worin sie selbst wieder die Hauptrolle spielte.

„In ihrer Phantasie nahm sie an, daß Sie, der Sie, ihrem Dafürhalten nach, unglücklich in ihre Stiefmutter verliebt waren und folglich keine Hoffnung besaßen, in der Zukunft, wenn sie, Elin, schön wäre, für sie eine zärtliche Neigung fassen würden, welche Sie mit den Leiden aussöhnen könnte, die Sie aus Liebe zu Selma zu ertragen gehabt. Nicht einen Augenblick lang hatte Elin dem Gedanken Raum gegeben, daß ihre Stiefmutter Ihre Neigung theilte. Nein, sie hielt es für unmöglich, daß die Person, welche das Herz ihres Vaters besaß, sich an einen andern hängen könne. In Elin's Augen war der Vater ein so unerreichbares Ideal männlicher Vollkommenheit, daß nicht einmal Graf Hermann sich mit ihm messen konnte.

„Ein Jahr verging, dann holte die Stiefmutter Elin aus der Pension nach Hause. Kaum war Elin unter das Dach des Vaters getreten, so erschienen auch Sie daselbst. Einige Stunden Beisammensein mit der Stiefmutter gaben Elin die Ueberzeugung, daß die Gefühle des Grafen erwidert wurden, daß der Vater verrathen war und sie selbst ohne alle Hoffnung.

„Was sie am meisten marterte, war der Gedanke an ihren Vater. Ihr eigenes Leben, ihr ganzes Wohl — alles hätte sie darum geben mögen, um ihm den grausamen Schmerz zu ersparen, zu lieben und sich betrogen zu sehen.

„Gerade während Elin so gänzlich ihre eigene Qual vergaß und an die des Vaters dachte, trat dieser in ihr Zimmer und sagte ihr, sie möge sich wohl hüten, im Interesse ihrer Stiefmutter thätig zu sein, im Fall diese ihn zu hintergehen beabsichtigte. Er schloß die Unterredung mit den Worten:

„«Zuerst würde ich den Mann erschießen, der mich um mein Glück bestohlen, und mir dann selbst eine Kugel durch den Kopf jagen.»

„Mit diesen Worten verließ er das arme Kind, welches keineswegs im Stande war, in diesen verwickelten Verhältnissen einen klaren Weg zu sehen. Diese Liebe, schon vorher eine doppelte Pein für das junge Mädchen, ward nun ein Schreckbild, hinter welchem sie die blutigen Erscheinungen jener beiden Wesen sah, der einzigen, die sie liebte, und für welche sie ihr ganzes Leben und den letzten Tropfen ihres Blutes zu opfern bereit gewesen wäre.

„Aus Furcht vor den Folgen, womit der Vater gedroht, ließ Elin den Grafen und Selma keine Minute lang aus den Augen, und auf diese Weise erhaschte sie die Worte, welche gewechselt wurden, als man die Zusammenkunft im Pavillon verabredete.

„Als man sich getrennt hatte, ging sie zu Selma

aufs Zimmer, bat und drohte, um sie zu bewegen, ihr das Versprechen zu geben, daß sie ihr Verhältniß zu dem Grafen abbrechen wolle. Da Selma sich aber weigerte, so empfand Elin einen Augenblick lang ein solches Gefühl von Erbitterung, daß sie glaubte, lieber Selma das Leben nehmen zu können, als zu gestatten, daß das ihres Vaters und des Grafen bloßgestellt werde.

„Gerade in dem Augenblick, wo dieser verzweifelte Gedanke sich ihrer bemächtigte, kam sie auf den Einfall, sich an Sie zu wenden, Graf, und Sie womöglich zu überreden, das Haus ihres Vaters zu verlassen und ihre Stiefmutter niemals wiederzusehen. Sie wissen, wie dies gelang.“

Wieder machte Stephana eine Pause, und an dem Zittern ihrer Wimpern und Lippen konnte man sehen, daß diese Erzählung ihr große Ueberwindung kostete.

Hermann saß unbeweglich.

Als sie wieder anhob, war ihre Stimme ein wenig unsicher.

„Gezwungen — hauptsächlich durch ihre Furcht, daß durch eine Weigerung das wahre Verhältniß bloßgestellt werden könne — mußte Elin gegen seinen Willen sich dazu verstehen, die Gattin des Mannes zu werden, den sie gleichwol bis zum Fanatismus geliebt hatte.

„Es war ein entsetzlicher Augenblick, als der Vater über ihr Leben den Stab brach, und sie kam sich vor wie verurtheilt, als sie sich allein auf dem Platz sah, der sie so unglücklich gemacht. Mit Verzweiflung im Herzen warf sie einen Blick im Zimmer umher und der erste Gegenstand, der ihren Augen begegnete, war der unglückselige Brief, der über ihr Leben entschieden.

„Sie kannte nicht den Inhalt desselben, aber sie verstand, daß darin die Schande ihrer Stiefmutter geschrieben stand — die Schande, welche sie auf sich genommen. Sie liebte diesen Mann, der der Verführer ihrer Stiefmutter war, noch so von ganzer Seele, daß sie nicht

die Zeilen lesen wollte, welche Zeugen seiner Schuld waren.

„Dieser Eingebung der Liebe, — in deren Folge wir Frauen alles opfern, um den Mann zu schonen, den wir lieben — gehorchend, hielt sie den Brief an das Licht und vernichtete diese Zeilen, welche Gefühle, die niemals Form hätten gewinnen sollen, in Worte kleideten.“

Stephana holte einen tiefen Seufzer und setzte in ganz verändertem, leisem, beinahe bebendem Tone hinzu:

„Sie müssen Selma sehr geliebt haben, da Sie lieber sich selbst und das arme Mädchen opferten, als die verbrecherische Stiefmutter bloßstellten.“

Hermann hob die gesenkte Stirn langsam empor und sagte:

„Geehrte Frau, ich hatte einige Augenblicke vorher Elin bei meiner Ehre versprochen, mein Verhältniß zu Selma niemals zu verrathen. Uebrigens konnte ich wirklich, nach dem Vertrauen auf die Folgen meiner letzten Handlungsweise, nicht ein Verhältniß kund machen, welches Elin ihres Vaters beraubt und einen Fluch auf das Leben der Frau geworfen hätte, deren Fehler darin bestand, daß sie in ihrer Schwäche meiner ungestümen Leidenschaft nachgegeben.“

„Ihrer *ungestümen* Leidenschaft?“ wiederholte Stephana.

„Ja! Die Frau, welche ein Mann *wirklich* liebt, genießt seine Achtung in so hohem Grade, daß er sie niemals zum Opfer seiner Wünsche macht“, sagte Hermann mit tiefem Ernst.

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie Selma nicht liebten?“ fragte Stephana, während ihre Augen mit einem wunderbaren Ausdruck auf Hermann ruhten. Es lag darin etwas Unerklärliches, was zu erkennen gab, daß die Frage einen überaus empfindlichen Punkt in ihrem innersten Herzen berührte.

„Stephana“, flüsterte Hermann und ergriff ihre bei-

den Hände, die er mit beinahe schmerzlicher Heftigkeit an seine Lippen führte, „das Wesen, welches in meinem Herzen eine wirkliche Liebe erweckt, könnte ich niemals, nicht einmal durch meine Wünsche erniedrigen. Sie wissen das, nicht wahr?“

„Aber Sie glaubten doch, sie zu lieben, wie?“ fragte Stephana, indem sie ihre Hände in den seinen und ihre Blicke in seinen Augen ruhen ließ.

„Ja, es war eine heftige Leidenschaft, die mich hinriß, aber —“

„Fahren Sie fort, ich bitte Sie. Sie ahnen, welches Gewicht ich darauf lege, daß Sie ganz aufrichtig seien.“

„Wohlan, mein Gefühl für Selma war das, welches ein Edelmann für einen Gegenstand hegt, der unter ihm steht und den er nach seiner Ansicht nicht zu sich erheben kann. Ich hatte alle jene leichtsinnigen Ideen eingesogen, welche dem Kasernenleben und auch dem Stande, dem ich angehöre, eigen zu sein pflegen. Dies war der Grund, weshalb ich Selma als eine reizende, bezaubernde Frau betrachtete, die ich weder verschmähen wollte noch zu verschmähen brauchte. Selbst während meine Gefühle für sie am glühendsten waren, fiel es mir gleichwol niemals ein, mir sie als eine Person zu denken, an deren Seite ich durchs Leben zu wandeln wünschte, oder welche ich mich stolz und glücklich geschätzt haben würde, meine Gattin zu nennen.“

„Lag dies aber nicht darin, daß Sie ihre Stellung gering achteten? Wäre sie Ihresgleichen und frei gewesen, glauben Sie, daß auch dann Ihre Gefühle für Selma dieselben gewesen wären?“

„Meine Gefühle wären allerdings dieselben gewesen, wahrscheinlich aber hätte ich im Taumel der Leidenschaft, die ihre Schönheit entzündete, unsere Schicksale vereinigt, um beim Erwachen zu finden, daß ich mein ganzes Leben einem Trugbild geopfert.“

„Sind Sie noch von mehreren Frauen außer Selma so mächtig angezogen worden?“ fragte Stephana.

„Bis zu dem Tage, wo mein Herz ernstlich gefesselt ward, war ich noch nie von einem Weibe so hingerissen und bethört gewesen wie von ihr. Sie war die erste, größte und gewaltigste Verirrung meiner Jugend, obschon sie einem kurzen berauschenden Traum glich, welcher Verachtung, Bitterkeit und Kälte zurückließ.“

„Ich danke Ihnen, Graf, für Ihre Aufrichtigkeit“, sagte Stephana, indem sie ihre Hände nun aus denen Hermann's losmachte und ihre Erzählung wieder aufnahm:

„Die drei Wochen, welche von der Scene im Pavillon an bis zu Elin's Trauung vergingen, will ich nicht ausführlich schildern. Jeden Tag schleppte sich die von ihrem Vater verstoßene Elin zu seinen Füßen, um seine Verzeihung für einen Fehltritt zu erflehen, den sie niemals begangen, und jeden Tag ging sie unerhört wieder von ihm.

„Wäre Elin's Liebe zu ihrem Vater ruhig und still gewesen, so hätte sie ihr Schicksal besser ertragen können. Aber alle Gefühle in der Brust des armen Kindes streiften ans Extreme und ihre Liebe zu ihrem Vater war eine förmliche Leidenschaft. Sie glaubte, ohne seine Verzeihung nicht leben zu können.

„Das arme Kind! Es sollte sie niemals erhalten!

„Endlich brach der Tag an, der Elin zur Gattin des Grafen machen sollte. Allein in ihrem Zimmer, brachte sie die ersten Stunden im Gebet zu und that Gott ein heiliges Gelübde, ergeben, demüthig und fromm zu sein.

„Kein freundliches Wort, keinen Blick erhielt sie von ihrem Vater. Als sie das Brautkleid angelegt hatte, ließ der Vater des Grafen sich bei ihr anmelden. Zum ersten male wieder hörte sie sich von einer sanften und liebevollen Stimme anreden.

„Der alte Graf sagte ihr, er wisse alles — er wisse, daß sie das unschuldige Opfer für eine nicht von

ihr begangene Sünde sei. Er versprach ihr mit Rührung, ein Vater zu sein, und schloß sie an seine Brust mit der Versicherung, daß wenn auch sein Sohn seine ganze Schuld gegen sie noch nicht fühlte, er ihr doch stets mit Achtung und dereinst auch vielleicht mit Erkenntlichkeit begegnen werde.

„Wieder zeigte sich ein Hoffnungsstrahl in der Finsterniß, welche die siebzehnjährige Braut umgab, und sie trat vor den Priester mit der bangen, bebenden Hoffnung, wenigstens von ihm, der für sie alles war, und welchem sie sich opferte, einen Blick zu erhalten, welcher sagte: «Armes Kind, ich will dir eine Stütze sein, wenn ich dir auch nichts anderes sein kann.»

„Aber nein, er sah sie nicht einmal an, während sie bleich und zitternd neben ihm stand. Glauben Sie mir, es war ein grenzenlos bitterer Augenblick für Elin, und als der Priester «Amen!» sagte, war es ihr, als risse eine Saite ihres Herzens, so verlassen und bodenlos unglücklich fühlte sie sich!

„Gleichwol hatte sie nur den ersten Tropfen des bittern Kelches gekostet, den sie vom Schicksal verurtheilt war zu leeren. Bisjetzt hatte sie blos von der heimlichen Verachtung gelitten; eine Viertelstunde nach der Trauung ward sie auch von der öffentlichen getroffen. In dem Augenblick, wo Ihr Wagen, Herr Graf, fortrollte und Sie vor der Welt sagten: «Für die Frau, der ich gezwungen gewesen bin, meinen Namen zu geben, hege ich so große Geringschätzung, daß ich ihr nie etwas mehr geben werde», da war Elin's Kraft gebrochen und sie sank ohnmächtig am Fenster nieder.

„Es war ihr, als ob die Räder Ihres Wagens ihr über das Herz gegangen wären. Ach! wie vielmal hat sie gewünscht, niemals wieder zum Leben erwacht zu sein!"

Stephana machte wieder eine Pause. Es vergingen einige Minuten, während welcher nur der Pendelschlag

der Uhr das Schweigen unterbrach. Sie betrachtete aufmerksam Hermann, der mit dem Kopf zurückgelehnt ganz unbeweglich dasaß. An seiner bleichen Stirn sah man ihm an, daß Stephana's Erzählung einen tiefen und peinlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Der Diener, welcher den Thee hereinbrachte, unterbrach das Schweigen, und der Graf fuhr sich mit der Hand über die Stirn, indem er sagte:

„Sie besitzen eine seltsame Macht, durch Ihre Worte alle Saiten des Herzens zu berühren.“

„Wenn ich diese Macht wirklich besitze, so beruht sie darin, daß meine Worte aus dem Herzen kommen“, antwortete Stephana sanft.

Man trank den Thee schweigend. An Hermann's ganzer äußerer Erscheinung sah man deutlich, daß er unter dem Einfluß peinlicher Gefühle stand.

„Vielleicht soll ich meine Erzählung nicht weiter fortsetzen?“ sagte Stephana.

„Im Gegentheil, geehrte Frau; ich wünsche angelegentlich, sie zu Ende zu hören. Es ist allerdings eine harte Lection, die Sie mir jetzt geben, denn es gibt wol kaum etwas Bittereres, als einen andern die Handlungen darlegen zu hören, die man bei ruhiger Prüfung misbilligen muß. Ein solches Gemälde ist aber heilsam zu betrachten — denn dann erst lernt man die ganze Unvollkommenheit seines Charakters kennen.“

„Wohlan, dann fahre ich fort“, sagte Stephana.

„Als Elin wieder zur Besinnung kam, hatte man sie in ihr Zimmer geführt. Ueber sie gebeugt stand die Schwester ihres Vaters, welche die Frau eines sogenannten Nämdeman, oder zu den Sitzungen des Geschworenengerichts vereideten Bauers war.

„«Wie ist dir, Kind?» fragte sie und betrachtete ihre Nichte mit Thränen in den Augen.

„Elin fuhr sich mit den Händen an die Stirn. Sie hatte keinen klaren Begriff von dem, was geschehen, als

aber ihre Hand an den Brautkranz stieß, ward sie sofort an das erinnert, was vorgefallen war.

„«Tante», rief sie, «wo ist er? Habe ich geträumt, oder ist er wirklich fort?»

„«Liebes Kind, allerdings ist er fort», sagte die mitleidige Tante und streichelte mit ihrer rauhen, derben Hand Elin's herabgeneigtes Haupt. Diese hielt das Gesicht mit den Händen bedeckt. Weinen konnte sie nicht.

„«Aber er wird schon wiederkommen, liebes Kind», setzte die Alte tröstend hinzu.

„Elin's Vater trat in das Zimmer der Tochter. Mit einem kalten und strengen Ausdruck in seinen Zügen ging er auf sie zu. Nachdem er seiner Schwester befohlen, sich zu entfernen, sagte er:

„«Ein entehrtes Weib ist in den Augen dessen, der es entehrt hat, am verächtlichsten, und davon bist du der schlagendste Beweis. Dein Gatte verläßt dich eine Viertelstunde nach der Trauung, indem er dir diese Zeilen zum Abschied zuwirft. Lies!»

„Der Kapitän reichte seiner Tochter einen Brief. Ihre Hände zitterten, sodaß sie ihn kaum festzuhalten vermochte. Kein Laut kam über ihre Lippen.

„Als sie fortfuhr zu schweigen, sagte der Vater in noch strengerm Tone:

„«Lies, sag' ich — weißt du nicht, daß man mir gehorchen muß!»

„Elin heftete ihre Augen auf den Brief und las still die ersten Zeilen. Der Vater unterbrach sie:

„«O nein, du sollst laut lesen. Ich will es!»

„Mit undeutlicher zitternder Stimme las Elin:

„«Geehrte Frau!

„«Ich habe meine Pflicht gegen Ihren Vater erfüllt, indem ich Ihnen meinen Namen gegeben, das Einzige, womit ich meine Schuld gut machen kann, aber dies ist auch alles, was ich Ihnen bieten kann. Nun tragen Sie diesen Namen, suchen Sie ihn mit Ehren zu

tragen — dies stelle ich Ihnen anheim. Sie sehen wol selbst ein, daß wir einander niemals als Ehegatten betrachten können, daß Sie nicht meine Frau sind und daß ich nicht ihr Mann bin. Wir haben nichts weiter gemeinsam als den Namen und deshalb müssen auch unsere Lebenswege auseinander gehen, ohne sich je wieder zu kreuzen. Leben Sie wohl — ich reise ins Ausland. Soviel von mir abhängt, sollen Sie niemals zusammentreffen mit

Hermann Romarhjerta.»"

Stephana legte ihre Hand auf den Arm des Grafen und sagte in leisem Tone:

„Begreifen Sie, Graf, welchen Eindruck diese Zeilen auf das Herz der siebzehnjährigen Elin machen mußten? Begreifen Sie, daß der Schlag viel zu hart und viel zu schonungslos geführt ward, als daß sie ihn hätte ertragen können? Es war ihr, als wenn ihr ganzes Wesen aus einem einzigen unermeßlichen Schmerz bestünde.

„Eine lange Weile, nachdem sie den Brief gelesen, blieb sie unbeweglich sitzen. Der Ton der Stimme ihres Vaters machte sie schaudern. Sie klang so hart und unbeweglich, daß sie ihr vorkam wie ein scharfgeschliffenes Schwert.

Er sagte:

„«Du glaubst vielleicht, dein Vater werde einer Tochter verzeihen, welche sich so tief erniedrigt hat, daß nicht einmal ihr Verführer sie als würdig betrachtet, sein Weib zu sein, sondern ganz offen dadurch, daß er sie wenige Stunden nach der Vermählung verstößt, der Welt sagt: Ich bin gezwungen worden, dieses Mädchen zu ehelichen, aber sie ist in meiner Achtung so tief gesunken, daß ich ihr nicht den Platz einer Gattin an meiner Seite einräumen will. Begreifst du, Unglückliche, daß du auch mich entehrt hast und daß ich, mit noch größerm Rechte als er, dich verstoßen werde? Schon heute ziehst du nach Hillesta, deinem mütterlichen Erbtheile. Bleibe dort, reise oder thue was dir sonst beliebt, aber versuche nie

eher wieder die Schwelle deines Vaters zu betreten, als bis dein Gatte dir vor der Welt wenigstens den Schein seiner Achtung dadurch wiedergeschenkt hat, daß er als Ehemann mit dir zusammenlebt. Er hat sich öffentlich von dir losgesagt. Wohlan, ich thue dasselbe. Ich habe Befehl zum Anspannen gegeben und du wirst dich unverweilt von hier entfernen, während die Hochzeitsgäste noch da sind. Bedenke, daß ich ein Sohn des Volkes bin, mit noch höhern Begriffen von Ehre als irgendein Edelmann. Ich will nicht, daß man sage, Martenson habe sein Kind ungestraft mit seiner Ehre spielen lassen, oder er habe sich mit der Bezahlung eines gräflichen Namens begnügt, den man seiner Tochter hingeworfen. Ja, unglückliches Kind, man wird sagen, der Emporkömmling habe den Grafen erkauft, sich mit dir zu vermählen, um in die vornehme Familie zu kommen; aber ich werde der Welt beweisen, daß ich mich für viel zu gut halte, um mit dem ahnenstolzen Bettelvolk verwandt zu sein. Die verstoßene Gräfin Romarhjerta ist nicht mein Kind und darf in meinem Hause nicht verweilen.»

„Graf", setzte Stephana mit durchdringendem Ernst hinzu, „dies war Elin's über alles geliebter Vater, der auf diese Weise zu ihr sprach."

Hermann's Gesichtsmuskeln zuckten und er fuhr sich mit dem Tuch über die Stirn, indem er mit bewegter Stimme sagte:

„Und Selma, Selma ließ ihn die Tochter verstoßen, ohne sich ihm zu Füßen zu werfen und zu gestehen, daß Elin unschuldig war?"

„Selma liebte Sie", antwortete Stephana in sanftem Tone, „und sie opferte lieber alles, um nur nicht Sie seiner Wuth bloßzustellen."

Hermann senkte den Kopf in die Hand, sodaß sie die Augen bedeckte. Man konnte sehen, wie peinlich ihm diese Erinnerung war.

„Ich will", hob Stephana in wehmüthigem Tone

wieder an, „Ihnen die Schilderung des Auftritts ersparen, welcher folgte, als Elin, wahnsinnig vor Schmerz und Verzweiflung, sich ihrem Vater zu Füßen warf und um die Gnade bettelte, wenigstens unter seinem Dach bleiben zu dürfen. Aber es war alles vergebens. Er stieß sie mit Härte, ja beinahe mit Abscheu von sich, und eine halbe Stunde später rollte der Wagen fort nach Hillesta mit der von Gatten und Vater verstoßenen Elin, an deren Seite nur die herzensgute und einfache Bäuerin, ihre Tante, Mutter Greta, saß — die einzige, welche Mitleid mit dem armen Kinde fühlte.

„Als der Wagen in Hillesta halt machte, hatte Elin —"

Stephana schwieg. Sie war so bleich geworden, daß ihre Lippen ganz weiß waren.

Hermann blickte erschrocken auf und rief:

„Ist Ihnen unwohl, geehrte Frau?"

„Nein."

„Dann bitte ich, fahren Sie fort!" bat Hermann beinahe ebenso bleich als sie.

„Hatte Elin den Verstand verloren", sagte Stephana tonlos.

„Ha, das ist gräßlich!" rief Hermann und sprang auf.

Es trat ein Schweigen ein, während dessen er mit schnellen Schritten einigemal im Zimmer auf- und abging.

Endlich blieb er vor Stephana stehen und sagte:

„Wie ist es Ihnen möglich, gegen mich, den Urheber so entsetzlichen Elends, etwas anderes als Abscheu zu empfinden?"

„Graf Hermann, ich habe Sie nur beklagt", sagte Stephana mit bezaubernder Güte, indem sie ihm beide Hände reichte. „In Ihrem blinden Hochmuth verstanden Sie nicht, daß die Enkelin des Hammerschmieds ein ebenso zärtliches und gefühlvolles Herz besaß, das aus

ebenso feinen Fibern zusammengesetzt war wie das der reichen Grafentochter. Sie glaubten, wenn diese Menschen etwas bekämen, was ihrer Eitelkeit schmeichelte, das heißt, wenn sie ihnen Ihren Namen zuwürfen, so würden sie das Brandmal der Demüthigung und Verachtung nicht fühlen. Sehen Sie, Graf, zu den Grundsätzen, in welchen Sie erzogen worden, gehört auch die Meinung, daß wir, die wir aus dem Volke stammen, nicht Ihre Gefühle besitzen und folglich ganz nach Belieben behandelt werden können, ohne uns unangenehm berührt zu fühlen. Aus diesem Grunde haben viele aus Ihrem Stande die heiligsten und erhabensten Gefühle der untern Klassen mit Füßen getreten. Sollte ich Sie deshalb verabscheuen? Nein, Graf; es ist nicht das Individuum, sondern die ganze Klasse, die ich verabscheue. Das Princip des Egoismus, welches bei dem Edelmann zum Grunde liegt, missbillige und verachte ich. Daß Elin's Leben und Leiden nicht geeignet war, diese Verachtung zu mildern, ist leicht einzusehen, aber nicht einen einzigen Augenblick habe ich dieselbe speciell auf Sie übertragen. Die persönliche Bekanntschaft mit Ihnen hat mich übrigens die vielen edeln und erhabenen Eigenschaften schätzen gelernt, die Sie, wie ich gefunden habe, besitzen, während ich zugleich gewünscht habe, durch den Einfluß, den ich — wie ich schon bei unserm ersten Zusammentreffen bemerkte — auf Sie ausübte, Ihr besseres Ich zu bewegen, den egoistischen Hochmuth, der Sie früher beherrschte, vollständig abzustreifen. Ich wußte, Graf, daß, wenn ich Ihnen dereinst Elin's Unglücksgeschichte, ihr unverdientes und bitteres Leiden erzählte, ich Ihren Augen Thränen auspressen und Sie bewegen würde, mit Entsetzen all das Böse zu überdenken, was Sie ihr zugefügt haben."

„Sie haben mich richtig beurtheilt, geehrte Frau", sagte Hermann und führte ihre Hände an seine Lippen. „Fahren Sie fort, ich bitte Sie."

Er setzte sich wieder und Stephana erzählte weiter:

„Zwei Monate lang blieb Elin ihres Verstandes beraubt und ward während dieser Zeit von dem Kapitän Troberg und ihrer Tante, Mutter Greta, gepflegt. Man hatte sie nach der Hauptstadt gebracht und die geschicktesten Aerzte zu Rathe gezogen. Die Jugend, diese mächtige Hülfe der Heilkunde, unterstützte die Bemühungen der Aerzte, sodaß Elin nach zwei Monaten vollkommen wiederhergestellt, aber in eine unüberwindliche Schwermuth versunken war. Die Aerzte verordneten eine Reise ins Ausland, Elin aber hielt es für unmöglich, das Vaterland verlassen zu können, ohne vorher die Verzeihung ihres Vaters erlangt zu haben.

„Sie schrieb an ihn, aber ihre Briefe kamen unerbrochen zurück. Diese Verachtung, diese Härte des stolzen Vaters hätte sie beinahe in ihren frühern Gemüthszustand zurückgeworfen.

„Gerade zu dieser Zeit aber besuchte Ihr Vater, Herr Graf, die arme Verstoßene. Er hatte gehört, daß sie krank sei, wie man ihre Geistesstörung nannte, denn Elin's Vater hatte ausdrücklich gewünscht, daß es heimlich gehalten werden sollte. Er wollte nicht die Demüthigung erfahren, daß es hieße, seine Tochter sei wahnsinnig geworden, weil der gräfliche Mann sie verstoßen habe.

„Als der alte Graf hörte, daß die Aerzte Elin eine Reise ins Ausland verordnet hatten, beredete er sie, eine solche zu unternehmen, und erbot sich, sie zu begleiten. Trotz des Widerspruchs seiner Gemahlin und deren ausdrücklich erklärten Entschlusses, die Tochter des Schiffers Martenson niemals als ihre Schwiegertochter anzuerkennen oder als ihre Verwandte zu betrachten, trat er mit Elin die Reise nach Deutschland und Frankreich an.

„Ueberall stellte er sie als die Gattin seines Sohnes vor und erzeigte ihr die ganze wohlwollende Rücksicht,

die eine Tochter von ihrem Vater erwarten kann. Elin hat auch später diese edelmüthigen Bemühungen, sie mit ihrem bittern Schicksal auszusöhnen, ihrem vollen Werthe nach anerkannt.

„Nachdem sie Deutschland durchreist hatten, kamen sie nach Paris. Einige Tage nach ihrer Ankunft daselbst, als Elin in das Zimmer Ihres Vaters treten wollte, blieb sie stehen und war nicht im Stande, den Thürvorhang aufzuheben, denn der Ton einer Stimme, deren Klang sie niemals vergessen konnte, schlug an ihr Ohr.

„Sie lauschte.

„Sie hörte den alten Grafen mit strengem Ernste sagen:

„«Du glaubst also, vollkommen recht gehandelt zu haben, als du auf diese Weise das arme Kind öffentlich beschimpftest und es dem Zorn eines harten, stolzen Vaters preisgabst?»

„«Papa», antwortete die Stimme stolz, «ich war Elin nicht mehr schuldig, als man von mir verlangte, nämlich meinen Namen, und diesen gab ich ihr. Dagegen hatte ich meiner Mutter versprochen, mich niemals so tief zu erniedrigen, daß ich Martenson's Tochter als meine Lebensgefährtin anerkennte. Mich überreden zu wollen, mit dieser Frau zusammenzuleben, wäre auch jetzt noch unmöglich. Ich habe meinen Namen schon genug erniedrigt, als ich ihr denselben gab — ich will nicht zugleich mich selbst dadurch erniedrigen, daß ich sage: dies ist meine Gattin, die Tochter des ehemaligen Schutenführers meines Vaters. Ueberdies muß — wie du wol selbst zugeben wirst, Papa — meine Mutter so viel Recht über ihren Sohn haben, daß sie von ihm verlangen kann, das ihr feierlich gegebene Versprechen nicht zu brechen.»

„«Du beabsichtigst also wirklich, deinen Vorsatz auszuführen und dein gegenwärtiges Verhältniß zu Elin nicht zu ändern?»

„«Allerdings.»

„«Auch nicht wenn ich das Gegentheil wünschte?»

„«Du weißt, mein Vater, wie sehr ich dich verehre, aber ich bin jetzt ein Mann und kein Jüngling mehr. Ich verabscheue diese Verbindung, und wie beklagenswerth sie auch sein möge, so ist doch schon die Nennung des Namens jener Person mir zuwider. Wie wäre es da möglich, auch nur zu versuchen, täglich mit ihr zusammenzuleben? Ist es wirklich nothwendig, daß ich mein eigenes Leben zur Hölle mache, ebenso wie das ihrige, und daß ich — was noch mehr ist — den Kummer, den meine Mutter über diese Verbindung schon empfindet, noch vermehre? Ist dieses Mädchen wirklich werth, daß ich dem Segen meiner Mutter entsage und daß sie mich niemals wieder ihren Sohn nenne?»

„«Du warst also an und für dich selbst nicht hochmüthig genug, sondern mußtest auch noch von deiner Mutter unterstützt werden. Ach, ich glaube, mein lieber Hermann, daß deine Thorheit mit Frau Martenson uns allen theuer zu stehen gekommen ist. Nicht blos der Friede dieser Menschen ist zerstört, sondern auch der meiner Familie. Deine Mutter wird mir deine Verbindung mit Elin niemals verzeihen und in ihrem Groll hat sie deinen Widerwillen gegen die Geburt des Mädchens noch mehr angefacht.»

„«Nicht angefacht, — sie hat blos gethan, was sie mußte, nämlich gesagt: Die Gräfin Romarhjerta kann nicht Elin Martenson zur Schwiegertochter haben, und an dem Tage, wo mein Sohn mir eine solche Frau zur Tochter aufzwingen will, hat er aufgehört mein Kind zu sein.»

„«Wohlan, wir wollen nicht weiter davon sprechen. Weißt du, wer mich begleitet und einige Zimmer von hier wohnt?»

„«Meine Mutter kann es nicht sein, denn ihre Ge=

sundheit erlaubt ihr nicht zu reisen, und Helfrid ist es wol auch nicht?»

„«Nein; es ist deine Frau.»

„«Vater! Du erkennst sie also vor der ganzen Welt als die Frau deines Sohnes an?»

„«Ja, denn da sie es ist, so kann ich dies wol thun. Wir werden ein paar Monate in Paris bleiben.»

„«Ich verlasse Paris morgen», antwortete Graf Hermann.

„Elin hatte genug gehört. Wie vernichtet schlich sie sich auf ihr Zimmer zurück.

„Der alte Graf kehrte schon einen Monat darauf nach Schweden zurück, Elin aber hatte er bei seinem Schwager, dem Grafen Runa, gelassen und sie blieb ein ganzes Jahr in Paris. Auch würde sie höchst wahrscheinlich noch länger hier verweilt haben, wenn nicht verschiedene Vorfälle sie gezwungen hätten, Frankreich zu verlassen. Der Schmerz hatte in ihrer Seele eine unvertilgbare Bitterkeit zurückgelassen und sie begann an allem Guten und Edeln zu zweifeln, obschon sie an dem Grafen Runa und Elina zwei Personen hatte, deren edler und erhabener Charakter ebenso wie ihre Denkweise und Zärtlichkeit sie sofort mit der Menschheit hätten aussöhnen sollen.

„Aber sie war unempfindlich gegen dieses Wohlwollen. Mit dem unversöhnlichsten Haß gegen den Stand, dem sie jetzt angehörte, im Herzen, blieb sie kalt und gleichgültig gegen alle Beweise von Theilnahme, die sie von jenen Personen erfuhr.

„Sie stürzte sich in den Strudel der Vergnügungen und jagte von einer Zerstreuung zur andern, um ihre Gedanken, Gefühle und Erinnerungen zu betäuben.

„Während sie auf diese Weise ihre Qual zu vergessen suchte, hatte ihr ganzer äußerer Mensch eine bedeutende Veränderung erfahren. Das während ihrer Geisteskrankheit abgeschnittene Haar war wieder gewachsen

und dunkel geworden, die Haut war weiß; die Augenbrauen waren ebenfalls dunkel geworden; ihr Wuchs hatte sich entwickelt und man sagte jetzt: «Wie schön ist sie geworden!»"

Stephana lächelte wehmüthig, indem sie hinzusetzte:

„Ihr Aeußeres erblühte, während die Seele von Bitterkeit, Sorge und Haß verzehrt ward. Sonderbare Erscheinung, welche beweist, welche Macht die Jugend ausübt, da nicht einmal solche Leiden wie die ihrigen auf den Körper einzuwirken vermochten. Nachdem Elin bei ihrem ersten Auftreten in Paris ihrer äußern Erscheinung nach eine unbemerkte und unansehnliche Person gewesen, war sie nach einem Jahre, nachdem sie ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt, ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, und man konnte nicht begreifen, wie es möglich gewesen war, sie für häßlich zu halten, denn sie war geradezu schön.

„Eines Abends, in den letzten Tagen des März, wohnte sie einer Vorstellung in der Italienischen Oper bei. Elina war damals schon mit dem Opernsänger Wicker verlobt. Er sang diesen Abend, sodaß die liebende Braut ganz Aufmerksamkeit war.

„Elin dagegen fühlte sich diesen Abend von ihren innern Gefühlen niedergedrückt, und auch die Musik vermochte nicht, die unaufhörlich zum Vater und zur Heimat zurückkehrenden Gedanken zu zerstreuen.

„Ihre Blicke fielen zuweilen, während ihre Seele weit, weit hinwegschweifte, auf einen jungen Mann, der im Parterre saß und dessen Augen hartnäckig auf sie geheftet waren.

„Sein Aeußeres war so ungewöhnlich schön, daß Elin ihn einige Augenblicke lang näher betrachtete. Es lag in seinen Zügen etwas so Intelligentes, Lebensfrisches und Offenes, daß das Auge unwillkürlich darauf verweilen mußte. Bald aber wendete sie ihre Blicke wieder hinweg und nach einigen Minuten war er vergessen.

„Als die Vorstellung zu Ende war und Elin, nachdem sie, auf den Arm des Grafen Runa gestützt, ihre Loge verlassen, auf den Corridor hinauskam, sah sie den jungen Mann hier im Gespräch mit einem hochgewachsenen, schwarzgekleideten Herrn, welcher Elin den Rücken zuwendete. Als sie aber im Vorbeigehen ein wenig an ihn anstreifte, trat er auf die Seite und wendete nun Elin das Gesicht zu.

„Ohne zu wissen, was sie that, ließ Elin sogleich den Grafen los, stürzte auf den schwarzgekleideten Herrn zu, ergriff ihn beim Arme und rief:

„«Mein Vater!»

„Er trat einen Schritt zurück und sagte laut auf französisch:

„«Diese Dame ist gewiß krank!»

„Elin hörte diese Worte und sank besinnungslos, nicht auf den Fußboden nieder, sondern in die Arme des ebenerwähnten jungen Mannes, der sie hinunter in den Wagen trug.

„Einige Tage lag Elin in wildem Fieberwahnsinn, auf welchen eine überaus große Schwäche folgte.

„Eines Tages meldete der Diener, daß ein «Monsieur» Lange mit ihr zu sprechen wünschte. Als sie in den Salon trat, sah sie hier den jungen Mann aus der Italienischen Oper.

„Er begrüßte sie mit ungesuchter Einfachheit, die sogleich verrieth, daß er kein Franzose war, was man auch hörte, als er sprach.

„«Verzeihen Sie, Gräfin, daß ich Sie störe", sagte er auf schwedisch, «ich habe aber einen Auftrag an Sie, den ich versprochen habe auszurichten, nämlich Ihnen von einem Schweden, dessen Namen ich nicht nennen darf, eigenhändig diesen Brief zu übergeben.»

„Er überreichte Elin einen Brief, worauf er sich entfernte. Elin zitterte an allen Gliedern; sie hatte die Handschrift ihres Vaters erkannt. Der Inhalt war nicht lang.

„Er lautete:

„«Sie werden sich erinnern, Madame, daß die Gräfin Komarhjerta keine Ansprüche an mich besitzt und auch das Recht verwirkt hat, mich öffentlich oder privatim Vater zu nennen. Die Fürsprecherin, die Sie früher in meiner Gattin besaßen, ist auch nicht mehr da, denn diese ist todt und ich stehe sonach allein. Lieber aber will ich allein und einsam stehen, als die Person, welche einen unabwendbaren Schatten auf meinen ehrlichen Namen geworfen hat, meine Tochter nennen. Wenn Ihr Gemahl vor der Welt sagt: Dies da ist meine Frau, dann, aber nicht eher haben Sie das Recht, mich Vater zu nennen. —

„«Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich abgereist, um mir und Ihnen eine abermalige Begegnung zu ersparen. Pehr Martenson.»

„An demselben Tage erhielt Elin die Nachricht von dem Tode Ihres Vaters, Herr Graf. Einige Wochen darauf hatte sie Paris verlassen und war nach Schweden zurückgekehrt.

„Bei ihrer Ankunft in Stockholm wollte sie sogleich ihren väterlichen Freund, den Kapitän Troberg, aufsuchen. Auch dieser war todt und sie stand nun ganz allein.

„Durch ihre Tante, an welche sie schrieb, erfuhr sie, daß ihr Vater sich in Ljungstafors aufhielt, aber krank war. Elin reiste sogleich nach Hillesta und versuchte durch ihre Tante Erlaubniß zu erhalten, ihren Vater zu sehen, aber er antwortete:

„«Wenn sie in Begleitung ihres Gatten und als achtbare Frau kommt, kann sie meine Schwelle betreten, sonst aber nicht.»

„Elin schrieb nun an Sie und bat Sie, sie blos einige Stunden an Ihrer Seite zu dulden, um es ihr dadurch möglich zu machen, ihren Vater vor seinem Tode noch einmal zu sehen und seine Verzeihung zu er-

langen. — Sie schickten ihr den Brief unerbrochen zurück."

„Ich!" rief Hermann und blickte heftig empor. „Da irren Sie sich, geehrte Frau; ich habe niemals einen Brief von ihr erhalten, weder vor noch nach dem Tode ihres Vaters. Glauben Sie mir, wie herzlos ich auch gegen sie war, so hätte ich doch bei Gott niemals so grausam sein können, ihre Briefe zurückzusenden oder mich auf eine solche Aufforderung hin zu weigern, zu ihr zu kommen."

Stephana richtete sich auf und betrachtete Hermann mit einem Ausdruck freudiger Ueberraschung, indem sie sagte:

„Sie waren es also nicht, der den Brief zurücksendete?"

„Nein, bei meiner Ehre!"

„Aber Sie waren doch damals in Kungsborg und dorthin hatte Elin den Brief adressirt."

„Wahrscheinlich kam der Brief dort an, während ich mich wegen Geschäftsangelegenheiten in Kopenhagen befand. Als ich zurückkam, hörte ich, daß Elin's Vater mittlerweile gestorben war."

„Dann ist es also die Gräfin gewesen", murmelte Stephana und neigte das Haupt.

„Meine Mutter, welche wußte, daß Elin auf Hillesta wohnte, hatte wahrscheinlich aus dem Poststempel geschlossen, daß der Brief von ihr kam, und ihn zurückgesendet."

Stephana saß eine Weile, den Kopf auf die Hand stützend, wie in Gedanken versunken. Nach einiger Zeit hob sie wieder an, ohne ihre Stellung zu verändern:

„Getrieben von ihrer Verzweiflung, daß ihr Vater sterben würde, ohne daß sie ihn gesehen oder seine Verzeihung erlangt, und sich des Gesprächs erinnernd, welches sie zwischen dem alten Grafen und Ihnen angehört, als Sie äußerten, Ihre Mutter habe von Ihnen ver-

langt, Elin niemals als Ihre Gattin anzuerkennen, reiste sie sogleich nach Kungsborg und kam an einem stürmischen, rauhen Novemberabend hier an.

„Ohne ihren Namen zu nennen, verlangte sie die Gräfin zu sprechen und ward nach einigem Warten in dasselbe Zimmer geführt, welches später das Schlafzimmer der Gräfin ward, als sie nach dem Brande von Furuhof hierher zog. Hier traf sie die Gräfin. Eine Lampe stand auf dem Tisch und warf ihren matten Schein auf das schöne, stolze Antlitz Ihrer Mutter.

„Ich will Ihnen die Schilderung des Auftritts, welcher, nachdem Elin ihren Namen genannt, folgte, ersparen. Ich will nicht alle die harten und ehrenrührigen Anklagen wiederholen, welche Ihre Mutter der Unglücklichen entgegenschleuderte, die Verachtung, womit sie ihr begegnete, den Haß, den ihre Worte athmeten.

„Zermalmt und verzweifelt vor Schmerz, zu Boden gedrückt von der Wucht so großer Ungerechtigkeit, hörte Elin sie an und als sie fertig war, fiel sie ihr zu Füßen und bat sie, sich für sie bei Ihnen zu verwenden, daß Sie ihr nur einige Stunden Ihres Lebens schenkten, damit sie ihren Vater zu sehen bekäme. Ihre Mutter hatte aber kein Mitleid mit dem armen Kinde, sondern wies alle Thränen und Bitten mit Hohn und Verachtung zurück und verließ die arme Verzweifelnde mit den Worten:

„«Auch nicht eine Stunde soll mein Sohn Sie seine Frau nennen und niemals sollen Sie von mir Tochter genannt werden. Verlassen Sie daher dieses Haus und verschwenden Sie weder Worte noch Bitten an mich. Ich werde Ihren Ehrgeiz, sich vor der Welt als Glied unserer Familie betrachtet zu sehen, nimmermehr befriedigen. Sie sind eine fremde Person für mich. Sie sind ein Feind meines Friedens und meiner Familienehre und wir können auch nicht eine Nacht unter einem und demselben Dache weilen. Ich hoffe daher, daß Sie sofort Kungsborg wieder verlassen, sonst müßte ich es thun.»

„Elin ging, mit dem Tode im Herzen, denn ein einziges unermeßliches Gefühl von Haß und Abscheu erfüllte ihre Seele.

„Vierzehn Tage später war Elin's Vater todt, ohne seiner Tochter erlaubt zu haben ihm die Augen zuzudrücken. Gleichwol hatte er in seinem letzten Augenblick ein Testament zerrissen, welches er in gesunden Tagen geschrieben und welches den Zweck gehabt hatte, Elin zu enterben. Diese letzte Handlung im Augenblick des Todes schien zu beweisen, daß er ihr verziehen."

Stephana schwieg.

„Dies war damals, als sie an mich schrieb und mich bat, dem Recht und Gesetz gemäß die Verwaltung des sehr bedeutenden Vermögens, welches sie von ihrem Vater geerbt, zu übernehmen", sagte Hermann.

„Ja, und Sie beantworteten ihren Brief damit, daß Sie ein in gesetzlicher Form abgefaßtes Document übersendeten, worin Sie allen Ansprüchen an dieses Vermögen entsagten und Elin volle Freiheit und das Recht gaben, es selbst zu verwalten."

„Konnte ich wol anders handeln, da ich ihr Gatte weder war noch sein wollte?" fragte der Graf.

„Nein!" entgegnete Stephana. „Auch war dies ein Zug von Ihnen, welcher —" Stephana lächelte wehmüthig — „Wirkung auf sie äußerte, obschon sie glaubte, daß ihre Liebe zu Ihnen an den Klippen des Leidens und der Demüthigung Schiffbruch gelitten habe. Sie täuschte sich. Unter dem Unmuth, der Bitterkeit und dem Haß in ihrer Seele lag das Gefühl der Liebe und glühte mit unverminderter Wärme, um eines Tages mit seiner ganzen Stärke emporzuflammen und alle andern Gefühle zu ersticken.

„Nachdem Elin mit Hülfe von Juristen ihre Angelegenheiten geordnet und leider auch die herzensgute Tante durch den Tod sich hatte entreißen sehen, beschloß sie nach Paris zurückzukehren, was sie auch that. Elina

war jetzt mit Wicker vermählt und so glücklich, daß sie nicht einmal die Wucht des Unglücks fühlte, von ihrer Mutter verstoßen zu sein.

„Von dieser Zeit an datirt meine Freundschaft für Elin. Sie machte mit mir eine Reise nach Amerika. Während ihres Verweilens in meiner Heimat ward sie meine Vertraute, und schon damals beschloß ich, sie mit dem erlittenen Unrecht auszusöhnen und die Person zu werden, welche für ihr Glück thätig wäre.

„Damit ist Elin's Geschichte zu Ende. Nun kein Wort mehr über sie. Spricht ihr Leiden nicht zu Ihrem Herzen, Herr Graf, und sagt Ihnen Ihr Gewissen auch jetzt noch nicht, wie Sie zu handeln haben, dann würde auch jedes weitere Bemühen von meiner Seite fruchtlos sein.

„Sieh da", setzte sie hinzu, als der Thürvorhang sich hob, „da kommt Lord Charter und Jacobo!"

Stephana reichte dem Lord die rechte und Jacobo die linke Hand, indem sie in ihrem gewöhnlichen freundlichen Tone sagte:

„Nun, meine Herren, Sie konnten es wol nicht miteinander aushalten, da Sie nicht den ganzen Abend in Akersnäs geblieben sind?"

„Unmöglich, geehrte Frau", antwortete der Lord und setzte sich neben Stephana auf das Sofa. „Wie wollen Sie, daß man es fern von Ihnen aushalte, während es einem freisteht, Ihre Gesellschaft zu genießen?"

„Nehmen Sie sich in Acht, Mylord; Ihre Worte athmen Treulosigkeit. Vergessen Sie nicht Ihre fixe Idee!"

„Ich brauche mich nicht selbst daran zu erinnern, denn ich werde fortwährend daran erinnert, was mich gleichwol nicht abhält zu finden, daß Sie die liebenswürdigste Dame sind, die ich gekannt."

Der Graf war aufgestanden und stand in einiger Entfernung mit Jacobo sprechend. — Da Stephana und

der Lord englisch sprachen — eine Sprache, deren Hermann nicht mächtig war — so konnte er nicht an dem Gespräch theilnehmen, auch wenn es sich um andere Gegenstände drehte.

„Wenn ich aber die liebenswürdigste Dame bin“, fragte Stephana, „was ist dann sie?“

„Die launenhafteste, meine Gnädige.“

„Sie sind ein Original.“

„Das ist möglich, aber die Schuld ist nicht mein, wenn dem so ist.“

„Wenn Elin aber nicht liebenswürdig ist, wie ist es dann möglich, sie zu lieben?“

„Eben ihre Launen, ihre Unbeständigkeit sind das, was mich fesselt. Selbst von trägem Gemüth und nicht im Stande, mich aus meinem angeborenen Phlegma zu reißen oder reißen zu wollen, gefällt es mir, ein Wesen an meiner Seite zu haben, welches mich reizt, peinigt und beunruhigt. Dadurch werde ich gleichsam zu Leben und Gefühl erweckt, ohne mich unter eine so gewaltige Leidenschaft beugen zu müssen wie die, welche Sie im Begriff standen in mir zu erwecken.“

„Und die gerade acht Tage dauerte“, sagte Stephana lachend.

„Acht Jahrhunderte, wollen Sie sagen, und hätte sie noch eine Woche gedauert, so hätte ich mir eine Kugel durch den Kopf gejagt.“

„Sie thaten aber etwas weit Klügeres.“

„Ja, ich reiste nach Frankreich und begann wieder meinem Plagegeist zu folgen, welcher mich während der Ewigkeit jener endlosen acht Tage und Nächte verlassen hatte.“

Der Lord fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn, indem er mit beinahe komischem Ernste hinzusetzte:

„Sie sind eine gefährliche Frau; habe ich da nicht recht, Graf?“ rief er auf französisch.

„Womit?“

„Daß Mistreß Stephensen zur Anzahl der Frauen gehört, vor deren Begegnung man Gott bitten muß jeden Mann zu bewahren.“

„Damit bin ich nicht einverstanden, im Gegentheil, man ist dem Schicksal für dieses Glück Dank schuldig“, antwortete der Graf.

Der Lord warf sich in dem Sofa zurück und sagte mit Phlegma:

„Graf, Sie haben sicherlich kaltes Blut in Ihren Adern. Als ich das erste mal Mistreß Stephensen sah, dachte ich: Gott bewahre mich, eine solche Frau zu meinem Weibe zu bekommen!“

„Mylord“, sagte Stephana lächelnd, „Sie sind gerade nicht sehr artig.“

„Artig, Mistreß Stephensen! Ich rede die Wahrheit; hätte ich Sie zu meiner Frau gemacht, so hätten Sie mich zum Tollhäusler gemacht.“

Der Lord sprach mit einem solchen Ausdruck unerschütterlichen Ernstes, daß Stephana, Jacobo und der Graf lachen mußten, wie wenig aufgelegt zur Heiterkeit Hermann auch war.

„Sie machen mich ja zu einem förmlichen Ungeheuer“, sagte Stephana.

„Durchaus nicht; Sie sind ein Engel und darin liegt eben das Unglück. Bedenken Sie nur, wie wahnsinnig man einen Engel lieben muß! Es gibt keine menschliche Seelenkraft, die dies aushalten könnte; man müßte zuletzt den Verstand verlieren.“

Alle lachten. Helfrid und Jane traten ebenfalls ein und gleich nach ihnen Elin.

Sie war sehr bleich und sah leidend aus. So hatte Hermann sie noch nicht gesehen.

Der Lord ging ihr entgegen und sagte ganz ruhig:

„Haben Sie Kopfweh gehabt?“

„Ja", antwortete Elin und begrüßte den Grafen und Jacobo durch eine Verneigung.

„Wie befinden Sie sich jetzt?" fragte Hermann.

Es war das erste mal, daß er Elin direct anredete.

Sie wechselte die Farbe und blickte zu ihm auf.

Er stand auf die Lehne der Causeuse gestützt, auf der sie Platz genommen.

„Das Kopfweh ist jetzt vorüber und ich befinde mich wohl", antwortete Elin mit sanftem Lächeln. „Sie und Stephana haben den Abend wol miteinander allein zugebracht?" setzte sie hinzu.

„Ja wohl; was meinen Sie dazu, Gräfin?" fiel der Lord ein und nahm neben Elin Platz, „und dennoch ist der Graf bei Verstande geblieben."

„Was man von Ihnen ganz gewiß nicht sagen könnte, Mylord, wenn Sie an der Stelle des Grafen gewesen wären", sagte Elin.

„Da haben Sie recht, Gräfin. Sie wissen noch, wie schlimm es in Barthen mit mir stand."

„Dies würde beweisen, daß Sie einen schwachen Verstand hätten."

„Keineswegs, sondern blos, daß das Blut des Grafen kein Blut ist, sondern Wasser, sowie daß Mistreß Stephensen eine unwiderstehliche, schöne und reizende Dame ist, die sogar die Gefühle eines Briten zum Ueberwallen bringen kann."

Der Lord spielte mit seiner Lorgnette, und Hermann sah Elin die Farbe wechseln und mit unmuthiger, ungeduldiger Miene die Augenbrauen zusammenziehen.

„Servirt!" scholl es von der Thür her, und man begab sich in das Speisezimmer.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Der nächstfolgende Morgen war ein heller und kalter Octobertag. Es hatte in der Nacht gefroren, sodaß die Wege trocken und mit einem leichten Flor von Reiffrost bedeckt waren.

Am Fuße der Freitreppe von Kungsborg hielt ein Diener zwei gesattelte Pferde.

Stephana und Jacobo traten heraus. Gerade als letzterer Stephana in den Sattel gehoben, erschien der Graf, und nachdem er gegrüßt, fragte er:

„Wohin wollen denn die Herrschaften so zeitig?"

„Nach dem Pfarrhofe — wir müssen dahin wegen des Armenhauses, welches gebaut werden soll."

„Dann reiten Sie nicht die große Landstraße", sagte der Graf, „es wird eine Brücke gebaut; nehmen Sie den Weg durch den Wald, sonst kommen Sie nicht an Ort und Stelle."

Er zog den Hut und trat auf die Seite.

Es war wirklich etwas Schönes, Stephana und Jacobo nebeneinander zu Pferde zu sehen. Sie besaßen beide eine so ungewöhnliche Anmuth, daß das Auge dadurch mit unwiderstehlicher Gewalt gefesselt ward und man einen unauslöschlichen Eindruck davon behielt.

„Er ist ungewöhnlich stattlich und sie ist schön",

sagte Hermann und ging seufzend nach dem Stalle hinunter.

Jacobo und Stephana ritten in raschem Trabe die Allee entlang und bogen am Ende derselben in den Wald ein.

„Wohin hat denn der Lord heute seinen Weg genommen?“ fragte Stephana. „Ich hörte von Eklund, daß er schon fortgeritten sei.“

„Er hat sich mit dem Rittmeister D. auf die Jagd begeben. Der Rittmeister kam und holte ihn ab. — Apropos, Stephana, sahst du die Wirkung, welche die Worte des Lords über dich auf Elin äußerten?“

„Ja, ich sah es.“

„Es leuchtete ihr Neid daraus hervor.“

„Jacobo, wir sind alle neidisch, wenn wir lieben.“

„Beste Stephana, sprich nicht von Liebe und Elin gleichzeitig.“

„Und warum nicht? oder welchen Namen willst du ihrem Gefühl für den Mann geben?“

„Leidenschaft, Phantasie, oder was du willst, nur nicht Liebe. Bedenke, was Bulwer sagt: «Es gibt nur eine Liebe, aber viele Copien davon.» Elin's Herz kann nur copiren. Es liegt in ihrer Neigung nichts Beständiges und Tiefes. Sie gleicht einem Irrlicht.“

Stephana und Jacobo waren nun zu der Stelle gekommen, wo der Waldweg so schmal ward, daß sie nicht nebeneinander reiten konnten, weshalb Jacobo sein Pferd anhielt und dem Stephana's einige Schritte Vorsprung ließ.

Das Zwiegespräch ward dadurch unterbrochen. Plötzlich hörte man heftiges Hundegebell im Walde, welches immer näher und näher kam.

„Das klingt, als wenn die Herren hier Jagd hielten“, sagte Stephana sich nach Jacobo herumdrehend.

In demselben Augenblick kam ein Fuchs, von einer Meute Hunde verfolgt, vor den Reitern quer über den

Weg gerannt. Gleich darauf knallte ein Schuß. Stephana's Pferd stürzte und Jacobo stieß einen Schreckensruf aus, indem er aus dem Sattel auf die Erde herab neben Stephana sprang.

Das Pferd war so gestürzt, daß Stephana unter dasselbe zu liegen gekommen war und durch den Sturz und die Wucht des Thieres die Besinnung verloren hatte.

Lord Charter, welcher den Schuß gethan, war bei Jacobo's Ruf herbeigeeilt und half nun mit der ganzen Geistesgegenwart eines Briten Stephana von der Last des Pferdes befreien.

Unmittelbar darauf ritt Jacobo mit der immer noch besinnungslosen Stephana vor sich auf dem Sattel zurück nach Kungsborg.

Auf Kungsborg gerieth alles in nicht geringen Aufruhr, als Stephana leblos nach Hause kam. Elin, Helfrid und Jane beeilten sich, ihr sofort alle nur mögliche Pflege angedeihen zu lassen, aber es sah wirklich aus, als ob das Leben für immer entflohen wäre.

Hermann war ausgeritten.

Da der Arzt nicht sogleich kam und Stephana's Bewußtlosigkeit immer noch andauerte, so ergriff Jacobo, da alle andern angewendeten Mittel fruchtlos blieben, ihren Arm, trennte den Aermel auf und öffnete ihr mittels seines Federmessers eine Ader.

Helfrid hielt den Arm, und als Jacobo mit dem feinen Stahl die Ader aufritzte, wurden beide von dem hellen Blutstrahl bespritzt.

„Gott sei Dank!“ rief Jacobo aus und legte seine Hand auf Stephana's Herz.

Ein schwacher, mit Mühe hervorgepreßter Seufzer gab zu erkennen, daß das Leben zurückkehrte, und die Schläge des Herzens wurden immer deutlicher und bemerkbarer.

Als das Athmen etwas frei ward, legte Jacobo den Verband an und neigte sich über die allmählich Erwachende, um zu erfahren, wie sie sich fühlte.

„Wie geht es, geliebte Stephana?“ flüsterte er ängstlich.

„Nicht gut, mein Liebling“, entgegnete sie leise.

Helfrid hatte die beinahe lautlosen Schmeichelworte gehört und zuckte zusammen, denn es war ihr, als hätte ein scharfer Stahl sie durchbohrt.

Wieder dachte sie:

„Jacobo liebt sie.“

In diesem Augenblick trat der Arzt ein, und Stephana ward in ihr Schlafzimmer gebracht.

Nun erst fielen Jacobo's Blicke auf Helfrid und er rief:

„Mein Gott! Sie sind ja blutig!“

Er hatte seine Aufmerksamkeit so ausschließlich Stephana zugewendet, daß er nicht darauf geachtet hatte, wer an seiner Seite stand, als er die Ader öffnete.

„Es ist nicht gefährlich — es ist ihr Blut. Auch Ihre Stirn ist damit befleckt.“

Jacobo warf sich mit einem Ausdruck heftiger Unruhe in einen Sessel. Er war sehr bleich und sah leidend aus.

Helfrid betrachtete ihn schweigend einen Augenblick lang. Ein peinliches Gefühl bemächtigte sich ihrer, als sie sah, wie ausschließlich seine Gedanken auf Stephana gerichtet waren.

Es trat eine Pause ein.

Plötzlich rief Jacobo, während seine Augen wieder auf Helfrid fielen, die mit ihrem Taschentuch sich die Blutflecken von den Händen wischte:

„Geben Sie mir Ihr Tuch, Fräulein Helfrid!“

„Sehr gern, aber es ist blutig“, antwortete Helfrid, indem sie ihm das Tuch reichte.

Er fuhr sich damit über die Stirn und sagte dann:

„Darf ich es behalten?“

Die Stimme war beinahe weich, der Blick aber hatte noch denselben unruhigen Ausdruck.

„Ja, es ist mit Stephana's Blut gefärbt und muß Ihnen deshalb kostbar sein", sagte Helfrid mit Nachdruck. „Behalten Sie es."

„Ja, kostbar für mich — da haben Sie recht. Das Blut ist Stephana's, das Tuch das Ihrige, und deshalb verwahre ich es hier."

Er steckte es unter die Weste auf der linken Seite der Brust. Dann stand er auf und ging ans Fenster.

In diesem Augenblick trat Hermann ein. Er hatte bei seiner Nachhausekunft den Unfall erfahren.

„Was sagt der Arzt?" fragte er mit so verstörter Miene, daß man seine alles andere absorbirende Angst deutlich darin lesen konnte.

„Er ist noch bei ihr", antwortete Helfrid.

Hermann warf sich auf das Sofa, und Helfrid dachte:

„Das sieht aus als ob beider Leben von Stephana abhinge. Ach ja, sie ist in der That ein Engel."

Jetzt trat der Arzt ein. Man bestürmte ihn mit Fragen und er antwortete:

„Wir wollen hoffen, daß Frau Stephensen diesen Unfall glücklich überstehe, obschon die Lunge eine ziemliche Contusion davongetragen hat."

Einige Tage allgemeiner Unruhe und Angst vergingen. Helfrid saß unverbrüchlich an Stephana's Lager und pflegte sie wie die zärtlichste Schwester.

Elin weinte, rang die Hände und war außer sich.

Jacobo's ganze Seele schien bei der Kranken zu sein, und Hermann brachte die meiste Zeit des Tages in dem kleinen Salon zu, um von denen, welche durch denselben gingen, eine Nachricht zu erhaschen.

Lord Charter hatte sich in seine Zimmer eingeschlossen — mit einem geladenen Pistol und dem festen Vorsatz, sich, wenn Mistreß Stephensen durch seine Schuld stürbe, sofort eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

In der dritten Nacht saßen Helfrid und eine von

Stephana's Zofen bei ihr. Sie war in einen leichten Schlummer gesunken. Helfrid lauschte dem ungewöhnlich freien Athemzuge mit Freude und Hoffnung, denn der Arzt hatte gesagt, daß es mit der Kranken bedeutend besser ginge.

Die Zofe war, mit dem Kopfe an den Bettrand gelehnt, eingeschlafen und alles war so still und schweigend in der Nacht.

Da fiel Helfrid ein, daß es das Schlafzimmer der Gräfin Gunilla war, in welchem sie sich befanden, und da in demselben Augenblick die Uhr zwölf schlug, so empfand Helfrid etwas, was einem leichten Schauder glich. Alle jene unheimlichen Geschichten, die sie in ihren Kinderjahren von diesem Zimmer hatte erzählen hören, tauchten in ihrer Erinnerung wieder auf.

Plötzlich ward dreimal leise an die Thür gepocht.

Helfrid sprang auf und war in einem Augenblick an der Seite der schlafenden Zofe, wo sie stehen blieb und nach der Thür stierte.

Alles blieb still; Helfrid hatte sich ein wenig beruhigt und nahm sich eben vor, zu gehen und zu sehen, wer es wäre, als es wieder pochte, diesmal aber stärker.

Nun ging Helfrid und öffnete. Vor ihr stand — nicht die Gräfin Gunilla, sondern — Hermann.

Helfrid trat hinaus.

„Schläft das Kammermädchen?" fragte Hermann.

„Ja; aber was um Gottes willen suchst du hier, zu dieser Stunde?"

„Helfrid, ich will Stephana sehen."

„Was verlangst du?"

„Daß du mich sie auf eine Minute sehen läßt."

Als Helfrid immer noch zögerte, ergriff Hermann sie bei den Händen, indem er in eindringlich bittendem Tone sagte:

„Helfrid, ich verlange ja blos, sie eine Secunde zu sehen, um leben zu können."

„Hermann, du liebst sie“, flüsterte Helfrid beinahe todtenbleich.

„Ich liebe sie!“ wiederholte Hermann langsam, schob Helfrid auf die Seite und trat ohne Geräusch ins Zimmer.

Er ging bis an das Bett und betrachtete Stephana einen Augenblick lang.

Gerade in diesem Moment schlug sie die Augen auf.

„Hermann!“ flüsterte sie mit mattem Lächeln.

„Stephana!“ stammelte Hermann und neigte sich über sie.

Sie reichte ihm die Hand und setzte ruhig hinzu:

„Ich glaubte, ich würde sterben, und ich wünschte, Sie vorher noch einmal zu sehen. Dank daher, daß Sie gekommen sind. Es wird mir leichter werden, zu genesen, da ich Sie gesehen habe.“

„O, Stephana, diese Worte machen mich alles vergessen, was ich in diesen Tagen gelitten.“

„Gehen Sie nun!“ bat Stephana; als aber Hermann noch verweilte und sie mit einem Blick betrachtete, welcher bewies, daß er nicht geneigt war, so schnell zu gehorchen, setzte sie mit dem ihr eigenthümlichen ruhigen und ernsten Ausdruck nur die Worte hinzu:

„Sir Edward.“

Hermann zuckte zusammen, drückte ihr die Hände und verließ geräuschlos das Zimmer.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Einige Tage darauf lag Stephana, in ein leichtes Morgengewand gekleidet, auf dem Sofa.

Jacobo kniete neben dem Sofa und hielt ihre Hände in die seinigen geschlossen.

„Es ist mir unmöglich, Stephana, auch nur zu versuchen, mein Herz an irgendein Weib zu ketten, und jedes solche Bemühen von meiner Seite wäre ohnmächtig, denn die Erinnerung an das, was ich gelitten, lebt noch frisch in meiner Seele. Nimm hierzu, daß mein Glaube an dein Geschlecht bedeutend erschüttert worden, und du mußt verstehen, daß ich einen Ersatz für das Paradies, das ich verloren, weder suchen werde noch zu suchen wünsche."

„Aber, Jacobo, mit deinem Gemüth und deinem Charakter ist und bleibt es unmöglich, allein zu stehen. Du brauchst etwas, wofür dein idealer Mensch schwärmen kann. Du brauchst eine Häuslichkeit, ein Herz, an welches du dich in schwachen Augenblicken anlehnen kannst, und wo solltest du dieses finden, wenn nicht in der Brust einer Gattin? Deshalb, mein Liebling, mußt du dir ein Wesen suchen, welches du an dein Leben fesseln kannst und welches liebend und sanft dir zur Seite steht."

„Es ist wahr, daß ich es früher bedurfte, jetzt aber —“ Jacobo senkte seine Stirn auf Stephana's Hände, „jetzt, wo soll ich jetzt ein Weib finden, welches mich versteht, welches das, was ich Reines und Edles besitze, zu schätzen verstünde?“

„Fragst du mich, wer?“

„Ja.“

„Helfrid.“

„Diesen Namen erwartete ich. Vielleicht würde ich sie geliebt haben, wenn ich niemals vorher geliebt hätte, oder wenn ich niemals —“

Jacobo lächelte.

„Nun, warum redest du nicht aus?“

„Siehst du, Stephana, wenn ich niemals dich gekannt, sondern blos Elisen geliebt hätte, dann hätte Helfrid meiner Ruhe gefährlich werden können, denn ihre ruhige, oft beinahe kalte, stets anspruchslose und ungesuchte Art und Weise hätte mir Gefahr gebracht, wenn ich nicht dein Bild an ihrer Seite gesehen und die frische Narbe in meinem Herzen getragen hätte. Jetzt aber kann Helfrid für mich nichts anderes werden als eine liebe Schwester, ein Kind, welches ich bereit wäre zu leiten und zu erziehen, dessen Geist ich so zu entwickeln wünschen würde, daß er eine gleich hohe Stufe der Entwickelung erreichte wie der deinige. Das Wesen aber, mit welchem ich mein Schicksal jetzt vereinigen könnte, müßte meinesgleichen sein und nicht ein Kind in intellectueller Hinsicht. Der Traum, an meiner Seite ein reizendes, liebliches Kind zu sehen, ist verschwunden und ich will nun in meiner Gattin meine beste Freundin sehen. Dazu ist aber zwischen mir und Helfrid noch nicht hinreichende Uebereinstimmung der Gemüther vorhanden. Nein, das einzige Weib, an welchem ich nach dem erlittenen Schiffbruch auf dem Ocean der Gefühle mit unbegrenzter Hingebung hängen kann, ist Stephana.“

„Aber ich kann dir nicht werden, was du brauchst.“

„Das weiß ich und deshalb, meine Freundin, bleibt Jacobo einsam.“

Er erhob sich.

„Ueberdies“, fuhr er fort, „liegen zwischen mir und Helfrid die Vorurtheile des Stolzes — sowol des ihrigen als des meinigen. Meine Braut ward nicht Stephana und ebenso wenig Elise. Wohlan, deshalb habe ich mir eine andere gesucht und diese heißt Arbeit.“

Jacobo küßte Stephana auf die Stirn, indem er hinzusetzte:

„Mein Herz wird seiner ersten Flamme treu bleiben.“

„Und diese bleibt deine treueste Freundin.“

„Dank! Weißt du, Stephana, daß ich mich oft frage, warum das Schicksal nicht unsere Vereinigung als Gatten gewollt hat?“

„Wahrscheinlich deshalb, weil wir zu gut zusammenpaßten und weil wir in dem Verhältniß der Menschen zueinander höchst selten eine vollständige Harmonie antreffen.“

„Gleichwol aber sollte eine solche herrschen, wenn wir bedenken, wie vollkommen sie in der ganzen Schöpfung ist.“

„Und warum ist dies der Fall? Deshalb, weil die Schöpfung ein Werk Gottes ist, während die menschlichen Verbindungen ein Erzeugniß des Menschen selbst sind.“

„Das ist wahr und deshalb denke ich: Da ich nicht die Verbindung gefunden, die für mich paßt, so mag ich gar keine.“

„So denke auch ich“, flüsterte Helfrid, die an der Thür des Salons stand und durch die Gardine verborgen ward, bei sich selbst.

Sie hatte das Zwiegespräch mit angehört. Ueber die bleichen Wangen des stolzen Mädchens rannen langsam ein paar Thränen — die bittern Thränen der hoffnungslosen Liebe.

Einige Tage darauf kam eine Einladung von der Freiherrin T—. Die Freiherrin war krank gewesen und wollte nun ihre Freunde sehen, um ihr Genesungsfest zu feiern.

Stephana fühlte sich noch zu schwach, um eine solche Ausfahrt zu wagen, besonders da der Arzt ihr Ruhe und Stille vorgeschrieben hatte.

Die übrigen, welche keinen stichhaltigen Grund hatten sich zu weigern, versprachen, sich einzufinden.

Nicht lange nachdem der Bote der Freiherrin mit der Antwort zurückgekehrt war, trat Hermann bei Stephana ein, die in ihrem Boudoir auf dem Sofa lag.

„Gehen Sie heute mit zur Freiherrin?" fragte er.

„Nein, ich bleibe zu Hause."

„Wollen Sie mir diesen Nachmittag schenken?"

„Gern; aber wollen Sie nicht mit zur Freiherrin? Man wird Sie dort vermissen."

„Verzeihen Sie, wenn ich dies bezweifle; wenn dem aber auch so wäre, so wäre es mir doch unmöglich, mich heute bei ihr einzufinden. Auch ich habe eine Mittheilung zu machen und dann, geehrte Frau, soll mein Schicksal entschieden werden."

„Auf diese Mittheilung habe ich schon gewartet. Ich wußte, daß Sie mir dieselbe machen würden. Sie sind mir heute Nachmittag willkommen."

Hermann ging, aber gleich nach ihm trat Elin ein. Sie warf sich neben Stephana auf die Knie nieder, ergriff ihre beiden Hände, legte sie sich auf das Haupt und sagte:

„Stephana, wann?"

„Schon morgen", antwortete Stephana und strich mit ihren Händen über Elin's glänzendes Haar.

„Ich hatte schon vorher den morgenden Tag bestimmt. Wann wirst du mit ihm sprechen?" fragte Elin.

„Heute Nachmittag."

„Wohlan, so höre mich. Morgen reise ich nach der

Hauptstadt. Ich habe dem Lord mein Wort gegeben, seine Mutter in Stockholm zu treffen. Ich habe mir nun vorgenommen, Hermann mit einigen Worten davon zu unterrichten, damit er über sein und Elin's Schicksal entscheide, denn hiervon wird es abhängen, ob ich mich von Stockholm direct nach England begebe oder hierher zurückkehre. Um elf Uhr werde ich abreisen. Gott gebe, daß —"

„Elin", sagte Stephana, indem sie die Hand aufs Herz legte, „ich fühle hier, daß er meinen Glauben an seine Ehre und sein Pflichtgefühl nicht täuschen wird."

„Und dein Herz irrt sich selten, das weiß ich. Dann findet er nicht blos die Gattin wieder, sondern auch die Schwester."

„Die letztere wird der Lohn der erstern sein. Wie lange gedenkst du in Stockholm zu bleiben?"

„Einige Wochen."

Stephana begann nun von andern Dingen zu sprechen.

Eine Stunde später, nachdem sich alle auf den Weg zur Freiherrin gemacht hatten, trat Hermann bei Stephana ein.

„Willkommen, Graf — ich erwarte Sie schon seit einer Stunde."

„Entschuldigen Sie; mein Zögern hat seinen Grund darin, daß ich mir vorkam wie ein Mensch, der im Begriff steht, in einen Kampf zu ziehen, in welchem er, wie er weiß, unterliegen wird."

„Ach, Graf, Sie werden mich doch nicht als Ihren Feind betrachten?" entgegnete Stephana lächelnd. „Ich selbst habe mich stets als Ihre Freundin und Bundesgenossin betrachtet."

„Sie sind der Bundesgenosse alles Rechten und Guten, aber dennoch ein Feind meines Glückes."

„Ich glaube nicht, daß man von dem Rechten oder Guten abweichen und dann glücklich sein kann. Des-

halb, Graf, bin ich auch der Bundesgenosse Ihres Glückes."

„Geehrte Frau, nennen Sie nicht das Glück und mich in einem und demselben Augenblick", sagte Hermann mit bitterm Lächeln und setzte sich in einen Sessel neben Stephana. „Sie erzählten mir Elin's Geschichte und Leiden. Ich will nun meinerseits Sie einen Blick in meine Seele werfen lassen, und dann mögen Sie die Größe des Opfers beurtheilen, welches ich bringe, wenn ich Elin's und mein Schicksal wieder verknüpfe. Sie hat mich heute schriftlich benachrichtigt, daß sie morgen von Kungsborg abreist und daß es von mir abhängen wird, ob sie es auf immer verläßt, weil — so lauten ihre Worte — weil, wenn ich die Gattin, die mich zwölf Jahre geliebt, noch einmal verstoße, sie dann Schweden für immer verläßt. Sie reist, wie Sie wahrscheinlich wissen, morgen elf Uhr ab, und habe ich mich nicht bis dahin entschlossen, so habe ich alle Aussicht verwirkt, wieder gut zu machen, was ich verbrochen."

„Und Sie beabsichtigen?"

„Elin alle Genugthuung zu geben, die in meinen Kräften steht. Haben Sie gezweifelt, wie ich handeln würde, nachdem ich alles gehört, was die Arme durch mich gelitten?"

„Graf Hermann, ich habe keinen Augenblick bezweifelt, daß in Ihrer Brust ein edles Herz schlägt, aber —"

„Sie haben es nicht für möglich gehalten, daß ich den Widerwillen überwände, den Elin mir eingeflößt?"

„Oder richtiger, Ihre Abneigung gegen ihre niedrige Herkunft, denn sie ist die Enkelin des Hammerschmieds Ihres Vaters, die Tochter des vormaligen Schutenführers Ihres Vaters."

„Die Zeit, wo ich Werth auf die Geburt eines Menschen legte, ist längst entschwunden. Sie haben mich

ja beinahe meinen eigenen Stand verachten gelehrt. Doch dies ist es nicht, wovon ich sprechen wollte."

Er ergriff Stephana's Hand und schloß sie zwischen seine beiden, indem er sagte:

„Versprechen Sie mir, mich geduldig anzuhören, auch wenn ich in meinen Worten die Grenze, die Sie zwischen uns beiden gezogen, überschreiten sollte und wenn ich in meinen Ausdrücken nicht immer Sir Edward's Phlegma beibehalten kann?"

„Ich verspreche es, weil ich Sie nun kenne und weiß, daß Sie dennoch niemals Sir Edward's Selbstbeherrschung verleugnen werden."

„Ich danke", sagte Hermann, indem er Stephana's Hand küßte und mit einer eigenthümlichen zögernden Bewegung losließ. Hierauf lehnte er sich in dem Sofa zurück und begann mit tiefem Ernst in Ton und Ausdruck:

„Als ich nach meiner Reise im Auslande Selma wiedersah, erweckte sie in mir das lebhafte Interesse, welches ich schon bei ihrem ersten Erscheinen in unserer Familie empfunden. Dennoch aber war sie in meinen Augen stets die ehemalige Gouvernante, welche in dem Hause meiner Aeltern um Lohn gedient, und ich betrachtete sie niemals als meinesgleichen, obschon sie alle meine Gedanken und Gefühle in Anspruch nahm.

„Sie war eine schöne Blume, die ich zu pflücken wünschte, um sie eine Stunde lang im Knopfloch zu tragen und dann ins Grab der Vergessenheit zu werfen.

„Meine Begriffe waren von meiner Kindheit an derart, daß ich das Volk und auch den Mittelstand als einen Haufen untergeordnete Wesen betrachtete, die nur zum Gebrauch und Nutzen der vornehmern da wären. Mit demselben Gefühl, wie die Menschen im allgemeinen auch die edelsten Thiere betrachten, das heißt als Wesen, welche sie beherrschen können und dürfen und die sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu benutzen das Recht

haben — mit beinahe demselben Gefühl betrachtet der wirkliche Aristokrat die große Masse des Volks.

„Daher rührt jene Abneigung, womit der Adel von jeher die Aufklärung und intellectuelle Entwickelung des Volks ins Auge gefaßt hat. Um es beherrschen und nach seinen Wünschen benutzen zu können, war es nothwendig, daß das Volk unaufgeklärt bliebe. Der Bauer braucht nicht lesen zu können um seine Aecker zu pflügen, und der Handwerker braucht nichts weiter zu lernen als das Handwerk, womit er sich ernährt und für dessen Erzeugnisse die Vornehmern ihn bezahlen.

„So denken die Aristokraten, auch wenn sie vom Zeitgeist abgehalten werden, ihre Gedanken laut auszusprechen. Daß diese von Jahrhundert auf Jahrhundert vererbte Denkweise den Grund zu Hochmuth und gedankenlosem Leichtsinn legen muß, wenn es die höhern Klassen gilt, ist ganz natürlich und hat jenes sittenlose Spiel mit den bürgerlichen Frauen hervorgerufen, durch welches sich die Edelleute zu allen Zeiten auf so traurige Weise ausgezeichnet haben und dem ich selbst zum Opfer gefallen bin.

„Hieraus wird Ihnen erklärlich werden, wie es mir möglich war, daß ich, während ich Selma mit leidenschaftlicher Heftigkeit mit meiner Liebe verfolgte, zugleich mit dem Gedanken an eine Vermählung mit dem jungen, reichen Fräulein W. beschäftigt war — einem Project, welchem meine Mutter nicht blos mit besonderer Vorliebe zugethan war, sondern auch Vorschub leistete.

„Fräulein W. gehört, wie Sie vielleicht wissen, einer der angesehensten Familien unsers Landes an und ist dabei sehr reich. Es war mir gelungen, das Herz dieses jungen Mädchens zu gewinnen, obschon, wie ich aufrichtig gestehe, mein eigenes gegen sie vollständig gleichgültig war und blieb.

„Ich war gewohnt, die Ehe nur als eine Sache der Convenienz zu betrachten, wo zwei Personen von gleichem

Range und Vermögen sich vereinigen, um zu ihrem beiderseitigen Erfolg im Leben beizutragen.

„Gerade damals beschloß ich, von meiner Leidenschaft für Selma getrieben, meinen Vater nach Ljungstafors zu begleiten, um — wieder das zärtliche Verhältniß zwischen ihr und mir anzuknüpfen, welches wie ein berauschender Traum vor meiner Erinnerung stand. Nach unserm Verweilen in Strömstad hatte ich meiner Mutter versprochen, nach der Rückkunft von Ljungstafors mich gegen Fräulein W. zu erklären und bei ihren Aeltern, welche diesem Project sehr geneigt waren, um ihre Hand anzuhalten.

„Die Ereignisse, welche folgten, sind Ihnen bekannt. Als ich Ljungstafors verließ, geschah es mit tiefer Erbitterung gegen das Schicksal, welches mich zwang, einer Verbindung, die in jeder Beziehung meinem Stolze schmeichelte, zu entsagen, um eine zu knüpfen, welche ich als verächtlich betrachtete.

„Die Auftritte, welche bei der Nachricht von meiner bevorstehenden Vermählung mit Elin zwischen meinem Vater und meiner Mutter stattfanden, waren von der Art, daß sie meinen Abscheu vor dem Zusammenleben mit einer Frau vermehrten, die ich als so ungeheuer tief unter mir stehend betrachtete, wie Elin.

„Dieses Gefühl gewann das Gepräge einer tiefen Erbitterung, als ich mit Fräulein W. zusammentraf und bedachte, daß ich nun gezwungen war, einer Gattin zu entsagen, an deren Seite mein Ehrgeiz alle mögliche Aussicht gehabt hätte, zufrieden gestellt zu werden. Ja, meine vereitelten Träume von einer glänzenden Zukunft vertilgten alle Spuren meiner Neigung für Selma, und ich klagte sie nun in meinem Innern an, durch ihren Leichtsinn und ihre Schwäche die Schöpferin meines unglücklichen Schicksals geworden zu sein. Ich beschuldigte Elin und den Kapitän, diesen ganzen Auftritt absichtlich herbeigeführt zu haben, um den Grafen Romarhjerta

sich zum Gemahl und Schwiegersohn zu erzwingen. Ich sah darin eine Schlinge, in welche ich gegangen, um dem Ehrgeiz dieser Menschen zu dienen.

„Diese meine Ueberzeugung ward von meiner Mutter lebhaft unterstützt, und die Folge davon war mein fester und unwiderruflicher Entschluß, daß weder Elin noch ihr Vater durch diese Verbindung ihre Absichten gefördert sehen sollten. Ich wollte vielmehr der Welt zeigen, daß, wenn ich auch gezwungen wäre, Elin meinen Namen zu geben, ich gleichwol ihr niemals die Rechte einer Gattin schenken, sondern dadurch, daß ich sie sofort nach der Vermählung verließe, erklären würde, daß ich sie nicht für würdig hielte, ihren Platz an meiner Seite einzunehmen.

„Ach, geehrte Frau, es war ein schändlicher, verworfener Uebermuth, der mir diese Handlungsweise eingab und mir zugleich die Ueberzeugung beibrachte, daß die Tochter des Schiffers Martenson sich sehr bald zufrieden geben würde, dafern sie nur Gräfin hieße."

„Aber", entgegnete Stephana, „sie entsagte sowol Ihrem Namen als auch dem Grafentitel, als sie an der Leiche ihres Vaters niederkniete, und sie beschloß, keins von beiden eher wieder anzunehmen, als bis Sie ihr die Rechte einer Gattin zugestanden und Ihr Herz geschenkt hätten."

„Gleichwol trägt sie jetzt beides", bemerkte Hermann, „und ist sonach ihrem Vorsatz nicht treu geblieben."

„Lassen Sie uns jetzt nicht davon sprechen, Graf, sondern fahren Sie in Ihrer Erzählung weiter fort. Es macht einen wohlthätigen Eindruck auf mich, Sie mit vollkommener Aufrichtigkeit von sich selbst sprechen zu hören."

„Nach der Vermählung", hob Hermann wieder an, „reiste ich direct nach Deutschland, durch die Schweiz und endlich nach Frankreich, um meine Schwester Elina wiederzusehen. Mein Onkel und Elina hatten aber einen

Abstecher hinüber nach England gemacht, sodaß dieser mein Wunsch unerfüllt blieb. Nach dem Zusammentreffen mit meinem Vater verließ ich sofort Paris und kehrte hierher zurück. Auf seinem Sterbebette nahm mir mein Vater das Versprechen ab, niemals durch den Vorschlag einer Ehescheidung Elin noch tiefer zu verletzen und zu demüthigen, sondern nur dann, wenn sie selbst die Lösung des Bandes wünschte, welches unsere Freiheit fesselte, darauf einzugehen. Nach dem Tode meines Vaters kam der Kampf mit pecuniären Bedrängnissen und diese nahmen mehrere Jahre lang meine ganze Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß ich beinahe nur dann an Elin dachte, wenn meine Gläubiger Beschlag auf das Vermögen meiner Gattin zu legen drohten, welche Drohung mich endlich nach einem harten Kampf bewog, Kungsborg zu verkaufen. Ich war ein armer Edelmann mit einem großen und glänzenden Namen, dessen Glanz ich aber nicht mehr aufrecht halten konnte, und als ich mich mit den Meinigen nach Furuhof zurückzog, da fluchte ich beinahe dem Schicksal, welches mich an Elin gefesselt und eine Verbindung mit Fräulein W., wodurch ich ein reicher und angesehener Mann geworden wäre, vereitelt hatte."

„Elin war völlig ebenso reich als Fräulein W.", unterbrach Stephana.

„Das ist wol wahr, aber konnte ich mich wol ihres Vermögens bedienen, da ich sie niemals als meine Gattin anerkannt hatte? Dadurch hätte ich ja der ganzen Welt das Recht gegeben, zu sagen: Er hat die Tochter des Schiffers seines Vaters geheirathet, um in den Besitz ihres Geldes zu kommen."

„Dasselbe hätte man ja auch in Bezug auf Fräulein W. sagen können", bemerkte Stephana.

„Nein, geehrte Frau", antwortete der Graf. „Erstens wußte man, als diese Partie in Frage war, nicht, daß die Grafen Romarhjerta ruinirt waren, und man

hätte niemals Kenntniß davon erhalten. Zweitens war Fräulein W. mir ebenbürtig und man hätte mich niemals beschuldigen können, aus niedrigem Eigennutz eine Mesalliance geschlossen zu haben.

„Nach einem Jahre der Unthätigkeit und bittern Grübelns über die Zukunft, während welcher Zeit ich mich von der übrigen Welt ganz zurückgezogen hielt, traten Sie hier auf."

Hermann schwieg einen Augenblick, dann hob er wieder an:

„Ihre erste Annäherung an mich war eine Demüthigung für meinen Stolz. Ich besuchte Sie, um Ihnen diese Demüthigung zurückzugeben."

Er ergriff lebhaft Stephana's Hände.

„Niemals werde ich den beinahe elektrischen Eindruck vergessen, den Sie auf mich machten, als ich hier eintrat und Sie vor mir standen. Ich weiß nicht, Stephana, ob man Sie im allgemeinen für schön hält, ich weiß selbst kaum, ob Sie es sind — Eins aber weiß ich, nämlich daß niemals etwas einen so magisch fesselnden Eindruck auf mich geäußert hat.

„Vom ersten Augenblick an beherrschten Sie mich gleichsam und zogen mich mit unwiderstehlicher Macht an. Diese Gewalt, welche Sie gegen meinen Willen und trotz meines Stolzes ausübten, war es, die mich, den übermüthigen, unbeugsam stolzen Hermann, vermochte, Ihr erster Diener zu werden. In Ihrer Nähe zu sein, mit Ihnen dieselbe Luft zu athmen, einen Blick des Beifalls von Ihnen zu gewinnen — dies war nun das Ziel meines Lebens, mein Streben und mein höchster Wunsch. Ich war, weil ich einen hohen Lohn darin fand, Sie zu sehen und zu hören, lieber Ihr Diener, als wenn ich in Reichthum und Unabhängigkeit, aber getrennt von Ihnen, hätte leben sollen.

„Mit Einem Worte — ich liebte Sie, — nicht mit jener thörichten und zügellosen Leidenschaft, welche

meine frühern Neigungen kennzeichnete, sondern mit einem tiefen, ernsten, beinahe heiligen Gefühl, welches weder Wünschen noch Begierden Zutritt gestattet. Ich sah in Ihnen ein Wesen, welches höher, edler und reicher begabt war als andere, und ich erkannte in Ihnen den Adel, vor welchem allein man sich mit Ehrfurcht beugen kann und soll. Sie sind ein Kind aus dem Volke — ich weiß es. Sie stammen aus derselben Klasse wie Elin, deren Herkunft ich einmal mit Abscheu und Misachtung betrachtete. Gleichwol haben Sie mich durch Ihre ungewöhnlichen und erhabenen Eigenschaften gezwungen, Sie zu bewundern und zu verehren. Ich fühle meine ganze Unbedeutendheit, wenn ich Ihren und meinen Menschenwerth vergleiche. Ihre Zuneigung versöhnte mich mit meinem vergeudeten Leben, und der Gedanke, daß ich einmal —"

Er stockte und drückte Stephana's Hand an seine Lippen.

„Fahren Sie fort", flüsterte Stephana.

„Der Gedanke, daß ich einmal Ihrer Liebe würdig werden könnte, faßte für mich die höchste Glückseligkeit des Lebens in sich. Gleichwol erschien mir dieser Gedanke so dreist, daß ich erst dann ihm Raum gab, als Sie etwas durchschimmern ließen, was —"

Hermann lehnte sich in dem Sessel zurück und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Was?" wiederholte Stephana.

„Was wie ein Blitz mich erleuchtete und mich einen Augenblick lang glauben ließ, daß —"

„Sie wieder geliebt würden", ergänzte Stephana ruhig.

„Ja."

Es trat Schweigen ein.

Auch Stephana hatte sich zurückgelehnt und schien einige Minuten lang in Gedanken versunken zu sein.

Der Graf seufzte und hob wieder an:

„Aber dieses so glänzende und blendende Licht ging nicht von Ihnen aus, sondern war vielmehr nur der Widerschein meines eigenen Innern, denn gerade in dem Augenblick, wo ich es zu erhaschen glaubte, verschwand es und Sie waren wieder dieselbe, ohne daß auch nur der mindeste Farbenwechsel in Ihrem Antlitz oder ein Beben der Stimme zu erkennen gab, daß ich Ursache gehabt hatte, an ein solches Glück zu glauben, welches, wie ich bald einsah, nur ein leeres Dunstbild war, welches mein krankes Herz sich geschaffen. Wenn sich in Ihrem Herzen nur ein Schatten von Liebe gefunden hätte, würden Sie dann wol unermüdlich an einer Wiedervereinigung zwischen Elin und mir gearbeitet haben? Würden Sie, die Sie wußten, sahen und verstanden, wie ich Sie von meiner ganzen Seele liebte, den Muth gehabt haben, unaufhörlich meine Gedanken auf Elin zurückzuführen, sich zu ihrer Fürsprecherin zu machen und mit allen Kräften dafür zu eifern, daß sie den Platz einer Gattin an meiner Seite eingeräumt erhalte? Unmöglich! Wenigstens einmal würde Ihr Muth Ihnen untreu geworden sein, wenigstens einmal würde ich einen Ausdruck von unterdrücktem Schmerz gelesen haben. Aber nein, nur für Elin's Leiden hatten Sie Thränen, nur für sie besaßen Sie Mitleiden. Mir hielten Sie blos vor, was meine Pflicht war, und zwar obschon Sie lasen, wie viel dieses Opfer, welches Sie von mir forderten, mir kosten würde. Ich hätte auch nicht die Kraft gehabt, es zu bringen."

„Nicht, Graf? Sie sagten aber doch —"

„Daß ich es bringen würde; dies geschieht aber deshalb, weil, wie ich einsehe, meine Schuld gegen Elin so groß ist, daß ich, wenn ich sie mit dem unglücklichen Schicksal, welches ich ihr geschaffen, nicht auszusöhnen suchte, Ihre Achtung für immer verwirkt haben würde. Aber, Stephana, wenn ich gehe, um mein noch übriges Leben ihr zum Sühnopfer zu weihen, so müssen Sie

mir dagegen versprechen, daß ich in Ihrer Nähe leben, Sie sehen, dieselbe Luft mit Ihnen athmen und durch dieses Glück, das einzige, welches das Leben für mich hat, es mir möglich machen darf, meine Pflichten gegen Elin zu erfüllen."

„Graf Hermann, was wünschen Sie? Als Gatte einer andern Frau wollen Sie in der Nähe derjenigen leben, die Sie lieben, aber welche zu lieben Ihre Pflicht Ihnen verbietet! Ich würde mich ja zu Ihrer Mitschuldigen machen, wenn ich, unterrichtet von dieser Liebe, welche ein Verbrechen gegen Ihre Gattin ist, Ihnen erlaubte, an demselben Ort zu bleiben und dieselbe Luft mit mir zu athmen. Nein, Hermann, weit getrennt von Stephana, sich nur auf Ihr Ehr= und Pflichtgefühl stützend, sollen Sie als Elin's Gatte ihr all die Liebe vergelten, die sie für Sie gehegt, alle die Leiden, die sie Ihretwegen zu ertragen gehabt. Dann wird Stephana mit Achtung, ja mit Bewunderung an den Hermann denken, dessen Freundin sie gewesen und stets bleiben wird. Weit, weit hinweg von mir müssen Sie, wenn Sie wirklich wieder gut machen wollen, was Sie verbrochen haben."

„Stephana, wie ist es möglich, in der Grausamkeit so weit zu gehen, daß Sie mir nicht einmal einen einzigen Strahl von Licht auf meinem dunkeln Pfade gönnen?"

„Grausam!" wiederholte Stephana mit wehmüthigem Lächeln. „Nein, nicht grausam, Hermann — ich wünsche blos, daß Sie niemals sich vom rechten Wege verirren, und dies würden Sie thun, wenn Sie glaubten, Ihr eigenes oder Elin's Glück zu schaffen, während Sie in Ihrem Herzen ein Gefühl nähren, welches mit Ihren Gefühlen in offenem Widerspruch steht. Auf den Grund des Unrechts erbaut man niemals Frieden und Zufriedenheit. Seien Sie ein Mann, Graf, und befehlen Sie Ihrem Herzen zu schweigen; unterdrücken

Sie die Wünsche desselben und beherrschen Sie seine Schwäche, opfern Sie sich ganz und vollständig Ihrer Pflicht, oder —"

„Warum reden Sie nicht aus?"

„Oder lassen Sie das arme Opfer Ihrer Stolzes sein Leben hinschleppen wie zeither."

„Ach, geehrte Frau, was verlangen Sie!" rief Hermann.

Er war sehr bleich geworden.

„Jetzt gilt es, ob Ehre und Pflicht über die Schwäche des Herzens siegen sollen", fuhr Stephana fort. „Sind Sie ein Mann von wirklicher Ehre, dann werden Sie Elin nicht zum zweiten male verstoßen. Siegt Ihre Pflicht, dann werden Sie ihr folgen und weit, weit von hier fortgehen. Lassen Sie sich dagegen von der Schwäche beherrschen, die Ihre Liebe erweckt, dann lassen Sie Elin allein reisen, denn wollen Sie gut machen, was Sie verbrochen haben, dann muß das Opfer vollkommen und Hermann Romarhjerta's würdig sein. Nun kein Wort weiter über diesen Gegenstand, wenn es Ihnen beliebt. Beschließen Sie selbst! Beurtheilen Sie selbst, unparteiisch und recht, den Schritt, den Sie thun sollen, und lassen Sie Stephana hoffen, daß der Mann, welcher gesagt, daß er sie so hoch und heilig liebe, auch seinem ganzen Charakter und seinen Handlungen nach edel und groß gesinnt ist."

„Und den Lohn für dieses Edle und Großgesinnte, wo finde ich diesen?"

„In Ihrer eigenen Brust."

Es trat ein langes Schweigen ein. Hermann war aufgestanden und ging eine Weile auf und ab. Endlich setzte er sich an das Piano.

Stephana lehnte sich in die Sofaecke zurück. Sie war bleich und ein Schatten von Schmerz ruhte auf ihrem Antlitz. Plötzlich sang Hermann:

Ging' ich auch weit hinweg bis an der Welten Ende,
Du bliebst doch meines Herzens einz'ge Lust;
Und käm' ich nach Jahrhunderten zurück, so fände
Dieselbe Treu' sich noch in meiner Brust.

Es war dasselbe Lied, welches schon einmal vorher Stephana's Augen Thränen ausgepreßt hatte, und auch jetzt schlichen die klaren Perlen die Wangen hinab und fielen auf die schwarze Seide.

Als Hermann den Schluß gesungen, sprang er auf und stand vor Stephana.

„Du weinst?" sagte Hermann mit leiser, zitternder Stimme.

Stephana fühlte sich von einem leichten Schauer durchrieselt, aber sie blieb unbeweglich.

Er zeigte auf die Thränenperlen, die noch auf dem schwarzen Seidenstoffe standen, und setzte hinzu:

„Es gab eine Zeit, wo ich Jahre meines Lebens darum gegeben hätte, zu wissen, welche Gefühle diese Diamanten hervorpreßten."

„Die auf das Gewand des Kummers fallen", flüsterte Stephana.

„Und jetzt würde ich mein ganzes Leben darum geben, wenn ich nur eine einzige Secunde in Ihrem Herzen lesen und sehen könnte, für wen diese Thränen geflossen sind."

„Für ihn, der mich in Witwentracht gekleidet hat", sagte Stephana und richtete ihr gesenktes Haupt empor.

„Ihn! Es gibt also Einen, der Ihre Gedanken beschäftigt?" sagte Hermann, indem er sie mit düsterm Blick betrachtete.

Stephana warf mit beinahe stolzer Bewegung den Kopf zurück und sagte:

„Ja, meinen Gatten."

„Also liebten Sie ihn?"

„Ach, Graf, ich liebte ihn mit meinem ganzen Sein,

mit jedem Tropfen meines Blutes, mit jeder Faser meines Herzens!“

Stephana hatte sich aus ihrer zurückgelehnten Stellung emporgerichtet; das bleiche Antlitz glühte und in dem Auge lag eine ganze Welt von Hingebung und Liebe.

„Und Sie haben niemals einen andern geliebt?“

„Niemals!“

„Nicht einmal Jacobo?“

„Nein, nicht einmal ihn.“

„Wird Ihr Herz dieser Liebe ewig treu bleiben?“

„Ja, ewig.“

„Aber gleichwol sagten Sie einmal: Wenn ich mich vermähle, so geschieht es aus Liebe und dann werde ich die Trauerkleider ablegen.“

„Ja, das sagte ich.“

„Wie erklären Sie diese Ihre Worte?“

„Sie erklären sich ja selbst, denn da ich keinen andern Mann lieben kann, so werde ich auch nicht die Gattin eines andern Mannes werden.“

„Und die schwarze Tracht niemals ablegen?“

„Graf, wozu diese Fragen? Warum beschäftigen Sie sich mit mir?“

„Weil Sie für mich das ganze Leben sind.“

„Stephana und Sie müssen scheiden. Elin und Sie sollen fortan eins an des andern Seite wandeln. Schon morgen hat ja Stephana aufgehört, in Ihrer Seele etwas anderes zu sein als eine Erinnerung.“

„Ach, Stephana, Gott allein weiß, was ich morgen beschließe; jetzt weiß ich es selbst nicht.“

Er drückte Stephana die Hände und setzte in leidenschaftlichem Tone hinzu:

„Wenn ich den schmeichelnden Irrthum, welcher zuweilen meine Phantasie umgaukelt, den Irrthum, daß — daß Sie mich liebten, nur behalten dürfte!“

„Graf, — Stephana kann nur den Mann lieben

der für seine Pflicht sein Glück opfert und der die Kraft besitzt, selbst dann, wenn die Seligkeit ihm entgegenlächelt, ihr Lebewohl zu sagen, um der Stimme des Gewissens zu gehorchen."

Stephana erhob sich und setzte hinzu:

„Gute Nacht."

Hermann küßte leidenschaftlich Stephana's beide Hände und verließ rasch den Salon.

Stephana folgte ihm einige Schritte, blieb aber stehen und murmelte:

„Keine Schwäche! Der morgende Tag wird beweisen, ob er nicht blos ein Mann von Geburt, sondern auch ein Mann von wahrer Ehre ist."

Neunundvierzigstes Kapitel.

Den größten Theil des folgenden Morgens brachte Stephana bei Elin zu. Als sie das Zimmer dieser verließ, begegnete sie Eklund, welcher sagte:

„Der Herr Graf wünscht Sie zu sprechen, Frau Stephensen.“

Stephana ging in den Salon und Elin's Zofe gab Befehl, daß der Wagen ihrer Gebieterin vorfahren solle.

Als Stephana in den Salon trat, stand Hermann an den Kamin gelehnt und mit einer Wolke tiefen Grams auf der hohen Stirn.

Stephana ging auf ihn zu. Sie war ebenso bleich als er.

„Herr Graf, Sie haben mich zu sprechen gewünscht“, sagte sie mit bebender Stimme und reichte ihm die Hand.

„Ja, ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen“, hob er an, indem er die dargebotenen Hände ergriff und mit Küssen bedeckte. „Wir müssen scheiden; ich werde Sie niemals wiedersehen, Stephana, Sie, deren Anblick die Freude meines Lebens war, aber Sie und die Pflicht gebieten es.“

Er kniete vor ihr nieder und fuhr fort:

„Wenn man mir gesagt hätte: Du sollst auf Rang,

Reichthum und Ansehen verzichten und als gemeiner Soldat das Gewehr auf die Schulter nehmen und auf Posten stehen, aber nach der Erniedrigung des Tages jeden Abend an Stephana's Seite sitzen, ihrer Stimme lauschen und dich in ihren Blicken sonnen, so hätte ich ohne Zögern alles von mir geworfen, was menschliche Größe und Vorzug heißt, um mir ein solches Glück zu erkaufen, ohne mir auch nur mehr zu wünschen als Sie zu hören und zu sehen. Wenn man mir gesagt hätte: Du sollst in Armuth und Demüthigung um dein tägliches Brot arbeiten und mit dem Mangel kämpfen, aber in deiner dürftigen Häuslichkeit sollst du stets Stephana begegnen, da würde ich mein Glück selbst nicht gegen das Himmelreich vertauscht haben. Hätte man von mir verlangt, auf Vaterland und Familie zu verzichten, alles zu vergessen, um mit Ihnen landflüchtig zu werden, so würde ich meine Grafenkrone mit Füßen getreten und niemals das Vaterland oder sonst etwas, was mir theuer gewesen, wiedergesehen haben — glücklich und stolz, Ihnen folgen zu dürfen. So hoch, so über alles liebe ich Sie, und nun —"

Hermann drückte ihre Hände an sein Herz und an seine Augen, indem er mit einem Ausdruck schmerzlicher Verzweiflung hinzusetzte:

„Und nun sage ich Ihnen dennoch Lebewohl. Nun gehe ich, um meine Liebe, mein ganzes Leben, meine ganze Hoffnung ihr zu opfern. Ich bringe mich selbst zum Sühnopfer dar für die Schuld, welche mein Stolz über mich gebracht. — Sind Sie nun zufrieden, Stephana?"

„Ja", flüsterte Stephana und strich ihm mit beiden Händen die Locken zurück, drückte dann ihre Lippen ihm auf die Stirn und hauchte die Worte: „Ich bin nicht blos zufrieden — ich bin glücklich!"

„Glücklich!" rief der Graf und sprang auf; „glück-

lich, während ich mit dem Tod im Herzen mich dem Unglück weihe?"

„Ich bin glücklich, weil ich stolz auf Sie sein kann. Gehen Sie, Hermann, und wissen Sie, daß — daß ich Sie liebe!"

„Ach, Stephana!" rief der Graf und streckte die Arme aus, wie um sie an seine Brust zu drücken, ließ sie aber wieder sinken, indem er stammelte:

„Dank, Dank, Engel! Leb wohl!"

Und damit stürzte er aus dem Zimmer.

In demselben Augenblick rollte ein Wagen die Allee hinunter. Es war Elin, welche allein abreiste.

Die Hände auf das unruhig pochende Herz drückend, stand Stephana an das Fenstergewänd gelehnt.

Eine Minute verging, die ihr vorkam wie eine ganze Ewigkeit, dann hörte sie Tritte in dem Vorzimmer.

Es waren die seinigen.

Gleich darauf stand er bleich und düster vor ihr.

„Elin ist fort! Es ist zu spät, um das Verschuldete wieder gut zu machen."

„Du irrst dich, Hermann", flüsterte Stephana und streckte ihm die Arme entgegen. „Sie ist noch da — **ich bin Elin!**"

„Du!"

Hermann stürzte auf sie zu.

Die zwölf Jahre lang getrennten Gatten ruhten jetzt zum ersten male eins in des andern Armen!

. . . .

. . . .

Es war eine lange Umarmung, die einen ganzen Himmel in sich schloß. Die Erde mit ihren flüchtigen Freuden, ihren bittern Schmerzen war vergessen für diese beiden in das Glück des Augenblicks versunkenen Menschen.

„Ha! nun athme ich wieder auf!" rief eine frohe Stimme von der Thür her. „Meine Rolle ist nun

ausgespielt und ich kann sogar einen Theil von euerer Freude bekommen."

Diese Worte riefen die beiden Gatten wieder zur Wirklichkeit zurück. Stephana wendete ihr von Thränen der Seligkeit bethautes Antlitz nach der Sprechenden herum und reichte ihr die eine Hand, der andere Arm hielt noch Hermann's Hals umschlungen.

„Komm, Elina, und umarme deinen Bruder", sagte sie, dann wendete sie sich zu dem Grafen und setzte hinzu: „Hermann, hier ist deine Schwester, die dich nicht eher Bruder nennen wollte, als bis du Elin dein Herz gegeben."

Der Auftritt, der nun folgte, läßt sich leichter denken als beschreiben. Wir wollen blos hinzusetzen, daß Helfrid im nächsten Augenblick die Freude des Wiedersehens und der Wiedervereinigung mit den übrigen theilte.

Am Abend finden wir Hermann und Stephana auf dem kleinen Sofa in dem Spiegelcabinet vor dem ehemaligen Schlafzimmer der Gräfin Gunilla. Der Graf hatte seinen Arm um Stephana's Leib geschlungen und ihr Haupt ruhte an seiner Schulter.

„Um erst recht zu wagen, an mein Glück zu glauben, welches mir unglaublich vorkommt, mußt du, meine wiedergefundene Braut, Elin's Geschichte durch die Stephana's vervollständigen."

Hermann drückte seine Lippen auf ihre Stirn, indem er hinzusetzte:

„Erzähle mir sie jetzt, während ich dich an mein Herz drücke, damit der Vorhang über die Vergangenheit mit dem heutigen Tage fallen kann und der morgende in meiner Seele nur meine Seligkeit finde."

„Ja", sagte Stephana und sah mit liebevollem Blick

zu ihrem Gatten empor, „laß uns heute Abend die Vergangenheit mit allen ihren Schatten begraben und nur für die Zukunft leben."

„Wirst du aber auch alle diese langen Jahre bitterer Qualen vergessen können?"

„Ob ich sie werde vergessen können? Ach, Hermann, du verstehst nicht, wie ich liebe, wenn du nicht weißt, daß ich schon alles vergessen habe, nur nicht mein jetziges Glück."

„Dank! Dank!" mehr sagte Hermann nicht, der warme Kuß aber, den er auf die Lippen seiner schönen Gattin drückte, war der Dolmetscher seiner ganzen Dankbarkeit.

Einige Augenblicke darauf begann Stephana die verlangte Erzählung:

„Als ich nach dem Tode meines Vaters Schweden verließ, nahm ich den Namen Martenson wieder an, mit dem festen Vorsatz, den Namen Romarhjerta nicht eher wieder zu führen, als bis du mich als dein Weib anerkannt hättest.

„Kurz nach meiner Ankunft in Paris erhielt ich Briefe von meinem Onkel, dem Kapitän Stephensen, der in Amerika wohnhaft war. Wir hatten seit mehreren Jahren keine Briefe von ihm erhalten, nach dem Tode meines Vaters aber hatte ich an ihn geschrieben und ihn von dem Verlust, den ich erlitten, in Kenntniß gesetzt. Nun schrieb er und lud mich ein, nach Boston zu kommen, um ihm seine letzten Lebenstage zu erheitern, denn er stand ganz allein und war kränklich. Er bat mich, im Fall ich seinen Wunsch erfüllen wollte, an einen Verwandten seiner verstorbenen Gattin, Herrn Jacobo Lange, der sich in London aufhielt, zu schreiben, ihn von der Zeit meiner Abreise in Kenntniß zu setzen und, da er ebenfalls nach Amerika zu reisen beabsichtigte, mich ihm für diese Reise anzuschließen.

„Da mich in Paris nichts zurückhielt, so erfüllte ich

den Wunsch meines Onkels sofort und traf in London mit Jacobo zusammen.

„Zu meiner großen Ueberraschung erkannte ich in ihm denselben jungen Mann, der mir den Brief von meinem Vater überbracht hatte, als ich das erste mal in Paris war.

„Während wir in London verweilten, beschrieb mir Jacobo meinen Onkel als ein aus allen möglichen Widersprüchen zusammengesetztes Original. Er war zweimal verheirathet gewesen, jetzt aber Witwer. Von sechs Kindern, die er gehabt, war keins am Leben geblieben und er stand nun ganz allein, war gebrechlich und kränklich, aber Besitzer eines ganz enormen Vermögens. Von heftigem, mistrauischem und herrschsüchtigem Charakter hatte er keinen Menschen, welcher mit Theilnahme und Zärtlichkeit ihn in seinem Alter gepflegt hätte, und dies hatte in dem alten Manne den sehnlichen Wunsch hervorgerufen, das Kind seiner Schwester bei sich zu sehen, um jemand zu haben, mit dem er verwandt wäre.

„Jacobo erzählte mir weiter, er sei der Sohn der Schwägerin meines Onkels, der Schwester seiner zweiten Frau, deren Vater ein nach Amerika ausgewanderter Schwede gewesen. Jacobo war von seiner Mutter erzogen worden, die frühzeitig Witwe geworden; in seinem siebzehnten Jahre verlor er aber auch sie und stand nun ganz allein, ohne Vermögen und ohne einen andern Verwandten als meinen Onkel, der sich erbot, ihn zum Oberaufseher einer seiner Plantagen zu machen.

„Der nach Freiheit und Aufklärung dürstende Jüngling schlug aber dieses seinem freien Geiste nicht zusagende Anerbieten bestimmt aus. Mein Onkel, der es niemals vertragen konnte, wenn man sich seinem Willen widersetzte, ward darüber zornig und erklärte Jacobo mit deutlichen Worten, daß er nun niemals etwas von ihm zu erwarten habe.

„So trennten sie sich und Jacobo ging in die weite

Welt, um sich ohne fremden Beistand Bahn zu brechen. Mit tausenderlei Schwierigkeiten kämpfend und frühzeitig von materiellen Bedrängnissen umringt, entwickelte Jacobo in diesem Kampfe die reichen und ungewöhnlichen Anlagen, womit die Natur ihn ausgestattet.

„Zu seinem Berufe wählte er die Technik und Mechanik. Am Tage arbeitete er in Werkstätten, und wenn andere junge Männer ihre Mußestunden zu Vergnügungen und Zerstreuungen anwendeten, beschäftigte Jacobo sich dagegen mit Studien, übte sich im Zeichnen und Malen und besuchte gelehrte Vorträge, sodaß er gleichzeitig der praktischste und gebildetste junge Mann ward, den man sehen konnte.

„Dieses anhaltende Arbeiten aber, dieser frühzeitige Kampf mit Widerwärtigkeiten und Sorgen, hatte das ursprünglich Heitere und Muthwillige in seinem Temperament gänzlich verscheucht und Verstand und Nachdenken bei ihm so gereift und entwickelt, daß das jugendliche Feuer sich in einen tiefen, alles durchdringenden Ernst verwandelte.

„Nach dreijähriger Arbeit war es Jacobo gelungen, so viel zu ersparen, daß er zu seiner weitern Ausbildung und zum genauern Studium der Branchen, die er zu seinem Berufe gewählt, eine Reise nach England und Frankreich machen konnte.

„In Frankreich verweilte er ein Jahr, während welcher Zeit er mit seinem gewöhnlichen Fleiß arbeitete und sich durch seine Tüchtigkeit und sein mechanisches Genie überall Achtung erwarb. Sein einfaches, anspruchsloses Wesen, sein redlicher, von aller Charlatanerie freier Charakter war aber gleichwol der Grund, daß er nicht die Gabe besaß, sich mit Dreistigkeit und Zuversicht einen Weg zum Erfolg zu bahnen. Ehe Jacobo sich zu einem einzigen Schritt herabgelassen hätte, den sein streng gewissenhaftes Herz ihm untersagte, eher wäre er gestorben.

„Dies ist die Ursache, daß Jacobo nicht das glänzende Glück gemacht hat, welches man mit Grund von seiner ungewöhnlichen Begabung hoffen konnte. Jetzt hat er blos nach einer anspruchslosen Unabhängigkeit gestrebt und diese erlangte er durch seine Arbeit, seinen Fleiß und seinen redlichen Charakter. Obschon an Jahren noch ein Jüngling, hatte er doch niemand als sich selbst zu verdanken, was er war und was er konnte.

„Mein Onkel hatte seine Plantagen verkauft und wohnte jetzt in Boston. Der alte Mann faßte für mich die wärmste Zuneigung und ich ward sein Augapfel. Leider aber war mein Herz für Wohlwollen und Liebe damals so wenig empfänglich, daß ich seine Zärtlichkeit nicht so vergalt wie ich sollte.

„Jacobo wohnte in dem Hause meines Onkels, bezahlte aber dafür. Der alte Mann hatte einmal gesagt, daß er nichts für Jacobo thun wollte, weil dieser sich geweigert hatte, sein Plantagenaufseher zu werden, und der wirklich edelstolze Jacobo konnte unter keiner Bedingung vermocht werden, von dem Verwandten seiner Mutter etwas anzunehmen. Das Erbieten, seine Wohnung in unserm Hause zu nehmen, hatte er, wie schon bemerkt, daher nur unter der Bedingung angenommen, daß er dafür bezahlen durfte.

„Die nähere Bekanntschaft mit Jacobo wirkte wohlthätig auf mein erbittertes, von Kummer bedrücktes Gemüth. Bei ihm dagegen erweckte das tägliche Beisammensein und der trauliche Umgang zwischen uns eine Zuneigung, die durch seine Jugend und Lebendigkeit einen wärmern Charakter annahm, der gleichwol niemals in wirkliche Liebe überging, weil ich durch die Mittheilung, daß ich schon vermählt sei, diese Neigung in treue Freundschaft verwandelte. Als Jacobo hörte, daß ich einen Gatten am Leben hätte, sagte er:

„«Der Onkel hatte mir gesagt, du wärest Witwe.»

„«Er glaubt es selbst», war meine Antwort.

„«Dann hast du ihm also eine Unwahrheit gesagt?» entgegnete Jacobo, und in seinem Blick lag etwas entschieden Misbilligendes.

„«Jacobo!» rief ich, «eher ließe ich mich umbringen, als daß ich jemand die traurige Geschichte meines Lebens erzählte. Was ist die Wahrheit für den, der an nichts glaubt?»

„Jacobo schwieg, aber von diesem Tage an ward er der Arzt meiner Seele. Er war es, der mich vergessen und verzeihen, der mich Böses mit Gutem vergelten und nicht blos dem Namen nach, sondern in allen meinen Handlungen eine wahre Christin zu sein lehrte.

„So verging ein Jahr. Dann aber machte mein Onkel mit mir eine Reise nach Europa. Jacobo und ich trennten uns. Während dieser Zeit begann er sein Herz einer jungen Cousine zuzuwenden.

„Als mein Onkel und ich nach Amerika zurückkehrten, geschah es blos, um uns auf ewig zu trennen. Einen Monat nach unserer Rückkunft starb er nämlich und hinterließ mich als alleinige Erbin des unermeßlichen Vermögens. Ich wollte mit Jacobo theilen, aber es war vergeblich. Das einzige, wozu ich ihn bereden konnte, war, ebenso wie bei Lebzeiten meines Onkels, seine Wohnung in meinem Hause zu behalten.

„Jane Smith war, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Erbstück von dem Nachlasse meines Onkels. Ihre Mutter war während der Zeit, wo er Plantagen besaß, eine Art Hausmeisterin bei ihm gewesen und Jane hatte durch seine Fürsorge eine sehr gute Erziehung erhalten. Gleichwol hatte er in seinem Testament keine Bestimmung zu ihren Gunsten getroffen, sondern sie meiner Berücksichtigung anvertraut. Ich ließ ihr die Wahl, entweder auf eigene Faust das Kapital zu genießen, welches ich ihr aussetzte, oder als eine vollkommen unabhängige Person noch ferner bei mir zu bleiben. Sie zog das letztere vor.

„Fünf Jahre vergingen, während infolge Jacobo's geistiger Führung meine Seele in ihrer intellectuellen und moralischen Entwickelung die wohlthätigsten Fortschritte machte.

„Gegen das Ende des vierten Jahres erhielt ich einen Brief von dem Grafen Runa, welcher mir meldete, daß er wegen seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse nach Amerika überzusiedeln wünschte, um meiner Obhut Elina anzuvertrauen, weil er glaubte, den neuen Schlag, den der Ruin seines Vermögens ihm versetzt, nicht lange überleben zu können, besonders da er erfahren hatte, daß Elina's Mutter und Bruder sich in derselben pecuniären Verlegenheit befanden.

„Ich reiste, von Jacobo begleitet, sogleich nach Frankreich, um den Angelegenheiten des Grafen Runa wieder aufzuhelfen zu suchen. Nicht lange darauf, als dies geschehen war, starb der Graf, nachdem er mir Elina übergeben und das Versprechen abgenommen hatte, sie mit ihrer Mutter auszusöhnen zu suchen. Ebenso mußte ich ihm auch versprechen, im Falle du Kungsborg verkaufen müßtest, diese Herrschaft anzukaufen, damit sie nicht aus der Familie Romarhjerta käme. Er anvertraute Elina's und deine Zukunft meinen Händen, und ich übernahm das Vermächtniß.

„Als der Graf zur Ruhe bestattet war, kehrte ich nach Amerika zurück, begleitet von Elina und Lord Charter, der sie wie ihr Schatten verfolgte.

„Graf Runa hatte von deinem Vater meine Geschichte gehört und sie Elina mitgetheilt.

„Eines Abends, während der Reise nach Amerika, als Jacobo und Elina auf dem Deck saßen, kam das Gespräch auf den Adel, und Elina erzählte, ohne mich zu nennen, Jacobo meine Vermählung und wie du mich verstoßen hattest.

„Gerade während sie so erzählte, kam ich ebenfalls aufs Deck hinauf. Niemand gewahrte mich und ich blieb

hinter Elina stehen und hörte ihre Schilderung meines eigenen Lebens. Ich war vorher von Schmerz niedergedrückt und in sehr düsterer Gemüthsstimmung, die mich seit dem Tode des Grafen Runa und seit meiner Unterredung mit ihm auf seinem Sterbebette fortwährend verfolgt hatte.

„Jetzt, während ich Elina zuhörte, erwachten alle meine durchgekämpften Leiden mit wunderbarer Stärke wieder. Die Erinnerung an meinen Vater und dich, sowie an alles, was ich verloren, trat vor mich und ergriff mit furchtbarer Gewalt mein Gemüth, sodaß ich kurz nach unserer Ankunft in Boston krank ward und einen Anfall von Geistesstörung oder Fieberwahnsinn bekam, der mehrere Tage dauerte.

„Als ich wiederhergestellt war und klar denken konnte, nahm ich Elina das Versprechen ab, niemals zu verrathen, daß ich die Gattin des Grafen Romarhjerta sei.

„Einige Tage darauf sagte Jacobo zu Elina, oder, wie wir sie nannten, Elin:

„«Sage mir, kennst du die verstoßene Gattin des Grafen Romarhjerta?»

„«Ja wohl.»

„«Nun, so sage mir ihren Namen.»

„«Sie heißt Elin», antwortete Elina und sah mich mit unruhigem Blick an.

„«Ist das wahr, Stephana?» fragte Jacobo und betrachtete mich.

„«Ja!» antwortete ich.

„Jacobo sagte weiter nichts.

„Nachdem ich meinem Sachwalter aufgetragen, Kungsborg zu kaufen, beschloß ich hierher zu ziehen, und nahm den Namen meines Onkels an, damit du nicht ahnen solltest, wer ich sei. Zugleich verabredete ich mit Elina, daß sie Elin's Rolle spielen solle, damit ich sähe, wie du handeln würdest. Jacobo aber ward durch diese Maskerade gleichwol nicht getäuscht, denn ich hatte wäh-

rend meiner Gemüthsstörung alles verrathen, aber er sagte mir nicht eher etwas davon, als bis ich ihn selbst aufforderte, es zu thun. Als du nach England reistest und ich klar und bestimmt eine Vorstellung von deinen und meinen Gefühlen vor meiner Seele haben wollte, da erst erzählte ich Jacobo die Geschichte meines Lebens, und nachdem er mit seiner alles versöhnenden Lebensphilosophie zu mir gesprochen, fühlte ich, daß ich wieder Muth besaß, eine zärtliche Tochter gegen deine Mutter zu sein und geduldig zu warten, bis ich zu mir selbst sagen könnte: Hermann ist würdig, so hoch geliebt zu werden, wie ich ihn liebe, denn er hat mir Beweise von dem höchsten Grade von Seelenstärke und Gewissenhaftigkeit gegeben, als er auf Kosten seines eigenen Glückes gut machen wollte, was sein Stolz verbrochen."

„Und deshalb ließest du mich die Prüfung bis auf das Aeußerste durchmachen?" fiel Hermann ein.

„Ja, mein hochherziger Liebling", entgegnete Stephana, indem sie ihren Arm um seinen Hals schlang. „Das Herz wäre mir gebrochen, wenn du wankend geworden wärest, denn dann wäre es in seinem Glauben an dein starkes Pflicht- und Ehrgefühl getäuscht worden."

„Wenn ich mir alles, was geschehen ist, überdenke, kommt es mir vor wie ein Traum, aus welchem ich fürchte zu erwachen", sagte Hermann und bog sich nieder zu Stephana. „Bedenke, daß ich anderthalb Jahre lang dich an meiner Seite gehabt, daß ich dich bis zum Wahnsinn geliebt und dennoch nicht gewagt habe, die Arme auszustrecken, um dich an meine Brust zu drücken, dich, welche ich vor Gott und Menschen das Recht hatte mein zu nennen!"

„Nein, Hermann, dieses Recht hattest du verwirkt. Elin war einmal verstoßen worden und nur durch deine Liebe konntest du sie wiedergewinnen."

„Nicht Elin, sondern Stephana ist es, die ich liebe. Für mich bist du ewig Stephana, denn unter diesem

Namen hast du mein Herz erobert und beherrscht. Als Stephana habe ich dich bewundern und anbeten gelernt."

Hermann bedeckte das reizende Antlitz seiner Gattin mit Küssen, dann betrachtete er sie und sagte:

„Wie ist es möglich, daß du eine solche Veränderung hast erfahren, daß du so schön, so überlegen, so edel und so ungewöhnlich hast werden können, du, das unansehnliche und beinahe häßliche Kind, an welches ich so widerstrebend mein Schicksal fesselte!"

„Wenn ich wirklich überlegen, edel und ungewöhnlich bin, so ist es Jacobo's Werk. Wenn ich schön bin, so ist es die Natur, die mich auf diese Weise geformt hat, nachdem ich meine physische und moralische Entwickelung erlangt habe."

„Aber sag' mir, woher hattest du die Kraft, so stark zu bleiben, wie du unter dieser Zeit gewesen bist?"

„War ich wirklich stark? Ich glaube es nicht, denn es gab ja Augenblicke, wo —"

„Wo ich glaubte, dein Herz durch die Eisrinde deines Aeußern durchglühen zu sehen. Ja, das ist wahr", sagte Hermann, „daß ich zuweilen gleichsam einen Blick in den sich öffnenden Himmel werfen konnte, aber du schlossest die Pforte sofort wieder und überließest mich der Qual der Ungewißheit."

„Weil ich zu dem Hermann, der nicht blos mein schwaches Herz, sondern auch meine ganze Hochachtung und Bewunderung gewonnen, mit wirklichem Stolz sagen wollte: Ich bin dein!"

„Ja, nun bist du mein!" flüsterte Hermann.

Schluß.

Am nächstfolgenden Morgen, als man frühstücken wollte, war der Lord der erste, der in den Speisesaal trat. Er sah verdrießlich aus und warf sich nachlässig in einen Schaukelstuhl.

Einen Augenblick später trat Elina ein. Als sie den Lord sich ganz verzweifelt hin- und herschaukeln sah, brach sie in ein schallendes Gelächter aus und rief:

„Aber mein Gott, Mylord, sind Sie denn nicht auf dem Wege nach Stockholm, um dort Ihre Mutter zu treffen?"

„Wie könnte ich das, da Sie hier sind?" antwortete der Lord und fuhr fort sich zu schaukeln.

„Aber Sie reisten ja gestern früh ab", sagte Elina, indem sie auf einem kleinen Sofa Platz nahm.

„Gerade so wie Sie, und ich sehe nicht ein, was mich hätte abhalten sollen, ebenfalls gerade so wie Sie wieder umzukehren."

„Ich hatte einen Grund, weshalb ich hierher zurückkehrte."

„Einen solchen hatte ich auch."

„Und welchen, wenn ich fragen darf?"

„Den, nicht eher von Ihrer Seite zu weichen, als bis Sie mir Ihre Hand geschenkt haben."

„Und wenn ich Ihnen dieses Geschenk nun niemals bewillige?"

„Dann folge ich Ihnen durch das ganze Leben."

„Eine niedliche Aussicht, das ganze Leben hindurch einen excentrischen Engländer auf den Fersen zu haben!"

„Das läßt sich sehr leicht dadurch ändern, daß Sie ihn an Ihrer Seite gehen lassen. Können Sie wirklich sagen, weshalb es Ihnen so schwer wird, ein so einfaches Wort wie Ja auszusprechen?"

„Weil es mir besser gefällt, Nein zu sagen."

„Da irren Sie sich, Gräfin; hätten Sie Lust dazu gehabt, so hätten Sie mich längst mit einem entschiedenen Nein verabschiedet."

„Oho! Nun wollen Sie wol gar noch behaupten, ich hätte Sie aufgemuntert und Ihnen Hoffnung gemacht?"

„Allerdings haben Sie das gethan — das ist vollkommen wahr."

„Sie sind wirklich abscheulich, Mylord! Habe ich Sie nicht hundertmal gebeten, mich zu verlassen, und Ihnen gesagt, daß Sie niemals mein Gatte werden würden?"

„Allerdings, aber Sie haben dies auf eine Weise gesagt, welche mir deutlich zu verstehen gab, daß ich bleiben sollte, während Sie mich gehen hießen, und daß ich hoffen durfte, während Sie mir alle Hoffnung rauben zu wollen schienen. Ergo, Gräfin, bleibt Ihnen weiter nichts übrig, als mir die Hand zu reichen und zu sagen: Nimm hier den Lohn für deine thörichte Liebe! Dies müssen Sie aber nun auch sogleich thun, damit alles abgemacht ist, ehe Ihr Bruder, Ihre Schwester und Ihre Schwägerin kommen."

„Meinen Sie? — Sie wissen also wol schon, daß der Graf mein Bruder ist?"

„Ich weiß alles. Der Graf hat mir heute früh gesagt, daß er der Gatte der bezauberndsten Frau ist,

die ich jemals gesehen, und der Bruder der thörichtsten und flatterhaftesten, die ich jemals kennen gelernt. Ebenso weiß ich, daß Sie ganze vier, fünf Monate seine verstoßene Gattin gespielt — eine Rolle, die Sie gleichwol ganz erbärmlich schlecht gespielt haben, denn Sie ließen mich, der ich ein uneingeweihter Zuschauer sein sollte, hinter die Coulissen gucken und ich ahnte gleich von unserer Ankunft in diesem Hause an, daß Sie irgendeine dramatische Aufgabe vorhätten, weil Sie sich nicht mehr Frau Wicker nannten, sondern Ihren Familiennamen Romarhjerta wieder annahmen. Zugleich kam es mir verdächtig vor, daß Sie mir sagten, ich sollte nicht von Ihrer Verwandtschaft mit dem Grafen Runa u. s. w. sprechen. Ich schwieg auch, denn uns Engländern fällt das Schweigen nicht schwer, dabei aber nahm ich mir vor, zu beobachten, und ich merkte bald, daß hier eine Mystification im Werke war, deren Endresultat darin bestehen würde, daß — Sie mir Ihre Hand reichten. Nun, habe ich unrecht gehabt?"

„Ich muß Ihnen wol recht geben, um Ihren Verfolgungen endlich einmal zu entrinnen", antwortete Elina lachend und reichte dem Lord die Hand. „Spitzen Sie sich aber nicht etwa auf ein stilles Glück!"

„Nein, Gräfin", antwortete der Lord und küßte die kleine Hand mit einer gewissen Lebhaftigkeit. „Ich rechne vielmehr darauf, an Ihrer Seite eine entzückende Hölle zu genießen."

„Eh bien, dann bin ich es zufrieden."

Im nächsten Augenblick waren alle, außer Stephana, im Zimmer versammelt.

„Bekommen wir die Königin des Tages nicht zu sehen?" fragte der Lord den Grafen Hermann.

„O ja — sie wird wahrscheinlich sogleich kommen", antwortete der Graf.

Jacobo näherte sich Elina und sagte leise mit seinem schönen, ernsten Lächeln:

„Ich habe dir ein Unrecht abzubitten.“

„Wirklich? Dann gewähre ich dir meine Verzeihung im voraus.“

„Stephana hat mir mitgetheilt, daß du beschlossen hattest, wenn der Graf die Prüfung nicht bestünde, ihn niemals als deinen Bruder anzuerkennen“, sagte Jacobo. „Seine Aussöhnung mit Stephana war für dich der Maßstab, wonach du seinen Menschenwerth beurtheilen wolltest, und dies, Elina, beweist, daß ich unrecht hatte, als ich dich für eine Schauspielerin ohne Herz und ohne tiefere Gefühle hielt.“

„Ach mein bester Jacobo“, antwortete Elina, „du hattest vollkommen recht, als du mich für oberflächlich hieltest, denn ich bin eine unverbesserliche Thörin. Aber siehst du, Stephana ist nicht meine Wohlthäterin, sondern die meines edeln Onkels gewesen. Als er durch Unglücksfälle alles verlor, was er besaß, übertrug sie auf ihn die Hälfte von dem, was sie von ihrem Vater geerbt, sodaß das Erbtheil, welches Hermann von unserm Onkel erhalten und auf welches ich verzichtete, weil ich den Vater meines verstorbenen Gatten beerbte, eigentlich Stephana's Vermögen ist. Eine Freundin, die mich mit Zärtlichkeit und Wohlthaten überhäuft, die sich zur Fürsprecherin bei meiner Mutter gemacht und mir die lange verschlossenen Mutterarme geöffnet, hat ein Recht auf die wärmsten und edelsten Gefühle meines Herzens.“

Hermann hatte Elina's Worte aufmerksam angehört. Eben als sie geendet hatte, trat Stephana ein.

Allen entschlüpfte ein Ausruf der Ueberraschung, so entzückend schön war sie in dem hellgrauen mit hellrothem Bande verzierten Seidenkleid, während das dunkle Haar durch eine hellrothe Schleife geschmückt ward.

Niemand von den Anwesenden außer Hermann hatte Stephana je in anderer als schwarzer Tracht gesehen; als er sie aber als Elin Martenson gesehen, war ihre Erscheinung von ihrer jetzigen so verschieden gewesen,

daß gewissermaßen auch er sagen konnte, er habe sie nie anders als in Trauerkleidung gesehen.

Er ging ihr entgegen, indem er mit strahlendem Blick sagte:

„Die Witwentracht ist verschwunden.“

„Elin's Trauer ist durch Stephana's Seligkeit geendet“, antwortete sie ihm, indem sie ihm die Stirn zum Kusse bot.

„Erlauben Sie mir, Sie als Gräfin Romarhjerta zu begrüßen und Ihnen Glück zu wünschen“, sagte Lord Charter und küßte Stephana's Hand.

„Und mir erlauben Sie, Ihnen Glück zu wünschen, Mylord, daß es Ihnen gelungen ist, Elina Wicker in Lady Charter zu verwandeln“, antwortete Stephana lächelnd.

„Heute ist ein Tag der Glückwünsche“, sagte Jacobo leise zu Helfrid. „Blos für Sie und mich hat man keine.“

„Nicht alle Menschen sind für das Glück geschaffen“, antwortete Helfrid. „Ich suche es auch nicht, sondern werde Ihrem Rathe folgen und nur der Veredlung und Ausbildung meines Geistes leben. Ich beabsichtige, Elina nach England zu begleiten.“

„Und ich will leben um zu arbeiten und mich Ihrer zu erinnern“, antwortete Jacobo. „Ich werde die Arbeit zu meinem Adelsbrief machen.“

„Ja, dies ist ein Ziel, welches Ihrer würdig ist“, sagte Helfrid mit tiefem Ernst. „Wir haben nun gesehen, daß auch ein Mann von Geburt sich stolz und glücklich fühlen kann, eine Tochter des Volks seine Gattin nennen zu dürfen, wenn sie sich, wie Stephana, durch wahre christliche Tugenden geadelt hat.“

In unserm nächsten Werke werden wir Jacobo wiederfinden und sehen, ob es ihm gelingt, seinen Wahlspruch: „Arbeit adelt“, durch die That zu bewahrheiten.

Ende.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



